Das Volk des Ghetto

Das Volk des Ghetto.

Das Volk des Ghetto

Unter Mitwirkung von

H. Blumenthal und J. E. Poritzky

herausgegeben von

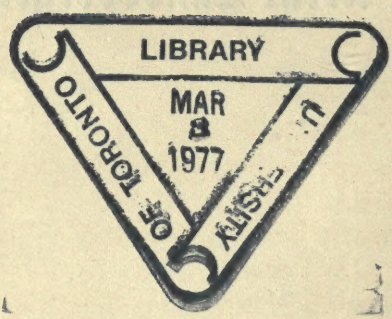
Dr. Artur Landsberger

LIBRARY
MAR
1971
TORONTO

1916

Verlegt bei Georg Müller München

PN
6067
V66
1916



Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Chawa Rubin. Von Alexander Swientochowski	43
Ein Sabbat. Von Pauline Wengeroff	73
Märchen aus dem Ghetto. Von Leopold Kompert	83
Der Radisch vor Col-Nidre in der Altneusynagoge. Von S. Kohn	99
Das Röfele. Von Nathan Samuely	133
Pogrom. Von Marim Gorki	149
Eine Hochzeit im Ghetto. Von Jacob Fromer	159
Sabbat-Abschied. Von J. L. Poritzky	177
Ein Märchen. Aus den Memoiren der Glückel von Hameln	185
Maßer. Von M. Goldschmidt	199
Die Toteninsel. Von Dr. J. Eliaschoff	237
Rebb Mosche Aphikomon und der Prophet Eliahu. Von J. Niemirower	245
Chajim Esra Kapitän. Von J. Niemirower	253
Der Retter. Von J. L. Poritzky	263
Das Tüpferl auf dem J. Von Nathan Samuely	269
Der Rabbi von Rothenburg. Von David Feuchtwang	295
Sagen aus dem Talmud. Von M. Jakob	323
Der Musikant. Von Lorenz Scherlag	341
Aus dem Leben der Karaiten. Von Ruben Hahn	353
Die Tat. Von David Rothblum	367
Der Schatz der Armen. Von Hans Ludwig Held	379
Sagen der Prager Juden. Von L. Weisl	385
Ghetto. Von Semjon Juschkewitsch	417
Tante Guttraud. Von S. H. von Mosenthal	463
Alt Babele. Von Leopold Kompert	483

Das Volk des Ghetto.

I.

Verbreitung und Zusammensetzung.

Während des Weltkrieges, dieses furchtbaren Völkerringens, in das die gesamte zivilisierte Welt nun seit einem Jahre hineingezogen ist, haben unsere Sympathien und Antipathien schon mannigfache Wandlungen erfahren. Inmitten dieses riesenhaften Kampfes, der alle Begriffe von Menschlichkeit und Nächstenliebe in einem wilden Chaos aufzulösen scheint, steht aber eine Figur, die in ihrer ganzen gewaltigen Tragik erst jetzt auch bei der Allgemeinheit Interesse erweckt und tiefstes Mitleid ausgelöst hat: der polnische Jude. Jeder andere, Freund wie Feind, weiß, wofür er streitet und wofür er sein Leben läßt. Die Begriffe „Heimat“ und „Vaterland“ haben in jedes Menschen Brust die Flammen der Liebe entfacht, haben die höchsten ethischen Forderungen erfüllt, haben natürlicherweise alle konfessionellen und alle Standesunterschiede aufgehoben und endlich alle Parteien zu einer einzigen verschmolzen. Der Prinz und der Bauer, der Gelehrte und der Richter, der Kaufmann und der Arbeiter, seien sie nun Christen, Juden oder Türken, sie tun alle ihre äußerste Pflicht und sterben freudig für ihr Vaterland.

In Rußland allein stirbt der Jude nur — weil er ein Jude ist. Die unwiderlegbaren greuelvollen Dokumente, die man über das Schicksal der polnischen Juden in diesem Kriege veröffentlicht hat, haben diese Menschen, die nur Verfolgung und Elend kennen, die man schlimmer als wilde Tiere behandelt hat, so sehr in den Vordergrund des Interesses und Mitgefühls gerückt, daß der Augenblick nicht ganz unpassend scheint, über dieses Volk einiges zu sagen und dem Publikum, das mein „Ghettobuch“ willkommen aufnahm, zum andern

Mal zu zeigen, wie kein noch so großes Leid, kein noch so großes Martyrium, die Sehnsucht nach Poesie im polnischen Juden zu ersticken vermochte; daß vielmehr trotz oder besser wegen der ungeheuren wirtschaftlichen und seelischen Not, der politischen Verfolgung, der blutigen Pogrome, der tiefsten Verzweiflung das Bedürfnis nach poetischen Werten nicht umzubringen war; daß es vielmehr die polnisch-jüdischen Dichter nur zur höchsten Kunstleistung aufgestachelt hat. Und man wird in der Tat bei keinem andern Volk der Erde einen so reichen Quell echten und tiefen Gefühls wiederfinden, wie in der stiefmütterlich behandelten Literatur des polnischen Juden, wie in der Literatur des Ghetto.

o

Die Etymologie des Wortes „Ghetto" findet sich in keinem Lexikon. Dem Namen nach weist das Wort nach Italien als seinem Entstehungslande, wo ja tatsächlich auch in der Frühzeit Ghetti bestanden, Stadtviertel oder Straßen, die ausschließlich von Juden bewohnt wurden. In Urkunden aus dem Jahre 1000 werden solche Stadtbezirke bereits in Venedig, Salerno und anderen Städten erwähnt. Sie wurden Juderia genannt, Judaea oder Judaica, woraus der italienische Name Giudecca und aus diesem wahrscheinlich das korrumpierte Wort Ghetto entstand.

Manche Forscher neigen der Ansicht zu, daß die Entstehung der Ghetti nicht ausschließlich der christlichen Unduldsamkeit zuzuschreiben sei, sondern teilweise auch dem jüdischen Hang nach Absonderung und Zusammengehörigkeit. Diese Auffassung werde durch den Umstand bestätigt, daß auch dort, wo die Juden weder durch den Papst noch durch den Kaiser in ihrer Freiheit beschränkt wurden, dennoch zusammenhielten und beisammen wohnen wollten, so zum Beispiel in Livorno zur Zeit der Mediceer, in Padua Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

Aber dieſe Anſicht iſt leicht zu widerlegen. Das jüdiſche Zuſammengehörigkeitsgefühl iſt immer die Folge und nie die Urſache; es kommt erſt infolge von Unterdrückungen zum Bewußtſein und zur Äußerung. Denn wo immer die Juden vollſtändige Gleichſtellung erlangt haben, ſind ſie ſofort aus dem Ghetto herausgekommen und das Brüderlichkeitsgefühl begann zu ſchwinden. Und wenn ſie zur Macht gelangten, benutzten ſie dieſe niemals, um ausſchließlich den Juden zu helfen; denn es gibt keinen geheimen Bruderbund der Synagoge. Wie im Kriege 1870/71 franzöſiſche und deutſche Juden gegeneinander kämpften, ſtehen auch im gegenwärtigen Kriege deutſch-öſterreichiſch-türkiſche Juden und ruſſiſch-engliſch-franzöſiſche Juden einander feindlich gegenüber. Man wird nirgends glühendere Patrioten finden als unter den Juden; ſie ſind Deutſche in Deutſchland und Engländer in England. Sie ſind nur keine Ruſſen in Rußland, weil man ihnen nicht geſtattet, es zu ſein. Dort zwingt man ſie zu einem Ghettodaſein.

Soviel ſteht jedenfalls feſt, daß die Exiſtenz des Ghetto weit älter iſt als das Wort. Und wie alle Wörter im Laufe der Jahrhunderte ihren Sinn gewandelt haben, ſo iſt auch der Sinn des Wortes „Ghetto“ ein anderer geworden. Während es in früheren Zeiten mancherorts nichts anderes bedeutete als Iſolierung und Abſonderung, verbindet jeder moderne Kulturmenſch mit dieſem Worte die Vorſtellung von Qual und Not, von Marterung jeder Art, von Raub und Plünderung, von Mord und Schändung.

*

In dieſer ganz umfaſſenden ſchrecklichen Bedeutung gab es ſchon im alten Rom ein Ghetto.

„Dort duldete man die Juden teils des Einkommens wegen, das man von ihnen zog, teils benutzte man ſie als abſchreckendes Beiſpiel, damit die Chriſten ſehen ſollten, wieviel die ‚Un-

gläubigen' ſchon in dieſem irdiſchen Leben zu leiden haben. Dabei befolgte man auch nicht das anderswo beliebte Syſtem, einzelne Juden ſich bereichern zu laſſen, um ſich dann mit einem Griffe ihres Vermögens zu bemächtigen, ſondern hielt ſie immer ſo gedrückt, beſchränkte ſie ſo ſehr in jedem Erwerb, daß ſie nicht zum Wohlſtand, geſchweige denn zu Reichtum gelangen konnten. Deshalb kamen auch in Rom Plünderungen von Judenhäuſern ſeltener vor als in anderen Städten. Ganz ließ ſich freilich der Pöbel dieſes Vergnügen auch in der ewigen Stadt nicht nehmen, aber er wartete immer eine beſondere Gelegenheit dazu ab. So wurden beim Tumult, der die Ermordung Basvilles begleitete (13. Januar 1793), die Judenhäuſer geplündert, und die Plünderung wurde wiederholt, als die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten nach Rom kam. Einige Jahre ſpäter nach Abzug der Franzoſen wurden die Juden wieder geplündert, und die Rückkehr des Papſtes im Jahre 1815 wurde ebenfalls mit einer kleinen Plünderung gefeiert.

Unter Pius dem Neunten wurden zu Oſtern des Jahres 1847 zuerſt die Mauern, welche das Ghetto einſchloſſen, niedergeriſſen, und auf ſeinen Befehl wurde auch der erniedrigende Huldigungsakt, den die Juden jedes Jahr der Stadt Rom und dem Papſte leiſten mußten, ganz abgeſchafft. Früher mußten die Vertreter der Juden in vorgeſchriebener lächerlicher Tracht vor dem Senator und den Konſervatoren der Stadt erſcheinen und mit demütigen Worten die Huldigung leiſten. Einer der Konſervatoren verſprach ihnen hierauf Schutz und Sicherheit, vorausgeſetzt, daß ſie den Befehlen der Obrigkeit jederzeit gehorchen und die vorgeſchriebenen Judenſteuern pünktlich entrichten würden. Dann entließ er ſie mit dem Worte: Marſch! das mit einem Fußtritt begleitet war. Der Aufzug der Judendeputation zum Kapitol in ihrer ſonderbaren Tracht gab natürlich dem Pöbel Gelegenheit zu allerlei Neckereien

und Hänseleien, von denen die Juden erst im Jahre 1827 befreit wurden, als ihnen auf ihre Bitten gestattet wurde, in gewöhnlicher Tracht zu erscheinen.

Den Übergang von den mehr komischen zu den rein tragischen Leiden der Juden in Rom bilden die Wettrennen, zu denen sie im Karneval gezwungen wurden und wobei es ihnen oft viel schlimmer erging, als den Pferden, welche ebenfalls zur Belustigung des römischen Volkes längs des Korso rennen mußten. Wer einmal selbst ein solches Karnevalsrennen mitangesehen oder auch nur aus der Beschreibung kennt, welche Goethe davon in seiner italienischen Reise gibt, wird sich eine Vorstellung von dem machen können, was die Juden dabei zu leiden hatten; denn wenn auch die armen Pferde hier und da malträtiert wurden, so galt dies doch nicht für ein so verdienstliches Werk wie die Mißhandlung der Juden. Mit nackter Brust und nackten Beinen mußten acht Juden eine Strecke von beinahe einem Kilometer laufen, und manchmal wurden sie noch vorher gezwungen viel zu essen, damit ihnen das Rennen um so beschwerlicher fallen sollte. Versuchte es einer zu entweichen, so wurde er von den Wachen mit Lanzenstichen zurückgetrieben, und ein frommer Chronist berichtet mit wahrer Befriedigung, wie die Juden einmal bei furchtbarem Unwetter, bei Wind und Regen, ‚wie sie es verdienten', laufen mußten. Dabei erlaubte sich der Pöbel noch allerlei Mißhandlungen der Juden, denen die zahlreichen Strafandrohungen, welche die Regierung dagegen erließ, nicht Einhalt tun konnten. Kam es doch vor, daß Leute aus dem Volke auf den Rücken der Juden stiegen und sich ihrer als Reittiere bedienten! Es war aber nicht bloß der Pöbel, welcher die Juden quälte. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts pflegte ein Marchese sich damit zu unterhalten, die vorbeigehenden Juden mit siedendem Wasser zu begießen und sie zum Ziele von allerlei Wurfgeschossen zu machen. Nachdem er diesen

Sport einige Zeit betrieben hatte, wurde er vom Gouverneur von Rom vorgeladen und ihm die Fortsetzung dieser Unterhaltung verboten; doch wurde ihm gestattet ‚zur Zerstreuung die Juden mit Früchten zu bewerfen', was der edle Marquis sich nicht vergebens gesagt sein ließ."

Noch bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts drängten sich im Judenviertel Roms die Häuser der armen Juden zusammen wie eine Schar Aussätziger. Erst durch Naturgewalten ist das römische Ghetto zerstört worden. Richard Voß läßt in seinem tendenziösen Schauspiel „Daniel Danieli", das den Zusammenbruch des Ghetto durch Wassersnot darstellt, seinen Helden sagen: „Man zwang euch, in der Absonderung zu leben; und in der Absonderung schlosset ihr euch fest aneinander, bildetet ihr einen Bund, wurdet ihr einig und stark."

Dieser Zusammenschluß, der — wie sich an Hand historischer Quellen nachweisen läßt — immer auf Zwang und nie auf freiem Willen beruhte, zeitigte auch in anderen Städten des mittelalterlichen Italien Ghetti, so in Padua, Siena, Verona und anderwärts, und natürlich auch in anderen Ländern.

*

Allen übrigen voran: in Spanien.

Hier war im Jahre 1412 unter der Regierung Johannes des Zweiten zu Valladolid eine äußerst strenge Verordnung erschienen, die alle Juden in ein abgesondertes Viertel verwies, das mit Mauern umgeben und nur mit einem einzigen Tore versehen werden sollte. Körperliche Züchtigung und die Beschlagnahme seines ganzen Vermögens traf jeden Juden, der außerhalb des Judenviertels zu wohnen wagte. Kein Jude sollte künftig mehr die Medizin ausüben, einer Apotheke vorstehen, den Handel mit Material- und Eßwaren betreiben, oder als Gastwirt, Verwalter, Einnehmer von öffentlichen oder privaten Einkünften usw. sich fortbringen. Es war ihnen verboten,

neben den Christen zu essen, ihren Leichenbegängnissen beizuwohnen und christliche Dienstleute, Handwerker, Gärtner und Hirten zu halten. Man verwehrte ihnen selbst den Zutritt zu den Gewerben der christlichen Schneider, Schuster, Fleischer, Tischler, Kupferschmiede und Hufschmiede. Man nahm ihnen das Recht, Richter aus ihrer Nation zu wählen, und gestattete ihnen nicht mehr, von ihren Gemeindemitgliedern Abgaben zu erheben, noch die an den König zu entrichtenden Steuern selbst unter sich zu repartieren. Christliche Frauen durften das Judenviertel nicht betreten; jüdischen Frauen war es untersagt, Kleider aus Stoffen anfertigen zu lassen, die einen festgesetzten niedrigen Preis überschritten. Über diesen billigen Kleidern mußten sie Mäntel tragen, die bei den Frauen vom Kopf bis zu den Füßen herabgingen. Schmuck war ihnen verboten. Endlich war den Juden untersagt, aus Spanien zu fliehen, bei Strafe persönlicher Dienstbarkeit und der Beschlagnahme ihrer Güter; den Haus- und Grundbesitzern war verboten, flüchtige Juden aufzunehmen oder zu beherbergen. — Dieser Erlaß bezweckte nichts anderes, als die Juden an das Land zu ketten und ihnen den Abzug zu erschweren, um sie desto bequemer ausbeuten zu können.

Unter der Regierung des gütigen aber schwachen Heinrich des Vierten von Kastilien proklamierte der Rat 1482 das Verbot, „daß keine Frau und kein Mädchen von über zehn Jahren die Judenstadt weder bei Tag noch bei Nacht ohne eine männliche Begleitung im Alter von wenigstens vierzehn Jahren betreten solle, unter Androhung von neun Tagen Gefängnis und einer Geldstrafe von sechzig Maravedis, deren eine Hälfte der Denunziant, die andere die Justiz erhalte". Zugleich wurde bekanntgemacht, „daß keine Christin weder mit noch ohne Begleitung an Sabbat- und Festtagen weder Feuer anzünde, noch im Hause der Juden für einen Juden koche; im Übertretungsfalle sollte die Christin mit fünfzig

Peitschenhieben, und der Jude, der solches in seinem Hause dulde, jedes Mal mit zweihundert Maravedis Strafe belegt werden". Man verbot den Juden, „ihr Brot in den Öfen der Christen zu backen, ihre Kaufläden an den christlichen Feiertagen zu öffnen, an Sonn- und Feiertagen öffentlich Arbeit zu verrichten", und befahl ihnen, um den Denunzianten das Handwerk zu erleichtern, Erkennungszeichen auf ihren Kleidern zu tragen. — Ferner wurde wieder das Gesetz eingeschärft, „daß es niemand wage, in der Judenstadt zu verkaufen: Gemüse, Früchte, Eßwaren, Heu und Gerste. Das außerhalb der Juderia von Juden Gekaufte sollte bis an das Tor der Judenstadt gebracht, sie selbst aber nicht betreten werden, unter Androhung des Verlustes dessen, was sie gekauft, und einer besonderen Geldstrafe von vierundzwanzig Maravedis, wovon die Hälfte dem Denunzianten, die andere Hälfte der Stadtkasse verfiel. Daß ferner weder eine Frau, noch ein Mädchen die Straße der Judenstadt unter irgendwelchem Vorwande ohne männliche Begleitung betrete, sich überhaupt ohne diese in ihr befinde, unter Androhung der obigen Geldstrafe und drei Tagen Gefängnis. Daß keine jüdische Familie weder eine Frau, noch ein Mädchen in ihrem Hause aufnehme, bei Gefängnisstrafe von neun Tagen und fünfhundert Maravedis. Daß keine Frau und kein Mädchen sich bei einem Juden oder einer Jüdin vermiete, bei Strafe von vierundzwanzig Maravedis und drei Tagen Gefängnis".

Fast keine Stadt des mittelalterlichen Spanien, in der sowohl von den Fürsten, wie von den Päpsten nicht ähnliche Dekrete erlassen worden wären. Erst die allgemeinen Judenvertreibungen, die unter Ferdinand und Isabella 1492 ihren Höhepunkt erreicht hatten, machten den spanischen Ghetti ein einstweiliges Ende — um sie in anderen Ländern von neuem erstehen zu lassen.

So gingen die Juden, die etwa nach Marokko flüchteten, dort keiner rosigeren Zukunft entgegen. Leo Africanus, der um 1530 in Fez lebte, gibt in seinem berühmten Geschichtswerke eine genaue Beschreibung der damaligen Juden: „Da, wo ehedem die königliche Wache logierte, wohnen nunmehr Juden. Diese wurden gewöhnlich, wenn ein König gestorben war, von den Mauren ausgeplündert; es war daher nötig, daß der König Abu Said, der ihren Tribut verdoppelte, sie nach Neu-Fez versetzte. Ihre Menge hat, besonders seitdem ihre Glaubensgenossen von Spanien vertrieben worden sind, so sehr zugenommen, daß sie sich nicht wohl zählen läßt. Sie sind aber überall verachtet: sie dürfen keine gewöhnlichen Schuhe, sondern müssen Pantoffel von Meerbinsen und schwarze Turbane tragen; die, welche Mützen tragen wollen, müssen einen roten Lappen daran heften. Der Tribut, den sie dem König erlegen, beträgt monatlich vierhundert Dukaten."

Noch um 1800, als den Juden von Fez erlaubt wurde, ihre Milha (Ghetti) in Zeugpantoffeln zu verlassen, wurde der erste Unglückliche, der es gewagt hatte, sich so beschuht in den Straßen von Fez zu zeigen, vom wütenden Volke gesteinigt.

Um 1800 herrschten noch folgende Gesetze in Marokko: „Die Juden können außerhalb ihrer Milha (Ghetti) weder Land noch Häuser besitzen, noch den Boden bebauen. Sie dürfen auch keine Grundstücke und Gebäude als Pfänder entgegennehmen. Sie dürfen kein Pferd besteigen, sondern können nur zu Maultier oder zu Esel reiten. Sie dürfen nie Hand an einen Muselman legen, selbst nicht um sich zu verteidigen, ausgenommen innerhalb ihrer eigenen Wohnung. Sie können vor Gericht kein Zeugnis ablegen und dürfen vor einem mohammedanischen Richter nur in hockender Stellung sprechen. Auf den Märkten und vor den Buden darf ein Jude einen Muselman nicht überbieten, wenn es sich um Lebensmittel handelt. Es ist ihnen verboten, Arabisch zu lesen und

zu ſchreiben; ſie dürfen ſich auf Reiſen einem Brunnen nicht nähern, ſobald er von Mohammedanern umſtanden iſt; auch dürfen ſie ſich einem Mohammedaner nicht gerade gegenüberſetzen, ſondern ſchräg. Beim Begegnen auf der Straße müſſen ſie ſtets links ausweichen und beim Begegnen auf Reiſen ſchon von weitem abſteigen, falls ſie zu Eſel ſind, um zu Fuße beim Muſelman vorbeizukommen. Sie dürfen keinen roten, ſondern müſſen einen ſchwarzen Fes tragen; ſie dürfen keine gelben und roten Pantoffeln, ſondern nur ſchwarze tragen. Den Burnus müſſen ſie derart überwerfen, daß die Öffnung auf der rechten Seite ſich befindet, mithin der linke Arm gar nicht benutzt werden kann.

Um einigermaßen dieſe vielen Verbote zu kompenſieren, haben ſie aber auch eine Menge Erlaubniſſe oder Gebote. So ſind ſie gehalten, bei jeder Geburt eines Prinzen eine gewiſſe Summe zu zahlen. Und dieſes Ereignis kommt in Marokko oft genug vor, oder es wird ſingiert, um ihnen Gelegenheit zu geben, dem Sultan ein Geldgeſchenk darbringen zu dürfen. Sie haben auch die Obliegenheit, die Kadaver von Verbrechern einzugraben oder dieſe ſelbſt zu köpfen und zu hängen, und ſie ſind damit betraut, die wilden Tiere des Sultans zu füttern. Glücklich der Jude, auf deſſen hübſche Tochter ein Prinz oder der Sultan ein Auge geworfen hat. Sie muß dann zwar Mislemata (Mohammedanerin) werden, aber ihre Familie iſt nun in der Regel vor Vexationen und Verfolgungen ſicher."

*

Während die ſpaniſchen Juden, die Sephardim, ſich zum größten Teil nach den islamiſchen Ländern zurückzogen, wanderten die deutſchen Juden, die Aſchkanaſim, oſtwärts und ließen ſich in Polen nieder, wo ſie die günſtigſten Vorbedingungen für ihren Aufenthalt fanden. Der chriſtliche Eifer, der im Weſten die Gemüter ſo mächtig ergriffen hatte, war hier noch nicht zur verheerenden Flamme entfacht. Die ökо-

nomiſche Lage war die denkbar beſte. Die Juden pachteten die Güter, übernahmen die Mauten und Akziſe, wurden Getreidemakler und Geldausleiher. Noch Ernſt Moritz Arndt gibt in ſeinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ Beiſpiele von dem hohen Wohlſtande der polniſchen Juden. Er erzählt: „In der Stadt Shitomir hatten wir einen prächtigen Spaß. Wir aßen in einem Judengaſthauſe Mittag. Siehe! Da entſtand plötzlich ein ſo gewaltiges Klingen und Schwirren von durcheinandertobenden Inſtrumenten und ein ſolches Gelärm und Getümmel von Menſchen, daß wir alle geſchwind an die Fenſter liefen. Was ſahen wir! Es war ein Schauſpiel für Götter: eine prächtige Judenhochzeit oder vielmehr den Reigen einer Judenhochzeit. Um den Marktplatz dieſer allerdings etwas dreckigen Stadt tanzten einige hundert Juden, Alt und Jung, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen immer ringsum, das heißt den weiteſten Ring der Häuſer haltend, ihren Reigen, Geigen und Dudelſäcke voran und Toſen und Geklingel hintennach. Es war wirklich eine allerliebſte wilde Naturjagd, und wir beluſtigten uns königlich daran. Alles blitzte im prächtigſten Schmuck, und wahrlich, an Perlen, Gold und Silber fehlte es um Köpfe und Hälſe nicht, auch nicht an anmutigen Geſtalten. Denn das dringt ſich einem ſogleich auf, daß es in Polen an Männern und Frauen viel edlere Judenbildungen gibt als in Deutſchland, auch etwas viel Gemeſſeneres und Ruhigeres in Sitten und Art, als unſere unruhigen, neugierigen und alles betaſtenden und umwühlenden Hebräer oft verraten. Dies mag zum Teil daher kommen, daß die Juden hier an manchen Stellen in größeren Scharen beiſammenwohnen, und auch daher, daß viele von ihnen die ſtilleren und frommeren Arbeiten des Feldes und der Viehzucht treiben . . . Wir ſtiegen wieder in einem anſehnlichen Judenpalaſt ab, wo wir ein ſehr ſchönes Geſchlecht, eine Mutter mit mehreren

Töchtern, sahen und sprachen wie weiland der General Holofernes: „Wahrlich, die Hebräer haben schöne Weiber!“

Erst die Teilung Polens führte einen Umschwung dieser glücklichen Verhältnisse herbei. Friedrich der Große und Josef der Zweite hatten die religiöse, soziale und ökonomische Sonderstellung der deutsch-polnischen und österreichisch-polnischen Juden erschüttert. Vergebens begehrten sie auf gegen diesen neuen Geist. Ihr Interesse für den Talmud erlahmte an der Unmöglichkeit, seinen Satzungen nachleben zu können, ihre Sitten und Bräuche wurden durch das Eindringen fremder Kulturen und durch strenge Sondergesetze stark beeinflußt und allmählich ganz entstellt.

Auch die russische Regierung versuchte ihre polnischen Juden zu „kultivieren“. Aber da diese Versuche nicht von Staatsgesetzen begleitet waren, blieben sie erfolglos. Nach wie vor lebten sie dem Talmudstudium und ihrer Religion, und noch heute ist die geistige Zusammensetzung des polnischen Judentums dieselbe wie vor zweihundert Jahren.

Die Knaben besuchen vom fünften Lebensjahre an das Cheder (jüdische Schule). Dort lernen sie unter Leitung des ausschließlich von den Eltern abhängigen Melamed (Lehrer) Hebräisch Lesen und Übersetzen der Gebete, des Pentateuch und des Raschi-Kommentars in die Umgangssprache: den jüdisch-deutschen Jargon. Die Verpflichtung, Mädchen irgendwelchen Unterricht angedeihen zu lassen, existiert nicht. Vom achten Jahre ab beschäftigen sich die Knaben mit dem Talmud. Das Erlernen der Landessprache und der in öffentlichen Schulen üblichen Elementarfächer ist verpönt. Im dreizehnten Lebensjahr, wo die Knaben Bar Mizwah (religiös mündig) werden, vertauschen sie das Cheder mit dem Bethamidrasch (freies Lehrhaus) oder der Jeschiba (von Lehrern geleitetes Seminar), wo das höhere Talmudstudium gelehrt wird. Zum Bethamidrasch, wo weder eine Leitung noch eine

Hausordnung besteht, hat jedermann freien Zutritt. Die Jeschiba dagegen setzt sich nur aus Jünglingen zusammen, die ein Lehrer unterweist, der als Talmudgelehrter gewöhnlich einen großen Ruf genießt. Während heute nur noch wenige polnisch-jüdische Gemeinden eine Jeschiba besitzen, ist ein Bethamidrasch in jeder Gemeinde vorhanden.

Eine solche Gemeinde setzt sich aus verschiedenen Gruppen zusammen, die je nach dem Grade ihrer Gelehrsamkeit und Frömmigkeit abgestuft sind. Das geachtetste Gemeindemitglied ist der Camdan (Gelehrte), der gewöhnlich die Jeschiba absolviert hat und je nach der Intensität seiner Frömmigkeit oder Gelehrsamkeit den Ruf eines Chakam (Weisen), eines Jere-Schamajim (Gottesfürchtigen) oder Zaddik (Frommen) genießt.

Während in „zivilisierten" Ländern der Mensch meist nur nach seinem Vermögen eingeschätzt wird, wird er von polnischen Juden lediglich nach dem Umfang seines Wissens beurteilt. Im Ghetto gibt es weder eine Adels- noch eine Geldaristokratie; hier wird man einzig und allein durch sein Wissen geadelt, und die Familie, der ein Gelehrter angehört oder die sich einen Gelehrten anzuheiraten versteht, rückt dadurch gesellschaftlich höher. So daß derjenige als beste und gesuchteste Partie gilt, der die größte Gelehrsamkeit besitzt: Der Camdan. Im übrigen kann er arm sein wie eine Kirchenmaus. Er heiratet gewöhnlich noch vor dem zwanzigsten Lebensjahr, um alsdann seine Talmudstudien fortzusetzen. Die Ernährung der jungen Familie obliegt in den ersten Jahren den Eltern der Frau. Später macht sich der Camdan selbständig; er wird Lehrer oder Händler. Mißglückt es ihm, eine ausreichende Existenz zu begründen, so sorgen die Schwiegereltern für ihn oder die öffentliche Wohltätigkeit nimmt sich seiner an.

Der gewöhnliche Sterbliche wird Bal-Bajit (Hausstandbesitzer) genannt. Er widmet sich frühzeitig einem weltlichen

Beruf, ist daher im Talmud nicht so gründlich oder nur wenig beschlagen, sucht aber durch Frömmigkeit, durch einen gerechten Lebenswandel und durch Wohltätigkeit das Minus auszugleichen. Hat er Töchter, so wird er eine Ehre dareinsetzen, sie mit Lamdanim zu verheiraten, die er dann jahrelang gern verköstigt.

Außer diesen beiden Hauptgruppen finden sich natürlich in jeder Gemeinde auch noch andersgeartete Elemente; so der Parusch (abgesonderter Mönch), der einen veredelteren Typus des Lamdan repräsentiert; der Chasid (Schwärmer), der außergewöhnlich fromm ist und sich zum Lamdan so verhält, wie der Gemütsmensch zum Verstandsmenschen; der Posche-Israel (Frevler), der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit verachtet, sich herumtreibt, zu allem Bösen fähig ist und durch seine Lebens- und Handlungsweise die Gemeinde bloßstellt; der Epikores (Zweifler), der, beeinflußt durch die neuhebräische und jüdisch-deutsche Aufklärungsliteratur, von Gott abgefallen ist, nicht mehr an die Bibel glaubt, dem Talmud nicht nachlebt, den Sabbat entweiht, nicht betet, sich über alle Vorschriften hinwegsetzt, bis er mit Schimpf und Schande aus dem Bethamidrasch oder aus dem Hause der Schwiegereltern gejagt und der Not preisgegeben wird; und endlich der Deutsche (freisinniger Jude), den seine Geschäfte aus der westeuropäischen Heimat nach Polen verweht haben, wo er zwar als Jude unter den Juden lebt, aber natürlich „modern" lebt und eben deshalb von der Gemeinde wie ein Abtrünniger behandelt wird. An der Spitze der Gemeinde steht der Raf (Rabbiner), dessen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit überragend und beispielgebend ist. Er hat öffentliche Vorträge (Deraschas) zu halten, in zweifelhaften rituellen Fällen zu entscheiden und im Bethamidrasch seine Gemeindemitglieder im Talmudstudium weiter zu leiten.

Um die Wahl und inneren Befugnisse dieses Rabbiners

bekümmert sich die russische Regierung fast nie. Dagegen drängt sie in manchen russischen Gouvernements der Gemeinde einen sog. „Kronrabbiner" auf, der wissenschaftlich gebildet und graduiert sein muß. Seine Funktion ist eine rein repräsentative; er steht bei der Gemeinde in sehr geringem Ansehen und ist meist die Zielscheibe recht bissiger höhnischer Witze.

*

Seit Polen kein selbständiges Reich mehr ist, zeigt das Judentum in Rußland eine ganz ähnliche Zusammensetzung wie das in Polen und wird von der russischen Regierung auch in derselben Weise drangsaliert.

Diese wüsten Ausschreitungen gegen die Juden, diese Mord- und Brandszenen, diese systematischen Zerstörungen und Plünderungen begannen unmittelbar nach dem nihilistischen Mordanschlag, dem Alexander der Zweite im März 1881 zum Opfer fiel. Seit jenem unseligen Tage wurde der Pöbel unter falschen Vorspiegelungen gegen die Juden aufgehetzt. Die unerhörten Grausamkeiten nahmen einen solchen Umfang an, daß selbst bedeutende russische, keineswegs judenfreundliche Blätter schreiben konnten: „Es ist absurd, von Übertreibung zu sprechen, wo die Tatsachen jeder Beschreibung spotten, wo von wilden Pöbelhaufen bestialische Szenen aufgeführt worden sind, die uns wieder die Einfälle barbarischer Horden unter Führung asiatischer Despoten in Erinnerung rufen."

Es war Graf Ignatieff, der mit der systematischen Entrechtung der russischen Juden begann und die Ghetti wieder heraufbeschwor. Er hatte die Bildung von Lokalkommissionen in allen Bezirken des Ansiedlungsgebiets angeordnet, nicht um den geplünderten Juden Genugtuung zu gewähren oder um Besserung zu schaffen, sondern um die Gewaltakte zu rechtfertigen. Die Kommissionen von Bessarabien, Wilna, Jekaterinoslaw, Poltawa und Cherson sprachen sich für die Niederlassung der Juden in allen Gegenden Rußlands aus. Die

Wilnaer Kommiſſion erklärte ſogar, daß die Abſchaffung des jüdiſchen Anſiedlungsgebiets (Ghettos) die Hauptbedingung einer gerechten Löſung der Judenfrage in Rußland ſei. In Odeſſa wurde die Kommiſſion entlaſſen, weil ſie dieſelbe Forderung auszuſprechen wagte. Die Antwort Ignatieffs auf ſolche Forderungen war der Erlaß der Maigeſetze von 1882, die den Juden den Aufenthalt in den Dörfern und den Ankauf oder die Pacht und Verwaltung von ländlichem Grund und Boden verboten.

Das Erbe Ignatieffs trat der unſelige Pobjedonoszeff an, der Torquemada des zwanzigſten Jahrhunderts. Er begnügte ſich nicht damit, die Juden vom flachen Lande zu verjagen; er vertrieb ſie auch aus vielen Städten, ſo zum Beiſpiel aus Moskau, und er ließ keine Woche vorübergehen, ohne eine neue Verordnung zu erlaſſen, die die Rechte der Juden immer mehr einſchränkte und ihnen den Broterwerb immer unmöglicher machte. Trotz aller Leiſtungen für ihr Vaterland iſt den Juden in Rußland keine Erniedrigung erſpart geblieben. Man hat Ausnahmegeſetze für ſie geſchaffen, die ſie in jeder Hinſicht zurückſetzten, und machte es ihnen ſelbſt innerhalb ihres Niederlaſſungsbezirkes unmöglich, ihre Kinder auf die Gymnaſien und Univerſitäten ſchicken zu können. Im Niederlaſſungsgebiet, wo natürlich die Hälfte der ſtädtiſchen Bevölkerung jüdiſch iſt, dürfen nur zehn Prozent, außerhalb deſſen höchſtens fünf Prozent, in Petersburg und Moskau nur drei Prozent der Schüler und Studenten jüdiſcher Abſtammung ſein.

Gezwungenerweiſe beſteht daher in Rußland und Polen, wenn auch nicht offiziell, noch immer das Ghetto, und wie im Mittelalter, werden die Juden noch heute der Wut des Pöbels und der beſtialiſchen Soldateska ausgeliefert. Sie ſind heute mehr denn je Freiwild, und die von der Regierung verhetzte chriſtliche Bevölkerung hat einen Freibrief, jede Laune

an ihnen zu kühlen. Es genügt, den Leser auf die notariell bestätigten Berichte über die Kriegsgreuel zu verweisen, die die russischen Mordbrenner an den polnischen Juden verübt haben und immer von neuem verüben, bei deren Lektüre einen der Jammer der ganzen Menschheit anfaßt. Diese Berichte (die Dr. E. Levy im Berliner Tageblatt veröffentlicht hat) hier auch nur in gemilderter Form wieder abdrucken, hieße: das Entsetzen selber heraufbeschwören.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wie sind diese Menschen beschaffen, die von dem Auswurf des russischen Volkes und Heeres auf so unerhörte Weise verfolgt werden? Wie leben sie?

Aus langen Kaftanen ragen Köpfe mit exotischen Gesichtern, denen das Leid schmerzvolle Züge aufgeprägt hat.

„Der Mann, dem draußen eine raffinierte Denkart, krasse Gewinnsucht und ein mangelhaftes sittliches Empfinden nachgesagt wird, bekundet daheim eine rührende Naivität, einen weltfremden Idealismus und eine strenge, kaum zu überbietende sittliche Auffassung der Dinge. Wenn er ermüdet, erschöpft, von der Tagesarbeit heimkehrt, sind es nicht Wein, Weib, Gesang, Spiel und müßiges Geschwätz, sondern die religiösen Schriften, bei denen er Erholung und Zerstreuung sucht und findet. Dieser zerlumpte, von Schmutz starrende Mensch, der daheim wie das liebe Vieh haust, und froh ist, wenn er den Seinen trockenes Brot zu bieten vermag, der von der christlichen Jugend draußen verhöhnt, mißhandelt, von der Regierung wie ein wildes Tier gehetzt wird, hält sich für ein höheres, gottbegnadetes Wesen, und alle nichtjüdischen Menschen für minderwertige Geschöpfe, die ihm wohl Schaden zufügen, ihn aber niemals beleidigen können. Er verachtet ihre Macht und Herrlichkeit ... Wenn man ihn sprechen hört, hat man das Gefühl, als wenn die ganze Menschheit da draußen durch ein Meer von Unzucht watete. Deshalb

gießt er die Schale des grimmigen Spottes über dieſe Menſchen aus, die in der Fleiſchesluſt ertrinken und dabei noch den Mut haben, von Tugend und Keuſchheit zu reden ... Er heiratet möglichſt früh. Da wird nicht viel nach Schönheit, Neigung und Liebe gefragt. Denn nicht zum Vergnügen heiratet man, ſondern um ein Gebot Gottes zu erfüllen. Können ſich die Eheleute nicht ineinander finden, dann gehen ſie hin und laſſen ſich ſcheiden — ohne dabei viele Worte zu verlieren, ohne erſt einen wirklichen oder fingierten Ehebruch als Grund vorzubringen, ohne ſich vorher das Leben zur Hölle gemacht zu haben. Sind ſie aber gewillt, zuſammen durch das Leben zu gehen, dann geſtaltet ſich die Ehe faſt ausnahmslos glücklich ... Keuſch und ſchamhaft, ſcheu und heimlich kommen ſie zuſammen. Niemand darf die geringſte Zärtlichkeit ſehen, niemand etwas davon merken.

Trotz oder wegen dieſer ſtrengen Züchtigkeit achten und lieben ſie einander. Er ſieht nicht in ihr das Spielzeug einer Laune, ſondern eine zur Erfüllung einer religiöſen Beſtimmung ihm von Gott zugeſellte Gefährtin. Sie wiederum blickt mit Verehrung und Dankbarkeit zu ihm empor, wenn er, anſtatt ſich mit ihr zu befaſſen, in das Studium der religiöſen Schriften ſich vertieft. Und gern ſpringt ſie in den Daſeinskampf ein, nimmt alle Laſten und Beſchwerden des Lebens auf ſich, wenn er ſich von ſeinem Studium nicht zu trennen vermag. Denn ſeine Freude wird im Jenſeits auch ihre Freude ſein.

Wenn das Leben, das ſie unter den drückenden ökonomiſchen Verhältniſſen zu friſten gezwungen ſind, auch noch ſo kümmerlich iſt, ſind ihnen doch dafür alle Leiden erſpart, von denen die Menſchen draußen ſo ſchwer heimgeſucht werden. Hier kennt man nicht jene häßlichen Krankheiten, die in Familien hineingebracht werden und Frau und Kinder vergiften. Hier weiß man nichts von den Ehedramen und -tra-

gödien, die sich in den Palästen und Hütten abspielen und namenlose Qualen bereiten . . .

Hier kennt man auch nicht jene höfliche und liebenswürdige bieg- und schmiegsame Decke, hinter der Klatsch- und Scheelsucht, Neid und Haß, Lug und Trug lauern.

Die Nächstenliebe ist für den Ghettojuden kein leeres Wort. Ein Familienmitglied, ein Bruder ist ihm sein Nächster, mit dem er sich in allen Lebenslagen solidarisch fühlt, bei dem er stets eine aufrichtige Teilnahme für seine Leiden und Freuden findet . . . Sein ganzes Empfinden, Denken und Handeln ist unter die religiöse Disziplin gestellt; verbannt ist jede willkürliche Regung. So schwer auch die Religion auf ihm lastet, er murrt nicht, fragt nicht nach Grund und Zweck, sondern erfüllt treu und pünktlich, wie ein Soldat, die Befehle seines Herrn."

Dieser Typus in seiner Verfeinerung, Vertiefung und Steigerung bis ins Schwärmerische wird durch den Chasid repräsentiert, dessen Ideal die Vergöttlichung der Menschheit ist und der das Himmelreich auf Erden verwirklichen möchte. Die Brücke, die den Menschen zum Schöpfer hinführt, ist das Gebet. Deshalb sucht der Chasid im Gebet, das wie eine Entflammung über ihn kommen muß, sein geläutertes Empfinden, sein ganzes Denken und Wollen auszudrücken. Zu diesem Zwecke genügt ihm das vorgeschriebene Gebet durchaus nicht. Er geht oft über den Buchstaben hinaus, sprengt die Form, die seine Seelenfülle nicht zu fassen vermag, und gerät in eine religiöse Ekstase, die sich, wie beim verzückten Yoghi, in Springen, Tanzen, Singen und Pfeifen äußert. Da die Melancholie für ihn das höchste Übel ist, weil nur eine freudvolle Seele sich zu Gott aufzuschwingen vermag, sucht er Sorge, Kummer und Schwermut nach Möglichkeit von sich fernzuhalten. Sein Lieblingsstudium ist die kabbalistische und chasidische Literatur. Im praktischen Leben bewährt er sich als ein uneigen-

nützliger, feinfühliger Mensch. Ist er arm, so geht er zu einem bessergestellten Freunde und nimmt ohne weiteres an seiner Tafel teil. Darbt seine Familie, so wird für sie gesammelt. Hat der Arme eine Tochter zu verheiraten, so geben ihm die Reichen die nötige Mitgift. Todsünde ist es, seinen Nächsten zu beschämen. Deshalb gibt er ganz insgeheim. Er bringt es fertig, sich schlafend zu stellen, wenn ein Dieb ihn bestehlen will, damit er den Dieb nicht beschäme.

*

Daß dieser Chasid nicht nur im russisch-polnischen Ghetto lebt, daß vielmehr auch in Rumänien und Galizien chasidische Abzweigungen anzutreffen sind, und daß auch in Rumänien und Galizien die Juden im Ghetto leben, darüber belehren die Ghettogeschichten, die insbesondere Karl Emil Franzos in „Halb-Asien", in den „Juden von Barnow" u. v. a. Erzählungen veröffentlicht hat.

*

Auch in den Städten Österreich-Ungarns lebten die Juden in Ghettis; sie fanden in Cohn, Weiß, Kohut, Kompert und anderen ihre würdigsten Dichter. Als Kompert ein Kind war, lebten die Juden in vielen Gegenden Österreichs, besonders in seiner böhmischen Heimat, noch abgesondert von den Christen. Er selber wuchs im Ghetto auf, und die Sitten der frommen Juden, die himmelweit abwichen von der Lebensweise der benachbarten Christen, die das staunende Kind höchst fremdartig berührten, bewirkten in ihm ein beständiges Vergleichen und Nebeneinanderstellen dieser zwei grundverschiedenen Weltanschauungen, die er später in seinen „Geschichten aus dem Ghetto" so musterhaft gestaltete. Der Reiz der Geschichten Komperts und ihre Eigenart liegt nicht nur in der unverfälschten Darstellung des wunderlichen Lebens, das die Juden in ihren armseligen Gassen führen, sondern in

der Mischung des rein poetischen mit dem höchst getreuen völkerpsychologischen Element.

In Deutschland hatten fast alle größeren Städte, in denen sich Juden niedergelassen hatten, ihr Ghetto. In Berlin, Hamburg, Frankfurt am Main, Erfurt, Cöln, Mainz, Worms, Hildesheim, Hannover, Magdeburg, Hanau, Halberstadt, Braunschweig, Augsburg, Ansbach u. a. Städten findet man noch heute bauliche u. a. Reminiszenzen, mindestens Straßennamen, die an die schlimme Ghettozeit erinnern. Meist war die Ritualmordbeschuldigung der Vorwand, hinter den man sich verschanzte, wenn man Sondergesetze gegen die Juden erlassen wollte oder einen Grund brauchte, sie in das Ghetto zu verbannen. Das war auch das Ergebnis, zu dem Heine kam, als er aus zahlreichen mittelalterlichen Geschichtsquellen jene furchtbare Zeit der Judenverfolgungen und der Ghettis kennen lernte, „den tausendjährigen Schmerz", den er in seinem „Rabbi von Bacharach", dem „düsteren Märtyrerlied", so gewaltig beschworen.

Auch die Regensburger Massenhinrichtung und Massenaustreibung der Juden 1519 ging auf die Anschuldigung der Teilnahme am Trientiner Kindermord zurück. Aber das war nur ein Mäntelchen, dessen man zu bedürfen glaubte, um die wirtschaftlichen Hebel der Bewegung zu verdecken, die ein gleichzeitiges Regensburger Volkslied aus dem Jahre 1519 mit naiver Anschaulichkeit darlegt:

„Hunger und Not und großen Zwang,
Das leidt der arme Handwerksmann.
Es war kein Handwerk also schlecht,
Dem der Jud nie großen Schaden brächt'.
So einer ein Kleid kaufen wollt',
Gar bald er zu dem Juden trollt',
Silbergeschirr, Zinn, Leinwand, Barett
Und was er sonst im Haus nit hätt',
Das fand er bei den Juden zuhand,

Es war ihnen alles gesetzt zu Pfand.
Denn was man stahl und raubt' mit Gewalt,
Das hatt' alles da sein Aufenthalt.
Was jemand in der Kirchen fand,
Das kam dem Juden heim zuhand.
Ein Gut, das fünfzig Gulden kam,
Das nahm der Jud für zehen an,
Hatt' er's ein Wochen oder neun,
So zog er's für sein eigen ein.
Mäntel, Hosen und anderlei,
Das fand man bei dem Juden feil;
Der Handwerksmann konnt' nichts verkaufen,
Es war alles zum Juden laufen.
Nichts minder mußt' er geben Zins
Von Häusern, Läden und auch sonst."

Indessen man braucht nicht so weit zurückzugehen, wenn man nach historischen Beispielen für die menschliche, politische und wirtschaftliche Entrechtung der Juden sucht. Selbst in der Reichshauptstadt wurden die Juden noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in jeder Beziehung zurückgesetzt. Befangen in dem allgemein herrschenden Vorurteil gegen die Juden, hatte Friedrich der Große es nicht über sich vermocht, sie den übrigen Staatsbürgern gleichzustellen. Durch teuer erkaufte Schutzbriefe mußten sie das Recht der Niederlassung erwerben. Und selbst die sogenannten „Schutzjuden", deren Zahl sehr beschränkt war, durften nur ein einziges Kind und erst nach dem Siebenjährigen Kriege zwei Kinder ansässig machen. Bevor man diesen Kindern aber erlaubte, selbständig zu werden, mußte der Vater gestorben sein. Kurz, der alte Fritz wußte mit einer gewissen Virtuosität das Judentum finanziell auszubeuten. War die Judenschaft Berlins auch nicht wie die anderer Städte, zum Beispiel Frankfurts, in finstere Ghetti eingesperrt, so wurde doch die Bewegungsfreiheit mannigfach beschränkt. Nur durch zwei Tore durfte der Jude die Stadt betreten oder verlassen; dem Fremden war das Übernachten

innerhalb der Mauern Berlins nicht gestattet. Jeder Bürger durfte sich die öffentliche Beschimpfung eines Juden ungestraft erlauben; auch manche Zeitungen leisteten im Verspotten und Verächtlichmachen des Judentums ganz Beträchtliches. Abgeschlossen von der Außenwelt, ewig auf sich angewiesen, spürten die Juden nichts von dem frischen Wehen des Weltgeistes, konnten sich in Kunst und Wissenschaft nicht oder doch nur unter den größten Mühen und Opfern fortbilden. Der geknechtete Jude der friderizianischen Epoche war wie der des Mittelalters ebenso orthodox und ebenso ungebildet. Der Sturm einer gewaltigen Geistesrevolution mußte den Baum des Judentums bis zur Wurzel erschüttert haben, bevor er ein Gebilde hervorbringen konnte wie das Gesellschaftsleben der jüdischen Salons zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist Moses Mendelssohn, dem in erster Linie das Judentum diesen Aufschwung verdankt. Als er 1786 starb, da war bereits ein neues jüdisches Geschlecht entstanden. Der deutsche, besonders der Berliner Jude war zum Gefühl seines Wertes und seiner Würde gelangt. Der demütig gekrümmte Rücken hatte sich aufgerichtet. Der Jude fühlte sich nicht mehr als der Fremde auf deutschem Boden; eine gemeinsame Sprache verband ihn mit dem deutschen Bürger; er besaß ein Vaterland.

Um so tiefer mußte er die Kränkung empfinden, die darin lag, daß durch Kabinettsorder vom 15. August 1822 den Juden der Zutritt zu allen Schulämtern „wegen der bei der Ausführung sich zeigenden Mißverhältnisse“ abgesprochen wurde. Was das für „Mißverhältnisse“ seien, darüber unterblieb jede Andeutung. Den Juden wurde sogar die juristische Doktorwürde versagt, an einer Universität selbst die philosophische. „Sie wurden von jeder obrigkeitlichen Stellung, auch im Kommunalleben, von den Provinzlandtagen, vom Apothekerberuf, von der Ausübung der Patronatsrechte als Gutsbesitzer ausgeschlossen, jüdische Ärzte von jeder gerichtlichen

Tätigkeit und von der Ausübung ihres Berufes als Militärärzte. Überhaupt ließ man im Heere die Juden nicht weiter als bis zum Unteroffizier avancieren, obwohl während des Krieges sich viele von ihnen den Offiziersgrad auf dem Schlachtfelde erworben hatten. Ja, in den vierziger Jahren machte man die Juden nicht einmal zu Gefreiten, ‚weil ein Jude nicht Christen befehlen dürfe'.

Die Regierung bezeichnete das Judentum als etwas Minderwertiges, lockte die Juden zum Ausgleich mit der vaterländischen Kultur und verweigerte ihnen dann höhnisch den vollen Zutritt zu dieser. So wollte sie alle besseren und gebildeten Elemente zur Taufe bewegen. Friedrich Wilhelm der Dritte begünstigte offen den 1822 in Berlin begründeten ‚Verein zur Bekehrung der Juden' und schenkte jedem getauften Juden zehn Dukaten."

*

Noch schlimmer als in Berlin stand es zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts um die Juden in Frankfurt am Main. Der Stoßseufzer Börnes: „Du fragst mich, warum ich mein Vaterland fliehe! Ich habe keins; ich habe die Fremde noch nicht gesehen. Wo Kerker sind, erkenne ich meine Heimat, wo ich Verfolgung finde, atme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond ist mir so nah wie Deutschland" — diese Klage illustriert am besten, was es hieß, zu Börnes Zeit ein Jude in Frankfurt am Main zu sein. Dort war der Judenhaß eine aus den ältesten Zeiten überkommene Umgangstugend, der selbst Bettina von Arnim huldigt. Der alte reichsstädtische Übermut erprobte seine Kraft von jeher an der Hilflosigkeit der Juden, wovon eine Menge Privilegien, die jedem Christen dem Juden gegenüber eingeräumt waren, Zeugnis ablegen. Zu Börnes Jugendzeit wurden die Juden noch um eine festgesetzte Abendstunde in ihrem traurigen Quartier eingeschlossen; auf ihren Spaziergängen um den Wall durften sie nur den

Fahrweg, nicht den Bürgersteig betreten. Jährlich waren nur vierzehn jüdische Ehebündnisse erlaubt. Man ruft den Juden noch nach: „Mach Mores, Jud!“ Wurden öffentliche Belustigungen vor dem Tore angesagt, durfte kein Jude hinaus. Reisten Fürstlichkeiten durch die Stadt, so schloß man die Juden in ihrem Ghetto ab oder verhaftete sie, wenn sie sich in anderen Straßen der Stadt befanden. Die meisten Gasthäuser waren ihrem Zutritt verboten. In keiner öffentlichen Anlage durfte sich ein Jude sehen lassen. Jeden Sonntag nachmittag vier Uhr wurden die Tore der Judengasse verschlossen und nur derjenige wurde aus- und eingelassen, der einen Brief zur Post oder ein Rezept zur Apotheke trug.

Vorübergehend erhielten die Juden mit dem Einzuge Napoleons einige politische Erleichterungen. Kaum war aber die französische Herrschaft wieder gebrochen, so spukte es förmlich von Juden-Restriktionen, Ausschließungen von Bürgerversammlungen, Gewerbe- und Eheverboten, Ghettoerlassen usw. Die Anstellung eines Juden hob sich demgemäß von selbst auf. „Es hatten eine Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen“ — schreibt Börne — „und für das Wohl ihres deutschen Vaterlandes gekämpft. Doch als sie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden sie gleich wieder unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall, bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß, während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem Einflusse der französischen Regierung und Gesetzgebung genossen hatten. Damals kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmernis war, ihr geliebter Philipp möchte für die deutsche Freiheit totgeschossen werden, entsetzte

man mich meines Amtes (als Polizei-Aktuarius; mit der jämmerlichen Pension von vierhundert Gulden), weil ich ein Jude war."

o

Ebenso wie Deutschland hatte auch Holland sein Ghetto, das schon Rembrandt in seinen ewigen Werken festgehalten hat. Und vergleicht man die Menschen und Motive seiner Ghettobilder mit denen seines Nachfahren Josef Israels, so erkennt man auf den ersten Blick, daß während der drei Jahrhunderte, die zwischen Rembrandt und Israels liegen, weder die Menschen noch ihre Wohnungen sich merklich verändert haben.

Das hat keiner so klar erschaut und ohne jede dichterische Beschönigung ausgesprochen, wie Hermann Heijermans in seinen vielfachen Ghettoschilderungen (Diamantstadt. Ghetto. Ahasver. Sabbat. Ein Judenstreich u. a). Er selber lebte da unter den bedrückten und freudlosen Juden; er schilderte ihre Wohnungen; diese elenden Winkel, in die die Sonne nie einen Strahl wirft; diese menschenunwürdigen Gäßchen voller ekler Dünste, voller Kehricht und Moder; diese häßlichen Baracken, die, zusammengeklebt, einander vor dem Umfallen zu bewahren scheinen; bleichgrüne, graubraune, ockergelbe Schaluppen aus sterbenden Steinen aufgebaut, mit zerbröckelnden Dächern, schlammigen Rinnen und offenen Kloaken, in denen Ratten hausen. „Sie haben uns aus dem Ghetto gelassen" — sagt sein Rafael — „aber wir sind doch drin geblieben. Die Tore sind niedergerissen, die Mauern sind geschleift, aber die Gräben sind doch geblieben, die Gräben ihres und unseres Hasses."

o

Von Holland sind schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts die ersten spanisch-portugiesischen Juden aus Amsterdam nach England gekommen und haben sich dort angesiedelt.

Später wanderten auch die armen Askanasim aus Russisch-Polen in England ein und siedelten sich vornehmlich im Londoner Whitechapel an, wo ihre Zahl heute auf etwa achtzigtausend geschätzt wird. Auch dort leben sie in einer Art Ghetto, das Israel Zangwill in seinen zahlreichen Ghettoschriften meisterhaft dargestellt hat. „Wenn sie von Rußland herüberkommen" — sagt Oscar A. H. Schmitz — „sind sie die ärmsten und erschöpftesten Wesen, die nur eine systematische Unterdrückung hervorbringen kann." Wie Heijermans schildert auch Zangwill diese jungen jüdischen Reformerköpfe, die voller Utopien stecken und die der Schimmer eines großen Ideals umleuchtet. Es sind zwar moderne Menschen, die schwer an den Sünden ihrer Väter tragen; aber sie wurzeln mit ihrer Seele dennoch im Ghetto. Denn auch in Whitechapel lebt die „Romantik" des Ghetto; sie ist nur tiefer geworden, bewußter und deshalb auch schmerzlicher. Und obgleich die Juden dort schon in breiten, stattlichen Straßen wohnen, es sind doch die alten Ghettomenschen, die sie bewohnen; ein Wort des jüdisch-dänischen Dichters Meyer Aron Goldschmidt wahr machend, der mit Bezug auf sich selber einmal sagte: „Ein paar Kinderjahre zugebracht im jüdischen Ghetto, in der jüdischen Religion, in strenger Beobachtung der Zeremonien und dem ständigen Gedanken an eine ferne, wachsame Gottheit, üben ihre Wirkung fürs ganze Leben. Die Seele erhält einen Druck, der sie verhindert, sich jemals stolz aufzurichten und eine gewisse Furcht vor dem Unbekannten abzuschütteln."

*

Wie stark Goldschmidt vom Ghetto beeinflußt ist und wie empfindsam es ihn gleich gemacht hat, zeigt sein großer Roman „Ein Jude", ein Meisterwerk in jeder, insbesondere in stilistischer Beziehung, aus dem man reiche Aufschlüsse über das Ghettojudentum in Dänemark erhält. Nach Georg

Brandes' Worten ist Goldschmidt selber ein Mann, „der noch als Kind die Tore des Ghetto dröhnen hörte, die hinter seinem Rücken zufielen". Goldschmidt spricht von einer Zeit, „wo die Juden noch unterdrückt genug waren, um sich als nichts anderes denn als Juden zu fühlen", und er schildert die Judenhetzen, die von der Regierung gutgeheißenen Judenmorde in Kopenhagen. Er bricht in die Klage aus: „Können sie jemals über den Menschen den Juden vergessen! Steht nicht immer das Wort ‚Jude' in ihrem Bewußtsein wie eine Scheidewand!... Kann ein Jude Beamter werden! Kann er auch nur Nachtwächter sein! Kann er Offizier werden in der Armee! Wenn in der Bürgerwehr die Reihe an ihn kommt, zum Hauptmann aufzurücken, so muß er seinen Abschied nehmen ... Es gibt ganze Zünfte, z. B. die Zunft der Eisenhändler, in denen die Juden ausgeschlossen sind, die keinen jüdischen Knaben in die Lehre nehmen. Im Korps der Leibjäger kann vor Schikane kein Jude bestehen. Wenn ein dramatischer Skribent nicht weiß, worüber er schreiben soll, so nimmt er einen Juden in sein Stück hinein und läßt seine Rolle vom Hanswurst spielen."

Georg Brandes selbst weiß in seinen „Erinnerungen" von verwandten Gefühlen und Stimmungen zu berichten.

*

Wie in Dänemark Goldschmidt, so hat in Schweden Oscar Levertin das Stockholmer Ghetto in seiner Novelle „Kalonymos" in zarten und feinen Farben dargestellt.

*

Ein neues Heim und ein neues Ghetto haben sich die seit 1881 zu hunderttausenden ausgewanderten russisch-polnischen Juden in Amerika errichtet, von dem nicht nur jüdisch-amerikanische Dichter wie Morris Rosenfeld, David Pinski u. a. singen und sagen, sondern das auch Dichter von europä-

ischem Rufe wie Joh. V. Jensen (Der kleine Ahasverus) in tiefster Ergriffenheit geschildert haben.

* * *

So sehen wir das Ghetto und den Ghettomenschen von den frühesten Zeiten bis in unsere Gegenwart hinein nicht nur über ganz Europa, sondern auch über andere Erdteile verbreitet, bald in trüberen, bald in lichteren Verhältnissen lebend, eingekapselt in eine ganz besondere Lebensform, die dem Außenstehenden, wenn er nicht selber Jude ist, für immer verschlossen oder doch eine fremde Welt bleibt. Und so kommt es, daß man mit vagen Vorstellungen vom Wesen des Ghettojuden herumgeht. Mit der Phantasie eines Kolportageschriftstellers sehen ihn die einen, und als ob er der Ausschnitt eines idealistischen Gartenlaubenromans wäre, so denken ihn sich die anderen.

„In den Großstädten des Westens verblich aller Glanz und alle Größe der jüdischen Tradition im Wohlleben; bei den Juden, die im dunkelsten Osten zurückblieben, verkümmerte und erstarrte sie im Elend. Es war hauptsächlich die ungeheure wirtschaftliche Not, die dort in grauenhafter Weise die Juden umformte. Sie schufen sich, bedrängt und hilflos wie sie waren, gefährliche Arten des Erwerbes, oder solche, die man ihnen übel ausdeuten konnte; in der jüdischen Volksseele erstarb ein erheblicher Teil dessen, was sie an ethischem Gehalt hatte, und von allen religiösen und weltlichen Idealen blieb ihnen nur das Dogma und der starre Formalismus. Wohl gibt es da noch stille und große Märtyrer, in denen der Geist des Jehuda ben Halevy und des Moses Maimonides lebt — aber sie sind im Aussterben. Ihr letzter Schein liegt noch über den Ghettojuden, deren Leben nach innen und außen voll beispiellosen Elends ist."

Und reich an Typen und Individualitäten, an Sonderlingen und Helden, wie kaum sonst ein Volk, sind die Juden mit ihren zahlreichen Klassen und Berufen; hart und feindlich aneinander leben die verschiedensten Lebensanschauungen, geprägt von einer alten religiösen Kultur und von wirtschaftlichen Verhältnissen, unter denen ein minder widerstandsfähiges Volk längst zusammengebrochen wäre. Und noch liegt der alte prachtvolle Widerschein über den tiefsten Dingen ihres Lebens.

II.

Die Sprache und Literatur der Ghettojuden.

Diese Menschen des Ghetto reden ihre eigne Sprache, den Jargon, „das Produkt des Emigrantenlebens, seitdem sie die Pracht der biblischen Sprache eingebüßt haben im Kampf ums gefährdete Leben; eine Sprache, die soviel Natur und Eigenart an sich hat, uns bald berührend wie der üble Geruch schmutziger Wäsche und bald wie die Erinnerung an Tränen; Sätze, geformt von Menschen, die, verarmt und verkommen, ihren Humor dennoch nicht verlieren konnten: Sonnenlicht in der Armeleutestube".

Dank der Assimilationsfähigkeit der Juden, haben sie ihrer eigenen Sprache, vornehmlich der jüdischen und ursprünglich deutschen, alsbald Sprachelemente desjenigen Landes beigemischt, in dem sie sich jeweils niedergelassen haben. Demzufolge unterscheidet man folgende wesentlichsten Jargondialekte:

a) den deutsch-jüdischen Jargon (nicht zu verwechseln mit dem Gemauschel der Börsianer!)
b) „ polnisch-jüdischen Jargon
c) „ litauisch- „ „
d) „ rumänisch- „ „
e) „ galizisch- „ „
f) „ englisch- bezw. amerikanisch-jüdischen Jargon,

entsprechend den Ländern, in denen sich die Juden in besonders großen Massen niedergelassen haben. Jeder dieser Jargondialekte enthält überwiegend deutsche, jüdische, polnische und russische korrumpierte Sprachelemente und erst in vierter oder fünfter Reihe Sprachbrocken des jeweiligen Gastlandes, so daß schon die Zusammensetzung der Jargonsprache jedem einigermaßen geübten Ethnologen verrät, daß die Juden ursprünglich von Deutschland nach Polen und Rußland auswanderten und sich erst von dort über die anderen Länder verbreiteten.

Daß man an ein solches Sprachgemisch nicht die höchsten Anforderungen stellen darf, in bezug auf systematische Grammatik und Wohllaut, versteht sich eigentlich von selbst. Dennoch ist es ungemein übertrieben, wenn Abraham Geiger vom „ekelhaften Jargon" spricht, oder wenn Heinrich Grätz den Jargon „eine halbtierische Sprache" nennt, oder wenn endlich Jost die Sprache als „ein allem Geschmack hohnsprechendes Wortgemisch" charakterisiert. Man darf nie vergessen — was Jost auch zugibt — daß die Jargonliteratur einen außerordentlich guten Einfluß auf die sittliche Gesinnung und die Bildung der Ghettojuden gehabt hat.

Was mich persönlich betrifft, so habe ich mich für diese stiefmütterlich behandelte Literatur schon seit Jahren interessiert und aus diesem Interesse ist auch meine „Jüdische Sprichwörtersammlung" und mein „Ghettobuch" herausgeboren. Ich schätze den Jargon außerordentlich hoch als einen verschütteten Quell, der zu einem unübersehbar reichen Strom anzuwachsen verspricht. Nach meiner Meinung bewirkt die Verschmelzung des Hebräischen mit dem Deutschen und anderen Sprachelementen eine große Geschmeidigkeit in der Ausdrucksform. Die Grammatik wird freilich als quantité négligéable behandelt, aber gerade diese ungebundene Freiheit gibt der Jargonsprache eine Beweglichkeit des Stils, wie sie keine andere Sprache aufzuweisen hat. Trotzdem sehe auch ich ein, daß die Jargonsprache

wohl kaum jemals Weltgut werden kann. Denn mehr als allen anderen Sprachen raubt man ihr Leben und Eigenart, wenn man sie ihres Babelgemisches entkleidet, wenn man ihr das ärmliche, zusammengeflickte Kleid auszieht, das ihr soviel poetische Schönheit verleiht. Wo in aller Welt gibt es sonst noch eine Sprache, die soviel Akzente und Nüancen hat für die seltsamsten Seufzer, für diese sonderbar wilden Flüche, für diese merkwürdigen Ausrufe, verblüffenden Satzkonstruktionen, eigenartigen Wortbildungen und vor allem: für die tiefe Innigkeit, die sich in dieser Barocksprache, die weit mehr als die Hälfte aller Juden sprechen, zum Ausdruck bringen läßt! Man nimmt dieser Sprache die Seele, wenn man sie in eine andere überträgt. Und je urwüchsiger, origineller und bodenständiger die in dieser Sprache geschriebenen Werke sind, desto weniger wird man imstande sein, selbst in der denkbar besten Übersetzung auch nur eine annähernde Vorstellung von dem bezaubernden, kaum definierbaren Reiz zu geben, der über diesen Werken liegt.

Freilich herrschen auch in dieser Sprache ungeschriebene Gesetze, die von keinem erlernt und doch von jedem Ghettojuden gekannt sind. Vor allem fällt auf, daß die Sätze mit einer auffallenden Natürlichkeit gebaut sind, und daß die Aussprache der Worte, die Vokalisierung usw. strengen Regeln zu unterliegen scheinen, deren primitive Grundlagen meines Wissens zum erstenmal Jakob Fromer, selber ein Ghettojude, in seinem „Organismus des Judentums" systematisch festzulegen versucht hat. Und während fast alle übrigen lebendigen Sprachen eine Umgangssprache und eine sorgfältig gefeilte Schriftsprache haben, ist in der Jargonsprache die Umgangssprache zugleich auch die Schriftsprache. Das vor allem sichert den Werken der Jargonsprache von vornherein die ungeheure Lebendigkeit.

Die ersten Anfänge der Jargonliteratur reichen bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück. Erbauungsbücher für die Frauen und für die Jugend waren die ersten Erzeugnisse der Jargonsprache, Werke, die allerdings noch keinerlei literarischen Ansprüchen genügen. Ihnen folgten die Sittenbücher, die Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschienen und unter den Juden große Verbreitung fanden. Besonders bekannt wurden „Das Lebenselixier" von Apotheker Abraham, „Der Brandspiegel" von Moses Hennoch und das oft nachgedruckte Buch „Der gute Sinn" von Josef ben Eljakum. Auch polnisch-jüdische Frauen, wie Rebekka Tiktiner, veröffentlichten sogenannte jüdisch-deutsche Werke. Die populärsten, noch jetzt weit verbreiteten Werke dieser Literaturgattung sind „Das Maaßebuch" und „Jêêna Urêna", harmlose Erbauungsbücher, die die jüdischen Frauen am Sabbat-Nachmittag lesen konnten, die auch in Deutschland noch von unseren Großmüttern viel gelesen wurden, ohne daß sie etwas verloren, wenn sie über diesen moraltriefenden Fabeln, Märchen, Legenden und Großmuttergeschichten, die Demut und Bescheidenheit predigten oder in einer resignierenden oder religiösen Pointe ausliefen, sanft einschliefen. Diese Literatur steht etwa auf der Höhe der deutschen Jugendliteratur, wie sie Horn, Putlitz, Schmidt-Weißenfels u. a. produzierten. Weit darüber hinaus erheben sich die in das jüdische Gebetbuch aufgenommenen „Sprüche der Väter", eine einzigartige, mehr ethische als religiöse Spruchweisheit, die den echten Geist des Judentums am getreuesten widerspiegeln und noch heute für die praktische Befolgung wertvoller und veredelnder sind, als die Reflexionen, Maximen oder Sprüche vieler neuzeitlicher Denker.

Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurden bereits viele Versuche gemacht, biblische Stoffe zu dramatisieren. „Der Verkauf Josephs", „Der Kampf Davids mit Goliath",

„Simſon der Held", „Haman und Eſther", „Ruth" u. a. waren ſehr beliebte Stoffe, und man kann dieſe, allerdings ſehr naiv gebauten Dramen, heute noch in jüdiſchen Theatern des Londoner Whitechapel, des Warſchauer oder Neuyorker Ghetto, des Berliner galizianiſchen Judenviertels (Grenadierſtraße, Dragonerſtraße uſw.) aufführen ſehen.

Erſt der Chaſidismus, der mit allem Starren, Verknöchernden aufräumen wollte, bediente ſich des Jargons, um die chaſidiſchen Lehren den breiten Volksmaſſen zugänglich zu machen. Ein großer Teil des chaſidiſchen Schrifttums mit ſeinen Wundermärchen, Legenden, Anekdoten und Parabeln iſt in der Jargonſprache abgefaßt worden, denn die Chaſidim gingen von der richtigen Vorausſetzung aus, daß man auf die Volksmaſſen nur in der Volksſprache kräftig einwirken könne.

✿

In der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunders legt Mendel Lepin den Grundſtein zum Bau der modernen Jargonliteratur, indem er die „Sprüche Salomons" in den Jargon überträgt. Und von dem Augenblick an beginnt ein erbitterter Kampf ſeitens derjenigen, die eine Profanation in ſolchen Übertragungen vom Hebräiſchen in den Jargon erblicken, der damit endet, daß nun viele Schriftſteller in dieſer „tieriſchen Sprache" zu ſchreiben beginnen.

Schlaume Ettinger verfaßt ein Theaterſtück „Seckele"; A. B. Gottlober dichtete eine Komödie „Zwei Chaſſenes in einer Nacht"; Chaim Horowitz überſetzt Campes „Columbus" und Defoes „Robinſon"; Alexander Zederbaum begründet zwei Jargonzeitſchriften; Gelehrte und Dichter wie Iſak ben Lewinſohn, Jakob Eichenbaum u. a. veröffentlichen Jargonbücher.

Viel war es nicht, was dieſe Jargonſchreiber boten; auch nichts beſonders Wertvolles; aber ſie brachten doch neues Leben in die langſam wachſende Jargonliteratur.

✿

Mit zu den ersten poetischen Schöpfungen gehörten die jüdischen Volkslieder. Man darf sie sowohl nach ihrem Inhalt, wie nach ihrer Melodie zu dem Schönsten zählen, was je die Literatur eines Volkes an primitiver Kunst geschaffen hat. Hier spricht sich die Seele des müd gehetzten Volkes mit all seinen Sehnsüchten und Wünschen, seinen Träumen und Hoffnungen ganz unmittelbar aus. Und als diese, meist melancholischen Lieder, die in ihren Weisen an die sonderbar schwermütigen slawischen Melodien gemahnen, vor ein paar Jahren zum erstenmal von einer Hamburger Zeitschrift für jüdische Folklore gesammelt und herausgegeben wurden, erregten sie in den interessierten Kreisen Deutschlands berechtigtes Aufsehen. Daß sie weiteren Kreisen bekannt wurden, danken wir Leo Winz, dem verdienstvollen Herausgeber von „Ost und West".

Diese Jargonvolkslieder sind nicht zu verwechseln mit den Jargonkunstliedern, die neuerdings begabte Lyriker, die in dieser Sprache gedichtet haben, veröffentlicht haben und die nur dank ihres Idioms zur Jargonliteratur gehören. Die Arbeiterlieder von Morris Rosenfeld etwa lassen sich in jede Sprache übersetzen, weil sie das Jargonelement ganz gut entbehren könnten. Statt des spezifisch Jüdischen steht bei ihm das allgemein Menschliche im Vordergrund. Sein Lied reicht über die enge Welt der Ghettomauern weit hinaus und sucht das brandende Leben. Natürlich gibt es Leiden und Freuden, die der Jude als Mensch mit der ganzen Menschheit teilt („Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht! Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht!" fragt schon Shylock). Aber unter „Lieder des Ghetto", wie Rosenfeld seine Dichtungen genannt hat, verstehen wir doch in erster Reihe Lieder, die sich ausschließlich mit dem Ghettojuden beschäftigen. Das aber ist bei Rosenfelds Liedern nicht der Fall. Seine Lieder sind nur in der Ghettosprache geschrieben, aber ihr Inhalt ist das

allgemeine soziale Elend und keineswegs das besondere jüdische. Die Werkstatt, An der Nähmaschine, Die Nachtigall zum Arbeiter, Das Lied der Not, Die Träne auf dem Eisen, Was ist die Welt, Auf dem Totengarten, Blumen im Herbst, In der Wildnis, Die Erschaffung des Menschen, Die Freiheit, Die Not und der Dichter u. a. Lieder stehen mit dem Gefühlsleben des Jargonjuden in keinem engeren Zusammenhang. Was natürlich nichts gegen ihre Schönheit besagt.

*

Erst in den letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts beginnt die eigentliche Blütezeit des Jargon. Jetzt wird nicht mehr Jargon geschrieben „aus Barmherzigkeit mit dem armen Volk", das keine andere Sprache zu lesen, zu schreiben und zu sprechen versteht. Die neuen Dichter kommen selbst aus der Mitte dieses armen Volkes. Sie kennen dieses Volkes Freuden und Schmerzen und sie dichten in der Sprache ihres Volkes für dieses Volk. Und wenn sie auch im letzten Sinne kaum eine Übertragung in eine andere der modernen Kultursprachen vertragen und sich viel zu eigenwillig und zu spröde erweisen, sie geben doch immerhin einen Begriff, wie diese Ghettowelt aussieht.

Am relativ besten läßt sich der Jargon natürlich in die deutsche Sprache übertragen, weil sie ja die eigentliche Muttersprache des meistgesprochenen Jargons ist und eine Übersetzung ins Deutsche daher — übertrieben gesprochen — einer Rückübersetzung fast gleichkommt.

Erst in den letzten Jahrzehnten widmet man sich auch bei uns etwas eingehender und liebevoller den Dichtern des Jargon. Während diese Literatur sich ursprünglich nur von fremdem Gut nährte und hauptsächlich von mittelmäßigen Übersetzungen ihr Dasein fristete, sind es jetzt umgekehrt die modernen europäischen Literaturen, die im Jargon neue Werte suchen

und finden, und ſich dieſe Welt in die modernen Sprachen herüberzureißen ſuchen. Es iſt eine Frage der Zeit, ob und inwieweit ſich die Jargonliteratur in einem ſolchen Grade aſſimilierbar erweiſen wird, daß ſie Gemeingut der gebildeten Menſchheit zu werden vermag.

*

Es gibt heute kaum mehr ein bedeutendes Werk der Weltliteratur, das nicht in die Jargonſprache überſetzt wäre. Goethes Fauſt, Schillers Räuber, Leſſings Nathan, Shakeſpeares Hamlet, Heines Lieder, Doſtojewskis Raskolnikow, Haeckels Welträtſel und zahlreiche andere Werke ſind dem gemeinen jüdiſchen Manne längſt in ſeiner Jargonſprache vertraut, ebenſo wie er durch die zahlreichen politiſch-feuilletoniſtiſchen Jargontagesblätter, die oft eine ſehr ſtattliche Auflagehöhe haben, über alle Vorgänge des politiſchen, ſozialen, geſellſchaftlichen und künſtleriſchen Lebens unterrichtet iſt. Die modernen Dichter endlich, die Jargon ſchreiben, haben den ganzen Kreis ihrer Mit- und Umwelt in den Bereich ihrer Schilderungen gezogen.

Eine ſyſtematiſche Literaturgeſchichte der Jargondichtung gibt es freilich noch nicht. Weshalb denn auch im „Ghettobuch“ über einige der bedeutendſten Jargondichter wie Mendele Mocher Sforim, J. L. Perez, David Pinski, Abraham Reiſen, M. Spector, Scholem Aſch u. a. einiges geſagt wurde.

Dem dort Geſagten ſeien noch ein paar Worte über Schlaume Rabbinowitſch (Scholem-Aleichem), den urſprünglichſten und reichſten aller Jargondichter, hinzugefügt. Seine Romane und Novellen „Moſchiachs Zeiten“, „Ruchele“, „Kriſelewker Geſchichten“, „Rattiſchik, a jidiſcher Hund“, „Meſuſchelach, a jidiſcher Ferdl“, „'s a Ligen“, ſeine Komödien „Jeſeit und zeſpreit“, „Maſeltow“ u. a. verbinden mit ungeheurer Kraft und Eindringlichkeit zugleich einen ſo goldigen, eigenartigen Humor — Dickens von fern verwandt!

— und tragen eine so ureigene originale Note, daß sie ihn an die oberste Spitze der jüdischen Schriftmeister stellen.

*

Man muß natürlich scharf unterscheiden zwischen diesen jüdischen Jargonschriftstellern, die ihre Ghettowelt dargestellt haben, und zwischen den christlichen Dichtern des Ghetto, unter denen Tolstoi, Gorki, Sienkiewicz, Orzesko, Swientochowski, Joh. V. Jensen, Aage Madelung u. a. an erster Stelle zu nennen sind. Innerlich sind sie der Welt, die sie darstellen, ja doch fremd; es sind ja nur die erotischen Gefühle, die sie am Juden interessieren, das Ungerade, Andersgeartete seines Wesens und vielleicht noch seine jahrtausendealte religiöse Kultur. Aber ihr Familienleben und die tiefsten Gründe ihrer Seele verstehen sie dennoch nicht und vermögen sie kaum zu ahnen, selten mitzufühlen, geschweige denn restlos auszuschöpfen.

Endlich ist zu unterscheiden zwischen den jüdischen Ghettodichtern, die noch heute im polnisch-galizischen Ghetto leben und das, was sie zu sagen haben, in keiner anderen als nur in der Jargonsprache sagen können, und zwischen den anderen jüdischen Ghettodichtern, die in deutschen, französischen, englischen, amerikanischen Städten leben und deren Schriftsprache die ihres Gastlandes ist. Sie kommen zwar aus dem Ghetto, haben sich aber längst vom Ghetto emanzipiert und ihren Gastländern und deren Kultur assimiliert. Sie haben die notwendige Distanz zum Ghetto. Das sind die Typen, die seelisch und geistig zwischen Ghetto und Kultur stehen und eine Reform ihres Volkes erstreben, wie z. B. Zangwill, Fromer, Pinski u. a. Aber sie alle holen ihre eigentliche Kraft und Stärke doch aus jenen dumpfen Gassen und Winkeln, wo sie ihr Volk in Elend und Knechtung, auf eine bessere Zukunft hoffend, ein über alle Begriffe schmerzenreiches Leben führen sehen.

Alle dieſe Dichter ſind die echten Söhne Ahasvers, jenes ewigen Juden, der, mit allen Gebrechen, aber auch mit aller Weisheit und Würde des Alters, nimmer den Tod wird finden können in der Aſſimilation an andere Völker. Dieſe war lange ein vager Traum, aus dem man allmählich erwacht iſt. Und wer ſo lange Sämann der Kultur ohne Dank geweſen iſt, wie die Juden, der verdient ſchon einen ungeſchmälerten Platz als Individualität im Leben der Nationen. Nicht zuletzt beweiſt dies auch ſeine Literatur.

*

Für die Einleitung benutzte Schriften:

Arndt, E. M. Erinnerungen aus dem äußeren Leben. Herausgegeben von F. M. Kircheiſen. München (Georg Müller).

Brandes, Georg. Meier Goldſchmidt; in „Skandinaviſche Perſönlichkeiten", II. Teil. München 1902.

Brandes, Georg. Erinnerungen, Bd. I. München.

Böhme, Ludwig. Schriften.

Buber, Martin. Die Legende des Baal-Schem. Frankfurt a. M.

Buber, Martin. Die Geſchichte des Rabbi Nachmann. Frankfurt a. M. 1909.

Fromer, Jakob. Der Organismus des Judentums. Charlottenburg 1909.

Goldſchmidt, Meier Aaron. Der Jude; Roman. Berlin.

Heijermans, Hermann. Diamantſtadt; Roman. Ghetto; Drama. Ahasver; Drama. Ein Judenſtreich, Sabath; Novellen.

Joſt. Geſchichte der Iſraeliten.

Liliencron, Rochus. Hiſtoriſche Volkslieder, Bd. III.

Liebe, G. Das Judentum in der deutſchen Vergangenheit. Jena 1903.

Maimon, Salomon. Lebensgeſchichte. Herausg. von Jakob Fromer. München (Georg Müller).

Menkes, H. Ghetto-Naturalismus. In „Die Zeit".

Natali, Ettore. Das römiſche Ghetto. Rom 1887.

Perles, Roſalie. Unſere Großmütter. In „Jahrb. f. jüd. Geſch. u. Lit." 1905.

Philippſon, Martin. Die Zeit von dem Emanzipationsedikt des Jahres 1812 bis zum Bundesgeſetz vom 3. Juli 1869.

Poritzky, J. E. Die Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition. Prag.

Poritzky, J. E. Jüdiſche Vorträge über „Rahel Varnhagen", „Ludwig Börne", „Hermann Heijermans".

Rohlfs, Gerhard. Die Juden in Marokko. In „Augsb. Allg. Ztg.“.
Scheinhaus, Leon. Zur Geschichte der russischen Juden im 19. Jahrhundert. Berlin 1901.
Schmitz, Oscar A. H. Das Land der Wirklichkeit. München (Georg Müller). Aufsatz „Whitechapel“.
Sternberg. Geschichte der Juden in Polen. Leipzig 1878.
Zangwill, Israel. Ohne Vorurteil. Essays. Berlin 1913.

Auf Wunsch der Verleger sei hier noch bemerkt, daß die Kompertschen Erzählungen „Alt-Babele“ und „Märchen aus dem Ghetto“ dem bei Hesse und Becker in Leipzig erschienenen Bande 395/98 der Volksbücherei, die Erzählungen aus dem Volksleben von Swientochowski der Reclamschen Sammlung und schließlich „Ein Sabbat“ den bei M. Poppelauer erschienenen Memoiren einer Großmutter von Pauline Wengeroff entnommen sind.

Chawa Rubin.

Von Alexander Swientochowski.

(Aus dem Polnischen von Philipp Löbenstein.)

Vor allem muß ich erklären, daß der Zuname Rubin nur das andeuten könne, was Chawa und ihr Mann Simche etwa sein wollten, aber durchaus nicht, was sie in Wirklichkeit waren. Der Urgroßvater Simches hatte sich Rubin beigenannt, um wenigstens den Namen eines Kleinods zu besitzen und dieses zauberhafte Wort seinen Nachkommen zu vererben. Es half dies aber weder ihm noch seinen Nachkommen. Simche war ein im Rahmen des reinsten Elends eingefaßter Rubin. Es fehlte nichts, um dieses Bild treffend darzustellen. Als echter Chußid*) saß er fast immer in der Synagoge, oder richtiger in der „Klaus"; überzeugt, daß er von „einer sehr guten Familie" abstamme, hielt er sich für eine Persönlichkeit, die die Welt, seine Welt, zu unterstützen verpflichtet sei und die man nicht verhungern lassen dürfe; er war übrigens seit einigen Jahren brustleidend und zu jeder Handarbeit unfähig. Der Tod des Vaters vollendete seinen Ruin. Er erbte nämlich im Städtchen Kazimierz an der Weichsel den vierten Teil eines Hauses, einer den Einsturz drohenden Ruine, deren unterer Fensterrand schon tief unter der Horizontallinie der sumpfigen Straße lag und die sogar der städtische Einnehmer als zum Auseinandernehmen bestimmt von der Steuer befreite. Trotzdem war Simche nicht wenig stolz auf sein Besitztum, das ihm den Titel eines Wirtes eintrug. Nachdem er in seine Stube, die sein ganzes Eigentum bildete, noch zwei Mietparteien aufgenommen hatte, stritt er entweder mit ihnen oder verhieß ihnen für den Frühling Reparaturen; sonst saß er auf der Bank vor dem Hause, wärmte sich an der Sonne

*) Die Sekte der Chassidim unterscheidet sich von den orthodoxen Juden nur durch eine etwas lockere Beobachtung der religiösen Vorschriften, einen gewissen Fanatismus Andersdenkenden gegenüber und die besondere Hinneigung zum Wunderglauben, den ihre Rabbis, Wundertäter ex professo, wenn auch durch unerlaubte Mittel, fördern.

Anm. des Übersetzers.

oder warf den drei Hühnern gekochte Erdäpfelschalen hin. Er vernachlässigte sogar in etwas die Klaus. Siechtum, Hunger, der angeborene Hochmut, endlich das Gefühl seiner Hausherrnwürde — all dies hatte den armen Juden in den Zustand völliger Ohnmacht versetzt. Wenn ihm der Müßiggang schon gar lästig wurde, begab er sich auf den Marktplatz, wo er den Vorbeigehenden von den zahlreichen Kauflustigen seines Grundbesitzes erzählte, um die sich in der Wirklichkeit niemand kümmerte. Da nun die Mietparteien gar wenig Ertrag brachten, könnte man leicht fragen, wovon Simche mit vier Kindern sich ernährte?

Zur Lösung des Rätsels ist es eben an der Zeit, Chawa Rubin vorzuführen. Ein Künstler, befähigt, beschädigte Bilder zu restaurieren, würde sagen, die dreißigjährige Chawa sei ein schönes Weib. In der Tat konnte noch jeder an ihr einen regelrechten Gesichtsschnitt, eine hübsche Nase, feurige schwarze Augen, ein kleines modelliertes Ohr, ein anziehendes Lächeln bemerken, aber all dies leider verunstaltet von all den tausenden von Spuren des Elends, so daß ich lieber von der Arbeitsamkeit als von den Reizen Chawas sprechen will. Sie war eben so arbeitsam, wie es eine Jüdin sein muß, die einen Mann und vier Kinder von dem Ertrage des Handels ernährt, dessen Betriebskapital in ganzen drei Rubeln besteht. Wäre Chawa als Christin zur Welt gekommen, sie hätte täglich einen polnischen Gulden erarbeitet und hätte anständig gelebt; als Jüdin, für die es gar zu viele nicht gestattete Erwerbszweige gibt, mußte sie sich ausschließlich darauf beschränken, einige unentbehrliche Verbrauchsartikel zu kaufen und wieder zu verkaufen, was ihr beim gewöhnlichen Laufe der Dinge zwanzig bis fünfundzwanzig polnische Groschen täglichen Ertrag brachte, natürlich bei ungeheurer Kraftanstrengung. Sie mußte früh in die drei Werst von der Stadt entfernte Kolonie laufen, die gepachtete Milch abholen und

sie in den Häusern austragen; sie mußte einige Dörfer im Fluge durcheilen, um einige Töpfe Butter oder Käse für die Beamtenfrauen zu kaufen, sie mußte dem an die Stadt angrenzenden Meierhofe Naphtha liefern, und dergleichen mehr. In einem kleinen Orte, wo jeder alles im Hause hat oder sich es leicht verschaffen kann, ist das Vermitteln beim Kaufe und Verkaufe höchst beschränkt und nur möglich, wenn die Anforderungen der vermittelnden Person sehr bescheiden sind. Deshalb muß auch Chawa vom Tagesanbruche bis in die späte Nacht herumrennen, um fünfundzwanzig polnische Groschen zusammenzubringen. Der Hauptgrund ihrer Armut war das allzu geringe Anlagekapital, das keine Ausbreitung des Geschäftsbetriebes gestattete. Wenn Chawa fünfzig Rubel zur Verfügung gehabt hätte, sie würde unstreitig nach dem Verlaufe von drei Jahren am Schabbas ein Atlaskleid getragen haben und wäre von der Kazimierzer Aristokratie gar artig gegrüßt worden. Sie hatte aber nur drei Rubel im Betriebe. Das Grundkapital ihres Handels konnte sie nur auf eine Weise vergrößern, nämlich durch eine Reihe kühner und glücklicher Operationen. Es fehlten ihr nicht die zwei dazu nötigen Eigenschaften: Ambition und Mut. Sie schwärmte fortwährend von Wohlhabenheit und Risiko. Einmal war sie schon nahe daran, in einem Dörfchen ein Draufgeld auf zehn Garnetz Honig zu geben, und nur die Furcht, ihr ganzes Kapital bei dieser kühnen Spekulation einzubüßen, hielt sie davon zurück. Als sie aber erfuhr, daß ein Bekannter von ihr den Honig gekauft und an ihm vier Rubel verdient habe, brach sie in Tränen aus und beschloß, bei der ersten Gelegenheit einen entscheidenden Schritt zu wagen.

Eines Tages nun lief Chawa zur Weichsel, um einige Aale zu kaufen. Sich den Fischern nähernd, bemerkte sie unter ihnen eine außergewöhnliche Bewegung. Die Veranlassung war der Fang von drei Stören. Chawa tauchte sofort der wahnwitzige

Gedanke auf: Soll ich sie etwa kaufen! Mit bebender Stimme fragte sie nach dem Preis.

„Alle zusammen fünf Groschen das Pfund," erwiderte einer der Fischer. „Es werden etwa hundertundfünfzig Pfund sein."

Chawa begann eifrig zu feilschen.

„Was braucht's da der Rederei," rief der Fischer. „Wir haben schon seit einem Monate keinen Stör gefischt. Ihr verkauft ihn einen Gulden das Pfund."

Chawa war von der Aussicht auf den Gewinn so hingerissen, daß sie sich über den Preis einigte und „indessen" drei Rubel gab. Den Rest hoffte sie von dem sofortigen Erlös zu zahlen. Sie ging mit den Fischern ins Städtchen, glühend von der Aufregung, die ihr Antlitz rötete, und durchlief in Gedanken alle Häuser, wo sie auf Absatz für ihre Ware hoffen konnte. Der Unterrichter, der Schreiber und Schreibgehilfe, der Anwalt, der Bürgermeister, der Einnehmer, der Gerber ... fünfzehn Groschen fürs Pfund, zwanzig, vielleicht einen Gulden ... Bei diesem Gedanken funkelten Chawas Augen von längst erloschenem Glanz, um den Mund schwebte ein wohlgefälliges Lächeln. Sie richtete sich die Kopfhaube und begann so schnell zu laufen, daß die mit den Stören belasteten Fischer ihr kaum nachkommen konnten. — Wenn sich aber kein Käufer findet! Hundertundfünfzig Pfund Fische für das Städtchen, wo an einem Wochentage kaum dreißig Personen sich einen solchen Luxus erlauben dürfen! Sie hielt bestürzt inne, der Atem stockte ihr, aber bald faßte sie sich wieder, schob das Tüchel etwas vom Kopfe zurück und rannte weiter.

„Geht nur in meine Stube", rief sie den Fischern zu, ihnen einen Stör entreißend, „und wartet ein wenig, ich bin gleich wieder da, ich wechsle nur ein Geldstück."

Ohne eine Antwort abzuwarten, flog sie durch ein enges Gäßchen in den entgegengesetzten Stadtteil. Chawa war eine

zu erfahrene Händlerin, um nicht gleich daran zu denken, daß sie, um so viele Pfund Fische anzubringen, bei allen kleinstädtischen Honoratioren nach der Reihenfolge ihrer Würden anklopfen müsse. Sie lief demnach, wenn auch andere Frauen auf dem zu passierenden Wege wohnten, schnurstracks zu der am anderen Endpunkte der Stadt wohnenden Unterrichterin. Ihre Berechnung täuschte sie nicht. Die Frau Unterrichterin kaufte nach verhältnismäßig kurzem Feilschen einen ganzen Stör für drei Rubel, also für etwas mehr als elf Groschen das Pfund. Noch berauscht von der Hoffnung eines großen Gewinnes, andererseits aber besorgt um den weiteren Verlauf des Geschäfts, wie um die harrenden Fischer, fühlte sie auf dem Wege nach Hause abwechselnd bald Freude, bald Angst.

Nun, was weiter, dachte sie, trotz der Müdigkeit weiterlaufend, einmal billig einmal teuer. Sie nahm einen ganzen Stör, bezahlte ihn gleich. Und wenn ich die anderen zwei fast verschenke, habe ich meine drei Rubel. „Meine drei Rubel!“ rief sie laut aus, das Papiergeld in die Tasche drückend. „Fünf Gulden bin ich ihnen noch schuldig, ich zahle also darauf. Sind denn aber zwei Störe keine fünf polnische Gulden wert? . . .“

Aus der Ferne schon erblickte Chawa ihren Mann, der vor dem Hause mit den Fischern verhandelte und mit einem Stocke die Störe stieß, auf welche die Kinder mit Scheu schauten.

„Welche Fische, was sind das für Fische,“ sagte Simche verächtlich. „Wer ißt das? der Heißhungrige? und wer zahlt noch dafür? ein Narr! Oi, oi, ein Spezial. Hat sie kein Draufgeld gegeben?“

„Sie gab ein Draufgeld,“ erwiderte einer der Fischer, „sie bringt aber den Rest nicht.“

„Gotts Wunder, sie bringt nicht, habe ich nicht ein Steinhaus, bin ich kein Wirt, ist mein Vermögen keine fünf polnische Gulden wert?!“

Simche ſteigerte noch den Ton ſeiner von Hochmut geſchwängerten Stimme um einige Noten, als er ſeine näherkommende Frau bemerkte.

„Auf meiner Hypothek laſtet kein Groſchen, da haben noch zwei Störe Platz. Ich handle mit ſolchen Dummheiten nicht, ich ſagte es ſchon, ich habe ein Haus, Simche iſt ein Wirt.“

Den Mann mit einer ſchneidigen Ermahnung zur Ruhe weiſend, rief Chawa den Fiſchern zu:

„Drei Gulden habe ich noch zu zahlen ...“

„Fünf!“ riefen die Fiſcher unisono.

„Wie! Wie! Um einen Rubel und einen Gulden das Stück.“

Nun begann ein Streit. Chawa wollte aus übler Gewohnheit und in der Hoffnung, ſich für den, wie ſie meinte, billigeren Verkauf des erſten Störs zu entſchädigen, noch etwas abhandeln; ihre Bemühungen waren aber fruchtlos. Sie mußte die fünf Gulden erlegen. Die Fiſcher entfernten ſich; und nun ſetzte ſie ſich auf die Bank vor der Türe und wiſchte ſich mit der Schürze den Schweiß vom Geſichte, auf das Schreien und Weinen der Kinder, die ſie von vier Seiten anfielen, nichts erwidernd. Endlich nahm ſie zwei Birnen aus der Taſche, zerbiß jede in zwei Hälften und ſtopfte mit ihnen die vier offenen Mäuler.

„Simche,“ rief ſie dem Manne zu, der die Hände auf dem Rücken die bemooſten Dachſchindeln ſeines Hauſes betrachtete, „trage die Fiſche in die Stube.“

„Sie frieren hier nicht, ſie können liegen ...“ erwiderte er phlegmatiſch und ſchlenderte hüſtelnd dem Städtchen zu.

Chawa beutelte ſich vor Zorn und in ihren Augen blinkten zwei große Tränen. Sie haßte den Mann ſeiner Trägheit wie ſeines Siechtums wegen, wie nur eine ins Joch ſchwerer Arbeit geſpannte Frau zu haſſen vermag. Wäre Simche geſund und ſtark geweſen, ſie hätte für ihn eine gewiſſe Neigung ge-

habt; wenn er nur aus religiösen Motiven gefaulenzt hätte, sie würde geduldig selbst die ganze Last der Erhaltung der Familie getragen haben. Aber Simche ging als echter Chußid jeder Beschäftigung aus dem Wege, ebenso wie infolge der aus seinem Gesundheitszustand entsprungenen physischen Schwäche. Ein krankhafter und wuchernder Parasit — kann es für eine die ganze Familie ernährende arme Frau etwas Schrecklicheres geben? — Chawa war immerfort in Schweigen versunken, sie dachte an die Störe, deren man sich rasch entledigen mußte, damit die Schwüle des Juli sie nicht verderbe. Taub bei dem erneuten Lärmen der Kinder, erhob sie sich rasch und rannte in ein unweit liegendes Haus, zu einer ihrer Kundinnen, der Frau Einnehmerin, die sie im Garten traf.

„Ai, ai, teure Frau, was ich für die Gnädige habe, ich habe noch gegen keine lebendige Seele ein Wörtchen fallen lassen ... Ganz frisch, — einen schönen, wunderschönen Stör."

„Stör," sagte die Einnehmerin, „das ist kein schöner Fisch. Im vorigen Jahre habe ich zwanzig Pfund einmariniert und habe die Hälfte weggeworfen, nicht einmal die Kinder wollten ihn essen."

„Was die Gnädige sagen, was Sie nur da sagen ... Der selige Advokat hat ihn sogar gerösteten Schwämmen vorgezogen ... Die Frau Unterrichterin mahnt mich immer: Simchowa, Simchowa, wann bringt Ihr mir einen Stör!"

„Übrigens, wenn er wohlfeil ..."

„Für die Gnädige nur einen Gulden das Pfund."

„Geht mit Gott, für den Preis kann ich einen Lachs haben."

„Es kostet mich selbst fünfundzwanzig Groschen, ich muß doch etwas verdienen."

„Fünfzehn Groschen gebe ich und nehme dreißig Pfund."

„Was mache ich mit dem Reste? Meine gnädige Frau, 's ist

ſo ein ſchmackhafter Fiſch, daß es faſt leid tut ihn zu eſſen. Nun, ich mache einen Sprung zur Bürgermeiſterin, vielleicht nimmt ſie die andere Hälfte."

Doch kaum hatte die Bürgermeiſterin in Erfahrung gebracht, daß Chawa, die in der Aufregung für einen Moment die Beobachtung der Stufenleiter der Würden außer acht gelaſſen hatte, zuerſt bei der Einnehmerin angefragt habe, als ſie einfach die Jüdin vor die Tür ſetzte.

„Die Schelmin," ſchrie ſie, die Tür zuſchlagend, „ſie will mir damit aufwarten, was irgendeine Einnehmerin aus dem Maule gibt. Ich vergeſſe es dir nicht!"

Chawa fehlte indes die Zeit, ſich über dieſen Empfang zu grämen, und ſie rannte weiter. Der Gott des Handels hatte aber augenſcheinlich beſchloſſen, ſie durch ein ſchweres Verhängnis für das wagehalſige Experiment zu ſtrafen, denn ſie konnte nirgends weder den ganzen noch einen halben Stör verkaufen. In einem Hauſe war die Herrſchaft abweſend, im anderen das Geld, ſo daß Chawa, nachdem ſie vergebens das ganze Städtchen durchlaufen, niedergebeugt heimkehrte. Was war da zu tun! Dieſe Frage ſteht ebenſo als furchtbares Geſpenſt vor den Augen des Handelsmannes, deſſen mit Waren beladenes Schiff auf dem Meere einen Leck bekommen, wie vor den Augen der armen Aufkäuferin, der niemand die zwei Störe abnehmen will. Im erſten Momente ſolcher Gefahr drängte ſich ihr der Gedanke auf, wenigſtens das Einkaufskapital zu retten. Nachdem ſie die Fiſcher bezahlt hatte, fehlten Chawa zur Komplettierung ihres Kapitals noch fünf polniſche Gulden. Sie ſpaltete alſo raſch mit einer Axt einen Stör und trug die Hälfte zur Einnehmerin. Wenn ſie den bedungenen Kaufpreis erhielt, blieben ihr zwei Rubel reiner Gewinn, wenn auch der Reſt der Fiſche verfaulte. O ſüße Hoffnung, o ſeltener Glückstag! Zwei Rubel Gewinn für einige Stunden des Rennens! Wohlhabendere als Chawa

würden unter ſolchen Bedingungen des Erfolges den Fiſchhandel betreiben. An dieſem Tage aber verwandelte ſich der feſte Boden unter den Füßen Chawas in Waſſer. Die Frau Einnehmerin erklärte nämlich im voraus, daß ſie nur zehn und nicht fünfzehn Groſchen fürs Pfund und das erſt übermorgen zahlen werde. Chawa hatte demnach nicht ihr Einkaufskapital von drei Rubeln in der Taſche und dazu den ganzen lieben Tag keinen baren Groſchen verdient! Von dieſem Gedanken ganz verſtört, ging ſie verdüſtert, aber mit dem Ausdrucke einer wunderbaren Entſchiedenheit nach Hauſe. Es war ein Uhr nachmittags. Simche zerpflückte Blätter von roten Rüben und warf ſie den Hühnern hin, die er vergebens zu hintergehen verſuchte. Die Kinder, in einem Häufchen an die Wand gedrängt, ſaugten an den Hülſen einiger unreifen Erbſenſchoten, von denen ihnen der Vater eine Handvoll aus der Stadt mitgebracht hatte. Die Mutter bemerkend, begannen ſie heftig zu ſchreien. Chawa hob das kleinſte Kind in die Höhe, küßte es und trat in die Stube.

„Kaufe ihnen ein Pfund Brot,“ ſagte ſie zu ihrer Aftermieterin, vier Groſchen auf den Tiſch legend, „denn ich muß gleich wieder fort.“

Ohne das Schreien der Kinder zu beachten, lief Chawa aus dem Hauſe, ergriff raſch den unter dem Fenſter liegenden Stör, warf ihn über die Schulter und jagte mit der Laſt aus dem Hauſe heraus.

„Wohin denn, Simchowa?“ fragte eine alte Frau, die vor einem Häuschen mit dem Strumpfe in der Hand ſaß.

„Nach Pulawy, gnädige Frau,“ ſagte Chawa, ſich nähernd und der Alten die Hand küſſend.

„Du trägſt einen Stör? Für wen?“

„Weiß ich's denn? Hier kann ich keinen verkaufen, ich habe noch einen halben zu Hauſe.“

„Den nehme ich. Mein Enkel iſt zu mir für die Ferien mit

einem prächtigen Appetit gekommen. Wirſt du aber eine ſolche Laſt bis Pulawy ſchleppen können!“

„Ach, meine Gnädige, ich halte mich kaum auf den Füßen. Ich habe heute noch nichts in dem Munde gehabt, ich weiß nicht einmal, ob ich noch Zeit finde, etwas für die Kinder zuzubereiten. Was iſt aber zu tun! Fiſche können nicht lange liegen. Ich kaufte drei Störe, den einen nahm die Frau Unterrichterin zu elf Groſchen das Pfund, die Hälfte des anderen die Frau Einnehmerin zu fünfzehn, den Reſt habe ich noch und fliege damit nach Pulawy. Bis jetzt habe ich noch nichts verdient. Ich habe noch nicht einmal die ganzen drei Rubel. Und verliere ich Ihr Geld, meine teure Gnädige, dann bleibt mir nichts, als mit den Kindern am Hungertuche zu nagen.“

Die Alte, vor der Chawa ſo offenherzig beichtete, war die Witwe eines Gärtners der Fürſten Czartoryski in Pulawy. Nachdem ſie die teure Herrſchaft und dann den Mann verloren hatte, vermochte ſie nicht in dem ihr ſo viele traurige Erinnerungen darbietenden Orte zu wohnen und überſiedelte nach Kazimierz, wo ſie von einem mäßigen Kapitale und der Unterſtützung einer zahlreichen Familie ſich und eine gebrechliche ledige Tochter erhielt. Sie eben hatte vor zwei Jahren die drei Rubel geborgt, denen Chawa alle ihre kommerziellen Operationen verdankte und deren Unverſehrtheit ſie mit beſonderer Sorgfalt zu bewahren trachtete. Die allergünſtigſten Ausſichten in der unfernen Zukunft vermochten nicht ſie vor der Unruhe zu ſchützen, die ſich ihrer bemächtigte, ſo oft die zauberhaften drei Rubel für eine kleine Weile, ſei es ganz, ſei es teilweiſe, ihren Händen entſchlüpften. Da fühlte ſie eine unbeſchreibliche Angſt und ſah ſich über einem Abgrund ſchweben, in den ſie mit der geſamten Familie ſtürzen würde. Dieſer Furcht entſprang nun eben die unbändige Gier, die Störe ſofort zu verkaufen. Es fehlten ihr noch fünf Gulden zu den drei Rubeln. Ein charakteriſtiſches

Merkmal des Verhältniſſes Chawas zur alten Frau Wloſtowicka war die Aufrichtigkeit der Jûdin. Sie, die beim Verkaufe alle Frauen des kleinen Städtchens belog, ſagte der Alten allein gewiſſenhaft die reinſte Wahrheit.

„Wie teuer haſt du die Stôre gekauft?“ fragte die Alte.

„Zu fünf Groſchen das Pfund,“ erwiderte Chawa.

„Du haſt alſo gewonnen.“

„Bei der Frau Unterrichterin, denn die Einnehmerin hat noch nicht gezahlt.“

„Nun, ſo geh, meine Gute, ich weiß nicht mehr, wer in Pulawy wohnt, aber es ſollen viele Herrſchaften dort zuſammengekommen ſein.“

Chawa küßte der Alten die Hand und rannte fort. Von Kazimierz nach Pulawy waren zehn Werſt (ein Myriameter). Es war alſo keine leichte Aufgabe, dieſen Weg mit einer fünfzigpfündigen Laſt auf der Schulter zurückzulegen. Es ſchien auch der über der Schulter der Jûdin hängende Stôr über dieſes tollkühne Unternehmen ſkeptiſch mit dem Kopfe zu ſchütteln. Trotz alledem ſchritt ſie, wenn auch hungrig und erſchöpft, rüſtig vorwärts. Beim dritten Werſtpfahl ruhte ſie aus. Ein vorbeifahrender Grundherr ließ halten, als er zu Füßen der Jûdin einen Fiſch liegen ſah.

„Was habt Ihr da!“ fragte er.

„Einen Stôr,“ erwiderte Chawa mit klopfendem Herzen.

„Eh, einen Stôr,“ brummte er verächtlich und fuhr weiter.

Vielleicht werden ſie in Pulawy auch ſo verächtlich die Achſeln zucken! Chawa raffte ſich auf und ſetzte ihren Weg fort. Nach zurückgelegten zwei Werſt ruhte ſie wieder aus. Über ihre traurige Lage nachdenkend, erblickte ſie einen in der Richtung nach Pulawy fahrenden Einſpänner, auf dem neben dem Fuhrmanne ein auf dem Wege aufgenommener Jude ſaß. Der in Kazimierz berüchtigte Briefbote, ein verabſchiedeter Soldat, ein von der Kanzel in den Kirchenbann gelegter und vom

Magiſtrate geſtrafter Trunkenbold, fuhr mit der Poſt und einem auf eigene Rechnung aufgenommenen Paſſagier.

„Franek, Franek!“ rief ſie ihm zu, „warte doch.“

„Weshalb!“ fragte der Fuhrmann, das Pferd anhaltend.

„Nimm mich mit nach Pulawy.“

„Ja, wenn Ihr Euern Fiſch vorſpannt, denn meine Stute ſchleppt uns nicht alle.“

„Als ob's ſo weit — drei Haſenſprünge.“

„So ſpringt zu.“

„Sprich doch nicht ſo.“

„Aber wo findet Ihr Platz! Ihr zerquetſcht Moſchko die Beine.“

„Es findet ſich noch ein Plätzchen für mich.“

Ohne eine weitere Erlaubnis abzuwarten, begann ſie hinaufzuklettern.

„Einen Gulden müßt Ihr vorausgeben,“ rief Franek.

„Narr, ich tue dir kein Unrecht.“

Sie fuhren davon.

„Warum fährſt du heute die Poſt!“ fragte ſie.

„Dem Andreas iſt ein Kind geſtorben,“ erwiderte Franek, „nun hat der Herr mich geſchickt, eine Teufelsarbeit.“

„Iſt's denn beſſer, die Briefe in der Stadt auszutragen und aufs Land zu Fuß zu laufen!“

„Als ob ich liefe! Wer wird ſich die Stiefel zerreißen. Hat man zu irgendeiner Herrſchaft auf dem Lande einen Brief zu beſorgen, ſo ſuche ich eine Fuhre, findet ſich keine — nun, ſo warte ich. Papier iſt keine Blume, vertrocknet nicht.“

„Und wenn es dringend!“

„Mir iſt's nicht dringend, nur wenn die Taſche leer iſt.“

„Gibt's viele Briefe fürs Land!“

„Der Teufel hat ſie gezählt. Ich trage auch nicht alle hin, nur die, wo geſchrieben ſteht ‚durch einen Boten zu befördern‘,

und welche die Herren ſich von der Poſt ins Haus ſchicken laſſen gegen Rezepiſſe, Empfangſchein, rekommandiert.“

„Da wirſt du wohl für die Mühe gut bezahlt!“

„Eh, Bagatell. Manchmal geben ſie einige Kopeken, manchmal etwas Graupen. Dem einen ſagte ich vorigen Sonntag, daß ich kein Sperling, dem man Graupen ſtreut. In Polanowka iſt ein braver Schlachtſchitz: geſtern warf er mir einen Rubel für einen Brief hin.“

„Einen Rubel!“ rief die überraſchte Chawa aus. „Nach Polanowka iſt ja kaum eine Meile.“

„Sechs Werſt. Da hat man einige Glas heruntergeſtürzt, iſt dem Poſtmeiſter gegenüber keck geweſen, der verſetzte mir eins in den Nacken, ich bin ihm nichts ſchuldig geblieben. Er meinte, ich werde fortgejagt — der Hund. Doch die Poſt iſt nicht mehr weit. Herunter mit euch, Judenvolk.“

Chawa ſprang hinunter.

„Gott vergelt's,“ ſagte ſie.

„Was, ich ſollte, du Hundsfottin, zu deinem Gotte um Bezahlung gehen! Einen Gulden her!“

„Franek, du biſt närriſch geworden. Für das Stückchen Weg einen Gulden.“

„Wenn du nicht gleich zehn Kopeken gibſt, ſchneide ich mir ein Stück vom Fiſche herunter.“

Bei dieſen Worten zog er ein Meſſer hervor, bereit die Drohung zu vollziehen.

„Schelm, was treibſt du!“ ſchrie die Jüdin verzweiflungsvoll, „da, da haſt du, Mörder!“

Den Stör hinwerfend und auch von Moſchko die Bezahlung einſackend, fuhr Franek pfeifend davon. Chawa eilte mit ihrer Ladung auf dem Rücken weiter und ſchlug den Weg durch eine Allee zum Marieninſtitut ein. Dort hoffte ſie ſicher den Stör anzubringen, es begegnete ihr aber gleich die Enttäuſchung. Die Wirtſchafterin erklärte ihr nämlich, daß ſie

alle Nahrungsartikel nur in größeren Partien ankaufe und ſie mehrere Störe ſehr gern nehmen würde, während ſie einen einzigen Stör nicht verwenden könne. Chawa brach beim Verlaſſen des Inſtitutes in Tränen aus. Und wenn man mich überall zurückweiſt! dachte ſie. Fiſche können nicht lange liegen. Sie ſchleppte ſich durch die Straße mit dem Störe auf der Schulter, in der Hoffnung, daß einer der Vorbeigehenden ſie anhalten werde. An Gaffern fehlte es nicht, aber niemand dachte ans Kaufen. Endlich blieb ein nicht mehr junger Herr ſtehen und fragte:

„Für wen iſt das!“

„Zum Verkaufe,“ erwiderte Chawa.

„Friſch!“

„Heute gefangen.“

Er betrachtete den Fiſch.

„Wieviel verlangt Ihr für den ganzen!“

„Fünf Rubel.“

„Wollt Ihr vier nehmen!“

Chawa durchrieſelte ein freudiger Schauer.

„Ach, gnädiger Herr,“ flehte ſie, „es iſt zu wenig. Er koſtet mich ſelbſt beinahe ſo viel.“

„Wollt Ihr!“

„Wo ſoll ich ihn hintragen!“

„In dieſes Haus, zum Doktor Prysk. Dort bezahlt man Euch.“

Einige Worte auf eine Karte ſchreibend, übergab er ſie der Jüdin und ging ſeiner Wege.

Wenn Chawa die Frau des Lot geweſen wäre und auf Pulawy ein Schwefelregen hätte fallen ſollen, ſie hätte nicht ſchneller das Geſchäft beſorgen und nicht raſcher forteilen können. Es gibt Weſen, denen einige gewonnene Rubel Flügel an die Schultern heften. Chawa rannte nach Hauſe und dabei lachte ſie, klatſchte in die Hände, erzählte ſich ſelbſt et-

was Angenehmes und offenbarte eine solche Freude, als ob sie zu Ehren der gewonnenen Rubel närrisch geworden wäre. Der Leib mahnte aber zuletzt an sein Recht, wenn auch die momentane Betäubung dessen Bedürfnisse zu stillen schien. Die Jüdin hatte außer einigen vertrockneten, von gestern zurückgebliebenen Erdäpfeln keinen Bissen im Munde gehabt, und der Tag neigte sich schon zu Ende. Vom Hunger erschöpft, von dem Rennen und Laufen den Tag über erschlafft, fühlte sie, als sich der Paroxysmus der Freude verlor, eine außerordentliche Schwäche in den Füßen. Sie schleppte sich daher zum nächsten Dörfchen und trat in die Schenke. Am Tische saß Franek neben einem jungen, unbekannten Menschen, mit dem er das Postpaket revidierte und sich am Branntwein zugute tat. Der unweit stehende jüdische Schenkwirt hörte neugierig ihrem fröhlichen Geplauder zu.

„Manche Postbedienstete", sagte der schon etwas angetrunkene Franek zu seinem Gesellschafter, „haben in den Fingern ein solches Gefühl, daß sie gleich erkennen, ob ein Brief Geld enthält."

„In diesem muß Geld sein," sagte der Gefährte, „er ist so dick, so fettleibig, es lohnte sich ein Blick in die Eingeweide."

„Warum nicht!"

Chawa, die mit ihren Gedanken beschäftigt war, hatte dieser Szene wenig Aufmerksamkeit geschenkt, sie kaufte sich zwei Brezeln, trat vor die Tür der Schenke, setzte sich auf einen Holzblock und begann zu essen. Durchs offene Fenster tönte in ihr Ohr das helle Lachen der Zechenden und einmal sogar die ihr völlig unverständliche Drohung Franeks:

„Ich möchte sie zeichnen!"

Nach einer Weile trat Franek betrunken aus der Schenke und taumelte zu seinem Wägelchen, das er nach schwerer Mühe bestieg.

„He, Jüdin, fährst du mit mir!" rief er.

„Nein," erwiderte Chawa.

Franek lachte laut auf, verſetzte ihr einen Hieb mit der Peitſche über die Schulter, haute dann das Pferd und fuhr davon, ihr zurufend:

„Du Hexe glaubſt etwa, daß ich dich ſchön bitten werde!"

Chawa ſchrie vor Schmerz auf, rief ihm einige Flüche nach, weinte eine Weile, bis ſie zuletzt, da ihr der Schmerz den Appetit geraubt hatte, den Reſt der Brezel in die Taſche ſteckte und ſich auf den Weg machte. Es iſt nicht ſo leicht zu ſagen, woran ſie im Gehen gedacht, an den halben Stör zu Hauſe, an die zwei verkauften Fiſche, an die Reiſekoſten, an die hungrigen Kinder und an das zu bereitende üppige Nachtmahl, an das Austragen der Poſtbriefe, an Franek und ſeine Peitſche . . . Vielleicht war es nur der Mann, an den ſie gar nicht dachte.

Im Geſichte Chawas war es zu erſehen, daß ihr Gehirn in raſtloſer Tätigkeit war, es entſchlüpften ſogar ihren Lippen abgebrochene Zahlen irgendeiner Groſchenberechnung. Wir, denen das Geheimnis der Störſpekulation bekannt iſt, werden uns darüber nicht wundern. Ohne die Schuldforderung der Einnehmerin zu rechnen, hatte Chawa an dieſem Tage ſchon über drei Rubel verdient. Drei Rubel reinen Gewinnes! Man muß eine Wölfin ſein, um deren Freude über einen für ihre Jungen erbeuteten Ochſenſchenkel zu begreifen.

Es dämmerte ſchon, als Chawa das an Kazimierz angrenzende Dörfchen erreichte. Am Rande des Straßengrabens dahinſchreitend hörte ſie ein lautes Schnarchen und bemerkte unweit davon ein Pferd, das ein umgeworfenes Wägelchen auf der Gemeindetrift herumſchleppte. Sie erriet gleich, daß es der betrunkene Franek ſei, der träumend ſein Botengeſchäft beſorgte, und da ihr zugleich die Folgen ſeiner Peitſche einfielen, lief ſie im Galopp davon. — Unſere Leſer würden ſich in großem Irrtume befinden, wenn ſie der Anſicht wären,

daß Chawa unter dem Eindrucke dieser Begegnung vielleicht daran gedacht habe, welchen Schicksalslaunen unsere Briefkorrespondenz ausgesetzt ist; es fiel ihr nicht ein, sie dachte ganz einfach, wie glücklich doch dieser Franek sei, daß er Briefe auszutragen und in Polanowka einen Rubel Botenlohn erhalten habe . . .

Als sie endlich Licht im Fenster ihres Hauses bemerkte, durchrieselte ein angenehmer Schauer ihren ganzen Körper. Schon seit lange war sie mit keinem so reichen Verdienste nach Hause gekommen; schon seit lange war sie nicht imstande gewesen, ein so luxuriöses Nachtmahl wie heute zu bereiten. Es freute sie vor allem, daß der erst zehn Monate alte Itzig, den man den ganzen Tag über mit Erdäpfeln zur Ruhe gebracht hatte, endlich einen seinem Alter angemessenen Leckerbissen essen werde. Um keine Zeit zu verlieren, lief sie zuerst auf den Markt, kaufte ein Quart Mehl, für drei Groschen Butter, ein Viertelquart Milch und eine Feige. Schon aus der Ferne vernahm sie das verzweiflungsvolle Weinen der Kinder. Eine Mutter aus anderer Sphäre wäre zweifelsohne bestürzt geworden; sie hätte gedacht, es habe sich irgendein Unglück in der Familie ereignet. Chawa wußte, es sei nur der Chor vier hungriger Magen.

„Nun, stille, stille, Kinderchen," rief sie in die Stube stürzend, wo zwei Jungen in den Ecken schluchzten und das kleine Mädchen sich bemühte, den am lautesten schreienden Itzig zu besänftigen. Chawa küßte ihn und legte ihm die Feige in den Mund; unter die drei anderen teilte sie die auf dem Wege nicht ganz verzehrte Brezel, und auf diese Weise herrschte in Kürze Ruhe im ganzen Neste.

„Wo ist der Vater!" fragte sie die älteste Tochter.

„Er ging ein Brautpaar trauen, er wird auf der Hochzeit sein."

„Er hat nichts zubereitet!"

„Er aß nichts."

Bevor noch eine Stunde verfloß, ſetzte ſich die wirtſchaftliche Chawa ſchon mit den Kindern zum Genuſſe eines gar ſeltenen Nachtmahls — Kartoffelklöße mit zerlaſſener Butter und für Itzig mit Milch übergoſſen. Die Klöße waren der vorzüglichſte Leckerbiſſen dieſes Feſtmahles, da ja das für die täglichen Lebensbedürfniſſe auf fünfzehn Groſchen beſchränkte Budget einen ſolchen Luxus nicht geſtattete. Erdäpfel, Gerſtengraupen, etwas angefaultes Obſt, das waren die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Familie Rubin. Ich wäre auch außerſtande, den üppigen Traum Chawas in dieſer Nacht zu ſchildern. Es war der Traum eines Glücklichen, der in der Lotterie gewonnen, eines Armen, der einen Sack Gold gefunden, oder, wie ſchon geſagt, einer Wölfin, die neben der Höhle einen kaum noch berührten Ochſenſchenkel verſcharrt hatte.

„Wo treibſt du dich herum!" keifte am anderen Tage Simche, „du denkſt weder an den Mann noch an die Kinder, gehſt ein bißchen ſpazieren. Was haſt du verdient!"

Chawa ſchwieg, ſie wollte ihre Kapitalien nicht verraten, damit ſich der Mann derſelben nicht bemächtige, der ſchon ſeit drei Jahren daran dachte, ſich einen neuen Schlafrock anzuſchaffen, ohne welchen er ſeine Hausherrnwürde nicht gehörig hervorzukehren vermochte, und da er auch ſein Haus auffriſchen wollte.

„Biſt eine große Frau," fuhr er fort, „du kaufſt für dich einen Stör. Was wird aus der Hälfte, wer nimmt ſie!"

„Ich verkaufe ſie," erwiderte Chawa kurz und ging, den Fiſch mit ſich nehmend. Wohin! Sie war faſt in allen Häuſern herumgeweſen; indem ſie aber in Gedanken die Ereigniſſe des geſtrigen Tages Revue paſſieren ließ, erinnerte ſie ſich dank dem Zuſammentreffen mit Franek des Poſthauſes. Herr Chrzaſtkiewicz nahm freilich die Lebensmittel auf Kredit und zahlte die Schulden nicht beſonders pünktlich, aber manchmal,

wenn etwas da war, besonders wenn eine Bäuerin dem beim Militär dienenden Manne Geld schickte, war der Posthalter für die häuslichen Ausgaben nicht knickerisch und zahlte bar. Anfangs fürchtete Chawa mit Franek zusammenzustoßen, sie explizierte es sich aber selbst, daß Franek in Gegenwart des Herrn Posthalters ein ganz anderer sei, als Franek auf dem Wege nach Pulawy. Sie ging also hin.

Das Postamt lag in Kazimierz auf einem hohen Berge, wahrscheinlich deshalb, damit die zwei Rosse des Posthalters, zur Extrapost vor die Britschka gespannt, bergab galoppieren und wenn auch nur für einen Moment dem Passagier die Überzeugung beibringen konnten, daß sie durchaus nicht so kontrakt seien, wie sie aussahen. Chawa befand sich noch am Fuße des Berges, als sie die drohende, in einem Donnerwetter von Flüchen tobende Stimme des Posthalters vernahm. Es war nicht geheuer, in einem solchen Momente mit dem Stör zu kommen — aber andererseits wäre es wieder unliebsam gewesen, nicht zu erfahren, um was es sich handle. Chawa dachte einen Augenblick nach, dann schlich sie weiter, unter dem Schutze der Gebüsche vorsichtig bergauf steigend. Mit jedem Schritte nach aufwärts vernahm sie deutlicher den Grund des Ungewitters.

„Ich lasse dich in Ketten legen," schrie der Posthalter, „wo hast du die zwei Briefe hingetan, Bösewicht! Warum ist er geöffnet! Wo warst du bis heute früh! Denkst du etwa, ich werde für dich verantwortlich sein, elender Halunke! Du wirst im Kriminal verfaulen, du wirst das Sonnenlicht nicht mehr erblicken, du verfaulst, Hundsfott . . ."

Nach diesen Worten hörte man einen Schlag, ein furchtbares Gebrüll, ein Ringen und Reißen und endlich den Sprung eines Körpers, der die Gebüsche durchbrach und auf die hinter diesen versteckte Chawa fiel. Es war Franek, der vor dem ihn verfolgenden Posthalter floh. Die Jüdin schrie erschrocken

auf und lief, einem natürlichen Antriebe folgend, dem Verfolger entgegen.

„Ah, Böſewicht," rief der Poſthalter ſchnaufend aus und hielt an, als er Chawa bemerkte, „ich ſchenke es ihm nicht."

„Was hat er geſtohlen!" fragte Chawa furchtſam.

„Die Poſt hat er beſtohlen, Briefe hat er aufgeſchnitten, verloren oder vernichtet. Oh, ich ſchenke es ihm nicht," ſchrie der Poſthalter, mit dem Stocke auf die Erde ſchlagend. „Andreas! Geh in die Stadt und bringe mir ein Buch Papier, ich ſchreibe gleich einen Rapport."

Während Andreas nach Papier lief und ſein Herr ſich in die Kanzlei einſchloß, um den zu ſchreibenden Rapport reiflich zu erwägen, trat Chawa in die Küche. Die von dem Vorfalle gekränkte Poſthalterin vermochte anfangs von nichts anderem zu reden, aber nach und nach ließ ſie ſich auf die Störfrage bringen.

„Ich möchte ihn kaufen, wenn mir Fercio (Ferdinand) Geld gäbe, ich zweifle aber, dieſer Schelm hat die Poſt beraubt, vielleicht war auch für uns etwas dabei, der Verluſt iſt groß ..."

Er hat geraubt, tröſtete ſich Chawa, er wird ins Loch wandern. „Eine arge Kränkung," ſetzte ſie laut hinzu, „die Herrſchaften tragen ja aber hier keine Schuld."

„Wieviel Pfund hat das Stück!"

„Fünfundzwanzig, vielleicht auch mehr. Ich verkaufe es billig."

Plötzlich öffnete ſich die Tür und der Poſthalter ſtürzte herein. „Haſt du Zeit, Simchowa!" fragte er.

„Wozu!"

„Herr Kopf aus Uscijonſch ſchrieb mir geſtern, ihm einen etwa anlangenden Brief ſofort zuzuſenden. Dieſer Schuft iſt heute erſt mit dem Wägelchen zurückgekommen, ihn habe ich ſchon fortgejagt, könnteſt du nicht den Brief zu Kopf tragen, er lohnt dir deine Mühe."

„Wenn Sie befehlen, gehe ich gleich," erwiderte Chawa, ließ den Stör in der Küche und lief mit dem Briefe davon.

Offenbar war in ihrem Schicksalsbuche ein neues Blatt aufgeschlagen worden. Gestern erst schwärmte Chawa vom Glücke Franeks und jetzt war sie gleichsam schon Briefbotin, freilich auf dem Wege in jenen Ort, von dem Franek mit Verachtung gesprochen, weil man da nicht mit barer Münze, sondern nur mit Heidegraupen zahlte. Für Chawa war aber erstlich ein solcher Lohn gar nicht zu verachten und wer vermochte zweitens zu verbürgen, daß sie der Posthalter nicht morgen nach Polanowka schicke, wo man einen ganzen Rubel Botenlohn gibt! Franek hat doch aufgehört, Briefträger zu sein, man mußte sich nur in die Gunst des Herrn Posthalters einschmeicheln . . .

Bei diesem Standpunkte ihres Sinnens angelangt, lachte Chawa freudig auf, als ob ein großer blendender Gedanke ihr aufgetaucht wäre. Wir erraten diesen Gedanken später, indessen müssen wir Herrn Kopf Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn er belohnte die Jüdin für den gebrachten Brief sehr anständig. Er ließ ihr einen halben Garnetz Erbsen, ein Quart Mehl, einige gelbe Rüben geben und als wirklicher Sachverständiger in bezug auf Schönheit glättete er ihr sogar freundlich das Kinn und sagte:

„Ich werde dem Herrn Posthalter sagen, mir die Briefe immer durch dich zu schicken."

Chawa verbeugte sich demütig und ging. Also auch an diesem Tage war es ihr vorherbestimmt, mit ihren Kindern ein Nachtmahl zu essen, das sich sehen lassen konnte. Sie hatte schon, auf die Post zurückgekehrt, den Empfangschein übergeben und der Posthalter hatte noch immer seinen Rapport nicht fertiggebracht. Die Anzeige an die Behörde, daß zwei rekommandierte Briefe vom Postillione auf dem Wege unterschlagen worden, erledigte er ziemlich rasch; aber über den

Rapport an den Bürgermeiſter, ſeinen Todfeind, den er zur Arretierung Franeks auffordern ſollte, zerbrach er ſich ſeit einer Stunde den Kopf. Er änderte die Ausdrücke, ſtrich durch, ſchrieb ins reine, begann aufs neue, bis endlich nach langer, mühſamer Arbeit der Akt fertig war, der, wie es ſchien, ſowohl ſeiner Autorität wie der Wichtigkeit des Vorfalles vollkommen entſprach.

„Franek habe ich ſeine Demiſſion gegeben," ſagte er hochmütig zu Chawa, an dem Tiſche die Tinte aus der Feder ſpritzend, „wenn du treu dienen würdeſt, möchte ich dir das Amt einer Briefträgerin anvertrauen."

Die Jüdin verneigte ſich und dankte mit einer ſtummen Lippenbewegung. In dieſem Augenblicke trat die Magd ein.

„Werden der gnädige Herr den Stör kalt eſſen!" fragte ſie.

„Ach, richtig," rief der Poſthalter aus, „wieviel ſchulde ich dir für den Stör!"

„Nicht der Rede wert," erwiderte Chawa.

„Gut, komme abends nach den Briefen."

Sie ging. Am 13. Juli 187⁰ wurde Chawa demnach in das Amt einer Briefträgerin gewöhnlicher und rekommandierter Briefe in der Stadt und auf dem Lande für eine beliebige Belohnung förmlich inſtalliert. Die Kunde dieſes Vorfalles verbreitete ſich raſch in Kazimierz und gelangte ſogar gleichzeitig mit dem Rapporte an den Magiſtrat.

„Haſt du es gehört, haſt du es gehört," rief die Frau Bürgermeiſterin, in die Kanzlei ihres Mannes ſtürzend, „Franek hat der Poſthalter weggejagt und die Heringshändlerin, die Simchowa an deſſen Stelle . . ."

„Da hat er eben einen Rapport vorgelegt über einen von Franek vollbrachten Diebſtahl und verlangt, daß man ihn ins Loch ſtecke."

„Ich würde dich für einen Narren erklären, wenn du darauf eingingſt. Haſt du vergeſſen, wie dieſer Chrzaſtkiewicz dich

beim Chordirektor beleidigte! Du glaubst ihm, daß Franek die Post bestohlen hat! Und noch dazu diese schuftige Jüdin, die sich gestern erkühnte, mir die Hälfte eines Störs zu bringen, mit dem sich die Einnehmerin die Nase geputzt hat. Mache, was dir gefällig ist, aber ich habe Franek schon als Hausknecht angenommen."

„Wenn er aber wirklich ein Dieb," erwiderte der Bürgermeister.

„Bei uns wird er keiner sein, übrigens müssen wir uns zu behaupten wissen."

Und in der Tat wußte sich der Bürgermeister zu behaupten, verweigerte die Festnehmung Franeks und nahm ihn als Hausknecht in Magistratsdienst. Franek hatte nie zu den Leuten gehört, die so leicht anderen aus dem Wege gehen, um so weniger gestattete er, ihn vom Wege zu stoßen, wenn ihn ein so mächtiger Arm wie der des Bürgermeisters oder richtiger der Bürgermeisterin stützte. Da ihm übrigens gar viele kitzlige Mysterien des Postamtes bekannt waren, war er sicher, daß der Posthalter seine Schuld nicht an die große Glocke hängen werde, um sich keiner Wiedervergeltung auszusetzen. Er beschloß daher nicht allein dem Sturme kühn die Stirn zu bieten, sondern sich auch an der Jüdin zu rächen, die seinen Platz eingenommen und die er verdächtigte, die Revision der Briefe in der Schenke verraten zu haben. Die Gerechtigkeit gebietet einzugestehen, daß die Beweggründe, mit denen Franek seinen Zorn motivierte, echt patriotische waren, fast könnte man sagen, aus gelehrten Werken geschöpft, herausgegeben im Zwecke der Ausrottung des Judentums. Das wahre Licht dringt oft mit seinen Strahlen bis in die gesellschaftlichen Tiefen. Den besten Beweis dafür liefert eben Franek, der nie irgendeine antisemitische Abhandlung gelesen und trotzdem in sich die für eine solche Arbeit erforderliche Begeisterung fühlte.

„Der Teufel hole den Dienst," sagte er zu seinem Kollegen,

dem zweiten magiſtratualiſchen Hausknechte, „ich bin nicht heute erſt aus dem Ofen gekrochen, ich habe Arbeit gefunden und finde ſie weiter. Aber daß einem eine ſo elende Jüdin das Brot wegnimmt, das iſt eine Schmach für die Leute und ein Schimpf für Gott.“

„Wird er ſie denn behalten!“

„Jawohl, für einen Unterrock geht er durchs Feuer, und für einen Juden durchs Waſſer. Übrigens, denkt Ihr, daß dabei nicht etwas für ihn abfällt! Ich habe in meine Taſche nur meine eigene Hand geſteckt und was ich verdiente, gehörte mir; aber ſie wird mit ihm teilen müſſen. Er ſagt, ich habe ihm die Poſt beſtohlen, weil er mich loswerden wollte, weil ich ein ehrlicher, ſolider Menſch war, der ſein Geſchäft gehörig beſorgte.“

„Das iſt bekannt.“

„Ach, dieſe Juden, der Hund gedeiht, wo man ihn nicht geſät, packſt du ihn auch mit den Zähnen, er ſchwindelt ſich heraus. Oh, man ſollte dieſes Ungeziefer zuſammentreiben und in der Weichſel ertränken.“

„Reine Wahrheit.“

„Unſereinem verwandelt ſich das Brot in Stein, bei ihm knetet ſich der Sand. Wo du nur hinkommſt, tritt dir der Jude auf den Fuß.“

„Mehr als einmal!“

„Ich ſchenke es dieſer Lumpenpuppe nicht, ich räume ſie aus dem Wege.“

Unbekannt mit dieſen Drohungen trug Chawa frei die Briefe aus, ohne den Handel aufzugeben, was ihr eine erkleckliche, manchmal einen halben Rubel betragende Tageseinnahme brachte. Obgleich ſie vergebens auf einen Brief nach Polanowka harrte, wo man nach der Ausſage Franeks einen Rubel Botenlohn gab, wurde ſie dank der ausnahmsweiſe in dieſer Jahreszeit reichlichen Korreſpondenz und der Mildtätig-

keit der Adreſſaten, deren Gunſt die Briefträgerin ſich zu erwerben wußte, mit Graupen, Erbſen, Erdäpfeln, Mehl, alten Kleidern und ſelbſt Groſchen reichlich bedacht. Den offenbarſten Beweis lieferten die feiſten Backen ihrer Kinder, die zweimal täglich Gekochtes aßen, dann aber auch das kleine Beutelchen, das Chawa unter dem Kleide auf der Bruſt trug. In dieſem Beutelchen befanden ſich zehn erſparte Rubel, das Drangeld auf die zukünftige Feiertagsgarderobe aller ſechs Rubine. Ich ſage ausdrücklich ſechs, denn Chawa hatte beſchloſſen, ſogar dem Manne einen neuen Schlafrock anzuſchaffen, was als das beredteſte Zeugnis ihres Wohlſtandes zu betrachten war.

Gleichzeitig mit dem Wachstume der günſtigen Verhältniſſe der Briefträgerin ſank das Glück Franeks. Eines Tages bemerkte man, daß vom Kredenztiſch zwei Silberlöffel fehlten. Die Bürgermeiſterin hätte vielleicht ihren Verdacht einer anderen Seite zugeſchrieben, aber der Bürgermeiſter, der für den neuen Hausknecht immerfort eine polizeiliche Antipathie fühlte, jagte ihn ſogleich aus dem Hauſe. Vergebens ſchwor Franek und beſchwor ſeine Ehrlichkeit, der ſtrenge Vorſteher ließ ſich nicht überzeugen.

„Die ſchelmiſche Jüdin trägt an allem die Schuld,“ ſagte der Exbriefträger und der Exhausknecht ſeinem geweſenen Kollegen, den Magiſtrat verlaſſend. „Solange ſie nicht ihre Naſe hineinſteckte, hielt mich jeder für einen ehrlichen Menſchen.“

Mit dieſer gerechten Klage begab er ſich geradeaus in die Schenke, wo er gleichzeitig mit dem Verſchwinden der Silberlöffel einen nicht unbedeutenden Kredit bekam. Nachdem er den Gram zu erſäufen einige Spitzgläschen geleert hatte, begann er mit herzlichem Weinen vor der Srulowa, der Schenkwirtin, über ſein Mißgeſchick und deſſen Urheberin zu klagen.

„Was verſchuldete ſie? Hat ſie euch hintergangen!“

„Warum ſetzte ſie ſich aufs Poſtwägelchen mit dem Stör

— he!“ ſtammelte Franek. „Ich habe mich bekreuzt, ſie ſprang hinauf. Da zog uns nicht mehr das Pferd, ſondern ein Teufelsbock. Ich erwürge ſie . . . Erſticke ich ſie nicht, ſo krepiert ſie vor Hunger.“

„Ihr geſchieht nichts,“ erwiderte die Srulowa ſpöttiſch, „jetzt kann ſie Gänſe eſſen. Sie war eben hier, heut hat ſie einen Brief nach Polanowka.“

„Nach Polanowka!“ ſchrie er, die Augen hervorglotzend. „Das iſt mein Rubel — ich trage meinem Herrn den Brief hin. Nach Polanowka!“

Wie wahnſinnig rannte er taumelnd aus der Schenke und aus dem Städtchen hinaus.

In der Tat hatte Chawa an dieſem Tage einen rekommandierten Brief nach Polanowka zu tragen. Aus Achtung für die Herrſchaft, die ſo großmütig die Poſtboten belohnte, beſchloß ſie ſich ſorgfältiger zu kleiden. Gerade als Franek aus der Schenke rannte, war ſie heimgekehrt, den Anzug zu wechſeln. Sorgfältig gewaſchen, im neuen Unterkleide und in Schuhen, in der reinen weißen, mit einem blauen Tuche umwundenen Haube ſah ſie ſo hübſch aus, daß man in dieſem Augenblicke ihrer Arbeitſamkeit vergeſſen und ihrer Reize ſich erinnern konnte. Mit ſich zufrieden, auf einen guten Verdienſt ſicher rechnend, küßte ſie die Kinder und ging. Die Straße nach Polanowka begrenzten von einer Seite hohe, mit Gebüſch bewachſene Berge, auf der anderen Seite umgürtete ſie die Weichſel. In der Hälfte des Weges zieht ſich jedoch die Straße eine Anhöhe hinauf und windet ſich dann durch eine kleine Schlucht. In dieſe eintretend, bemerkte Chawa einen an der Straße liegenden Mann. Ein alter Soldatenmantel, eine ſchäbige Lederkappe, alles mit Rot beſchmutzt, erinnerten ſie an Franek. Vielleicht iſt er es — dachte ſie. Am hellen lichten Tage wird er ſie doch nicht überfallen. Sie näherte ſich einige Schritte und zweifelte dann nicht mehr, daß es ihr Vorgänger im Brief-

trägeramte war. Von dieser Begegnung verwirrt, wollte sie den Schlafenden umgehen; er hatte sie aber offenbar bemerkt, denn er erhob sich und begann ihr entgegenzugehen. Chawa zog die Angst das Herz zusammen, sie beschloß aber nicht zu fliehen.

„Wohin denn?“ fragte Franek mit heiserer Stimme.

„Nach Polanowka,“ erwiderte die Jüdin bebend.

„Weshalb?“

„Mit einem Briefe.“

„Gib ihn gleich her!“

„Und warum denn,“ rief die Jüdin aus, „ist er an dich?“

„Her damit!“ brüllte Franek, sie an der Gurgel packend.

Chawa wollte sich losreißen, er drückte sie noch stärker, endlich versetzte er ihr in der Wut einige so heftige Schläge auf den Kopf, daß sie sofort zu Boden fiel. Da begann er die Kleidung auf der Brust auseinanderzureißen und fand den Brief und . . . das Beutelchen.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß Franek es nicht auf das Leben und das Geld Chawas abgesehen hatte. Sein ursprüngliches, bedachtes Vorhaben überschreitend, wurde er zum Mörder und Räuber, indem er, von der Wut hingerissen, allzu heftige Schläge versetzte und das Beutelchen einsteckte. Es war eigentlich nur ein Akt gesättigter Rache. Den Brief in Händen begann er in der Richtung nach Polanowka zu laufen. Erst vor dem Dorfe kam ihm der Gedanke, daß sein Erscheinen als Bote dieses Mal nicht gefahrlos sei. Er kehrte also um, bog von der Straße ab, auf der sein Opfer liegengeblieben war, und verlor sich in den Gebüschen.

Die halbtote, in Ohnmacht versunkene Chawa lag indessen lange hilflos da. Nach einer Stunde erst nahm sie der nach Kazimierz fahrende Fleischer, da er an ihr noch Lebenszeichen bemerkte, auf seinen Wagen und brachte sie in ihr Haus. Man schickte keine Kuriere aus, es liefen die Ärzte nicht zusam-

men zur Rettung der Kranken, nur vier Kinder bemühten sich vergebens, durch ihre Schreie der Verzweiflung die Mutter, der hustende Mann — die Frau zum Bewußtsein zu bringen. Endlich gelangte die Trauerkunde auch zur alten Wlostowicka, die sofort zur Rettung herbeieilte und den Bader rufen ließ. Die auf den zerschlagenen Kopf gesetzten Blutegel brachten eine scheinbare Erleichterung, die Kranke befand sich jedoch fortwährend in heftiger Fieberhitze, stieß jemanden heftig zurück, faßte sich an der Brust, rief nach dem Beutelchen, das leider nicht mehr da war. Der völlige Geldmangel machte die Heilung unmöglich. Man hatte wohl von der Einnehmerin die Forderung für die Hälfte des Stórs einkassiert, doch dies reichte kaum zu Kartoffeln für die Kinder und zur Verlängerung der Agonie der Mutter. Nach zweitägigen Martern starb endlich Chawa, ohne nur vor dem Tode sagen zu können, daß Franek ihr zehn Rubel geraubt und sie der alten Wlostowicka die drei Rubel noch nicht zurückgezahlt habe.

Arme Chawa! ich vergebe es dir, daß du auf polnischer Erde arbeiten und deine Kinder mit ihrem Brote ernähren wolltest.

Ein Sabbat.

Von Pauline Wengeroff.

Mit der Übersiedlung von der alten Stadt Brest in Litauen nach der Neustadt nahm das Leben in meinem Elternhause eine ganz andere Form an. Während das alte Heim, vom Gastzimmer bis zur Wagenscheune, vornehm eingerichtet war, waren hier die kleinen Räume ärmlich. Zwar waren es noch die alten, mit Goldbronze imprägnierten Mahagoniholzmöbel, die diese kleinen Räume erfüllten, aber ach, in welchem Zustande! Verblichen, schäbig. Von mancher Garnitur fehlten schon Stücke, mancher Tisch hinkte auf einem Fuß, die Lehnen der Stühle boten keinen sicheren Halt mehr, von den Rahmen der großen Spiegel war das Gold abgeritzt. Aber die Wohnung ist immer ein Spiegelbild ihrer Bewohner! Beiden sah man an, daß sie einst freundliche Tage gesehen. Das Material war im Kerne solid und hatte seine guten Dienste geleistet; und hätte jetzt noch das Schicksal einen gütigen Blick auf Menschen und Möbel geworfen, so hätten sie noch den alten Glanz annehmen können! Aber das Schicksal war unhold für lange, lange Zeit.

Jedoch war jene Periode für meinen Vater eine der inhaltsreichsten. Sie brachte den Adel seiner Individualität zum Vorschein. Er hatte mehr als früher Zeit und Gelegenheit, seinen Nächsten mit Rat und Tat beizustehen, sich durch seine großen, talmudischen und sonstigen Kenntnisse in der hebräischen Literatur Liebe und Verehrung in der jüdischen Gesellschaft zu erwerben.

Nachdem er alle seine Geschäfte liquidiert hatte, widmete er sich dem Talmudstudium vollends und lebte „Al hatauro w'al hoawaudo“ (der Lehre und dem Gottesdienst)! Der Tag war in unserem Hause so eingeteilt, daß für Talmudstudien so viel Zeit wie für Essen und Schlafen gelassen wurde. Auch hier in der kleinen Wohnung war sein Kabinett mit vielen Fächern versehen, wo zur früheren Bibliothek noch viele Bücher hinzugekommen waren, und dort schrieb er im Anfange der

vierziger Jahre die beiden Werke, von denen ich ſchon vorher berichtet habe.

Auch in dem neuen Heim pflegte mein Vater um vier Uhr früh, im Sommer wie im Winter, aufzuſtehen und ſeine Morgengebete ſingend zu verrichten. Dieſe Gebete hatten keine zuſammenhängenden Weiſen. Es waren mehr Rezitative; aber meinem liebenden Kinderherzen ſchmeichelten ſie ſich wie die ſchönſten Melodien ein. Unter dieſen Tönen pflegte ich aufzuwachen und in einer tiefen, religiöſen Stimmung bis zum Tagesanbruch zu träumen. Man könnte aber glauben, daß die Lebensweiſe meinen Vater von uns Kindern entfernte und von ernſter Erziehung abhielt. Dem iſt jedoch nicht ſo. Er hatte immer noch Zeit und Luſt, den Gemeindeangelegenheiten ſein größtes Intereſſe entgegenzubringen und mit ſeinen zärtlichen, väterlichen Augen, ſeinem weiſen Worte Sitten und Gehaben der Kinder zu überwachen.

Wohl war unter den neuen Verhältniſſen vieles anders geworden, aber unſer Betragen, unſer gemeſſenes Selbſtbewußtſein aller Welt gegenüber veränderten ſich nicht, wenn auch mit dem Verluſt des großen Vermögens in der Altſtadt, d. h. mit dem Niederreißen unſeres Hauſes und der Ziegelei, der Wohlſtand meiner Eltern ſchwer erſchüttert worden war. Viele der koſtbaren Sachen verſchwanden aus dem Hauſe, aber die koſtbarere Perſönlichkeit aller im Hauſe blieb erhalten. Unſer Haus blieb auch jetzt der Sammelpunkt der intelligenten Geſellſchaft. Jeder vornehme Gaſt, der in die Stadt Breſt kam, kam zuerſt zu uns, wo er ſicher war, herzlich willkommen zu ſein. —

Unſere Kleidung war unter den gegenwärtigen Umſtänden einfach, jedoch war keines der Kinder auf die teuren Koſtüme der Freundinnen neidiſch. Das Leben im Hauſe floß auch jetzt regelmäßig, gemütlich dahin. Die ſechs Wochentage vergingen ohne Sonderheit. Der Freitag jedoch zeigte ein anderes Ge-

ſicht, wurden doch ſchon vor Tagesanbruch in der Küche die Vorbereitungen zum Sabbat getroffen, die herrlichen, großen Striezeln und mancherlei Kuchen gebacken, wobei ich der Köchin bereitwillig half und dafür das erſte Süße zu eſſen bekam. Ich zählte damals ſchon vierzehn Jahre. — Schon früh am Tage ſtanden die Hausgenoſſen auf. Wir frühſtückten warmes Weißbrot mit Butter und Kaffee. Ich ſchrieb einen Zettel, auf dem alle Beſorgungen für den Sabbat, alle Einkäufe auf dem Markte verzeichnet waren, bewaffnete mich mit einem Handkorb und Serviette, und begab mich auf den Marktplatz, wo meine vornehmlichſte Aufmerkſamkeit der erſten Beſorgung, den Fiſchen, galt, den Fundamenten eines richtigen Sabbats! Auf gute Fiſche legte mein Vater großen Wert. Ich kaufte den allerfriſcheſten Hecht, der bei uns Juden in beſonderer Gunſt ſteht, machte mich dann an die Obſtgeſtelle und ging raſchen Schrittes nach Hauſe, wo ich meine Mutter, den Sabbatabſchnitt leſend, fand. Bei meinem Erſcheinen jedoch legte ſie die Bibel zur Seite und betrachtete meine Einkäufe. Mein Vater kam auch aus ſeinem Kabinett, beſichtigte den Fiſch, blieb meiſtenteils zufrieden, ermahnte mich, viel Pfeffer beim Kochen zu geben, verſprach ſich guten Appetit dabei; und nachdem ich den Fiſch der Köchin zum Reinigen übergeben, band ich mir eine lange Schürze um, machte mich raſch an die kleine Wäſche der Taſchentücher des Vaters, der Kragen und Muſſelinärmelchen, welche noch bis vor Abend zur Sabbattoilette der Eltern getrocknet und geplättet werden mußten. Dann kam der Fiſch an die Reihe. Mein Vater liebte es, der Prozedur zuzuſchauen, und ſchmunzelnd lobte er meine Fertigkeit, koſtete von der Sauce, und mahnte nochmals, noch mehr Pfeffer zuzugeben. Nach vielem Probieren und Schmecken wurde der Fiſch fertig. Ich legte dieſen auf die Schüſſel, ſtellte ſie auf einen Topf heißen Waſſers, damit die Sauce nicht eintrockne. Noch einmal wurde

das Gemüſe gekoſtet, das Fehlende zugegeben, und dann der Köchin der Platz am Herde geräumt. Von da ging ich zum Teetiſch, wo ich für die Eltern und meine Geſchwiſter den Tee bereitete und einſchenkte. Am Freitag wurde er früher als gewöhnlich eingenommen und in aller Eile getrunken. Hernach ging ich durch alle Zimmer, um die letzte Hand an das Reinigungswerk zu legen, bald eins, bald das andere von den Möbeln zurechtzuſtellen, den Staub in den Winkeln zu entfernen uſw. Unterdeſſen war die kleine Wäſche getrocknet. Ich machte mich ans Plätten. Hernach verteilte ich an die Eltern und Geſchwiſter die große Wäſche. Alle im Hauſe machten Sabbattoilette. Die meine beſtand im Winter in einem wollenen Kleidchen blauer Farbe, meiner Lieblingsfarbe; im Sommer in einem ſteif geplätteten Kattunkleidchen. Die Jugend mußte mir Samt und Seide erſetzen.

Meine Eltern begaben ſich in den nur für den Sabbat beſtimmten Kleidern in die Synagoge, meine Mutter freilich erſt, nachdem ſie mit einem weißen Tiſchtuch den Tiſch bedeckt, auf den oberen Sitz die zwei Sabbatbrote gelegt, die ſie mit eigens dazu hübſch geſticktem Deckchen verhüllte, dann wurden die Kerzen mit einem Segensſpruch angezündet, wobei ſie der übrigen zwei Gebote für jede jüdiſche Frau gedachte. Sie dankte in dieſem Gebete Gott, daß es ihr beſtimmt iſt, die Gemächer zum Sabbatfeſt zu beleuchten. Während ſie in der Synagoge war, hatten wir drei Mädchen auch die Pflicht, jede zwei weitere Kerzen am Freitag abend im Kronleuchter des Eßzimmers anzuzünden. Auch in den übrigen Zimmern wurden die Kerzen in den Wandleuchtern angeſteckt. Und bald ſtrahlte das ganze Haus im Kerzenglanze. Wir Mädchen in friſcher Sabbattoilette fühlten uns in den geputzten Räumen in jener Stimmung, von der die Chaſſidim ſagen, daß der Himmel für Sabbat die „Neſchome Jeſſaire“, die zweite Seele verleihe. Dieſe Zeit war die einzige in der Woche,

wo wir Mädchen, ohne gestört zu werden, unsere russischen, polnischen, deutschen und jüdischen Lieder mit ganzer, voller Stimme singen konnten. Ein anderes Mal wurde getanzt, wozu sich unsere Nachbarskinder einfanden. Auch das Beten wurde nicht vergessen! Unterdessen deckte der Bediente den Tisch zum Abendessen. Auf Vaters Platz stellte ich den großen, silbernen Becher mit der Karaffe Wein. Wir erwarteten die Eltern von der Synagoge. Der Vater kam, und schon wenn er mit seiner kräftigen Stimme „gut Sabbat" rief, kehrte die ganze Sabbatgemütlichkeit bei uns ein. Er breitete seine Hände aus, und wir Kinder empfingen, die älteren zuerst, den Segen. Des Vaters Gesicht strahlte in glücklicher Sabbatruhe, in seinen lachenden Mienen ruhte der Frieden der Seele. Sorgen und Kummer, von denen er die letzte Zeit so reich geplagt war, waren verjagt, vergessen — von ihm und seinem Hause. Er betete über unser vor Liebe und Verehrung gebeugtes Haupt, während er es oft in seine Hände drückte und streichelte. Zu einem Kuß jedoch und ähnlichen, zärtlichen Äußerungen durfte es nie kommen, da Religiosität und sittliche Anschauungen sie nach damaligem Begriff als Leichtfertigkeiten verpönten.

Nachdem wir alle des Vaters Segen erhalten, wurden vom Vater und den übrigen Herren Verse, die man „Scholem Alechem" — Friede mit euch — nennt, gesungen, mit denen jeder Jude seinen Sabbatfriedensengel empfängt. Darauf folgt der Lobgesang auf die arbeitsame Hausfrau (Psalm 18), die „Esches Chajil", die Heldenfrau. Der Frau, die aufsteht, wenn es noch Nacht ist, und die Speise für ihren Mann und Kinder und Gesinde bereitet, ihren Handarbeiten und rot gewebten Gürteln gilt das Lob in den Stadttoren. Sie ist eine Krone für ihren Mann. Doch Schönheit und Anmut ist eitel Tand, vergänglich, und nur der gottesfürchtigen Frau gilt alles Lob. Diese Gesänge pflegten die Männer, im Zimmer

auf und ab gehend, in einer ſchönen Weiſe zu ſingen. Ich war damals Backfiſch und pflegte mich bei dieſen Geſängen, da ich ſie zur Hälfte verſtand, ordentlich ſtolz zu fühlen, und nahm mir vor, des Lobes ſelbſt würdig zu werden. — Mein Vater machte „Kiduſch“, trank zur Hälfte den Inhalt des Bechers und gab ihn der Mutter, die davon nippte und ihn uns Kindern der Reihe nach reichte. Dann ging es, ohne ein Wort zu ſagen, ans Händewaſchen; und ein Gebet beim Abtrocknen wurde geſprochen. Dieſe Handlung, die trotz der vielen Anweſenden doch ſo ſtill verrichtet wurde, reizte uns Kinder oft zu leiſem Flüſtern, noch öfter zu einem ganz verführeriſchen Kichern. Aber ein ſtrenger Blick des Vaters verjagte allen Mutwillen. Der Vater ſagte ein Gebet über die zwei Brote, die man „Lechem Miſchne“ nennt, ſchnitt das eine in zwei Teile, aß davon einen Biſſen und ſprach, bis er es verzehrt hatte, kein Wort. Wir alle am Tiſch bekamen auch eine Scheibe. Der Fiſch wurde aufgetragen, eine fromme Sabbathymne mit lieblichen Melodien geſungen. Dann folgte die fette, ſchmackhafte Nudelſuppe; dann ein zweites Lied, bei dem wir Mädchen leiſe mitſummten. Laut durften wir es nicht tun, da es als eine Sünde für die Männer galt, weibliche Stimmen ſingen zu hören! Mit einem Gemüſe endete die Mahlzeit. Zum Schluß wurde ein Deſſert gereicht, das aus Äpfeln, geröſteten Nüſſen, abgekochten Erbſen beſtand. Die Mützen wurden aufs neue aufgeſetzt, Waſſer über die Finger gegoſſen, das „Majim Acharaunim“, d. h. das letzte Waſſer genannt wird. Mit der Rezitation des Tiſchgebetes wurde einer der Herren der Tiſchgeſellſchaft beehrt, dem ein Becher mit Wein gefüllt wurde, und alle fielen mit einem Amen an beſtimmter Stelle ein. Nach dem Abendbrot blieb man nicht mehr lange beiſammen; ſchon um zehn Uhr lag das ganze Haus in tiefem Schlaf.

Mein Vater, ſeiner Gewohnheit treu, wachte um vier Uhr

früh auf, da er jedoch des Sabbats wegen selbst kein Licht anzünden konnte, rief er den Bedienten und befahl, daß er dem christlichen Nachtwächter auftragen solle, Licht ins Haus zu bringen. Der Bediente brachte auch bald „Michalka", den bewährten Nachtwächter, der die Kerze in Vaters Kabinett und in der Küche für den Bedienten anzündete. Vater sang seine Morgengebete, blätterte ein wenig in dem großen Talmudfolianten, trank seinen Tee, der, gestern zubereitet, auf dem großen Küchenofen im heißen Sand bis zum Morgen heiß geblieben war. (Der Samowar wurde in meinem elterlichen Hause nie am Samstag aufgestellt, auch kein Kaffee oder sonst eine Speise gekocht oder gewärmt.) Und nun begab sich mein Vater, in finsterer Nacht, im Winter des tiefen Schnees, des Frostes nicht achtend, nach dem sogenannten „Chewra-thillim-bethamidrasch", die ihren Namen herleitet von der Übung, jede Woche alle Psalmen von Anfang bis zu Ende zu sagen. Jeden Tag wurde ein Teil im Chor gesungen, wobei einer von der Gemeinde mit dem ersten Satze im Kapitel anfing und die Gemeinde ihm folgte. Mein Vater gehörte zu diesem Verein, beteiligte sich jedoch an dem Gesange nur am Samstag. Die Mitglieder dieses Vereins bestanden größtenteils nur aus Handwerkern, denen es die ganze Woche unmöglich ist, sich in früher Morgenstunde diesen seelischen Genuß zu gönnen. Heute aber ist der heilige Sabbatruhetag, der schon von gestern vor Abend begonnen hat. Jeder Jude hat schon um neun Uhr abends gestern in tiefem Schlaf geruht, ist um vier Uhr nach Mitternacht physisch und geistig gestärkt erwacht und hat mit Wonne seiner Gemeinde im „bethamidrasch" gedacht, wohin er unverzüglich sich begab, und wo er im hell beleuchteten, gut durchwärmten, geräumigen Bethause seine Kameraden traf. Es ist keine bestimmte Weise zu diesen Psalmen vorgeschrieben, aber ein jeder Jude gibt den Worten der Psalmen, die er ganz versteht und tief emp-

findet, und in denen er seine eigenen Erlebnisse findet, die passende Melodie selbst, weil sie ihm aus innerster Seele kommt; und mit diesen individuellen Tönen preist er und singt seinem Schöpfer Halleluja. So ging es bis Tagesanbruch, wo dann das Morgengebet „Schachariß", das Mittagsgebet „Musaph" gebetet wurden, und dazwischen der Wochenabschnitt aus der Thora gelesen ward. Gegen elf Uhr vormittags ging dann jedes Mitglied der Gemeinde in der besten Stimmung nach Hause, nicht zuletzt, weil es wußte, daß seiner schon von gestern her ein schmackhaftes Mittagessen harrte. Jeder ergötzte sich an „Schalet" und „Kugel", den der Sabbatengel so prächtig abgekocht hat. Dieser Schalet, von dem Heinrich Heine behauptet, daß die Bewohner des Olymp Griechenlands nur deswegen Ambrosia speisten, derweil sie von Schalet nichts wüßten! — Wir Kinder waren schon in vollem Sabbatputz. Der Vater segnete uns und machte Kidusch über einen Becher Wein. Wir mußten auch davon nippen. Darauf wurde mit Honigkuchen und Konfitüren in Honig und Zucker „angebissen".

Unterdessen trug der Bediente gesalzene, kalte Fische auf, hartgekochte Eier mit Zwiebelsalat, Gänseleber, Gänsefett, Rettig, Kalbsfüße mit Eiern und Knoblauch; die bitteren, pikanten Kräuter, an denen sich unsere Vorfahren schon in der Wüste erlabten, ergötzen noch bis heute die Nachkommen Jakobs. Nachdem die Tischgesellschaft den ersten Hunger gestillt hatte, wurde der Schalet aufgetragen. Er schmeckte vortrefflich! Obwohl die Speisen mehr als zwanzig Stunden im Ofen gestanden hatten, bekamen sie jedem gut. Die damaligen jüdischen Magen waren gut. Je fetter der „Kugel", das Symbol des Sabbatmittagmahles war, um so schmackhafter erschien er den Tischgenossen und er fand Gnade! Auch heute wurden fromme Lieder, Hymnen auf die Sabbatruhe, mit munteren Weisen im Chor gesungen. Am Sabbat nach

Tisch zu schlafen, ist eine „Mitzwa“ und — wir waren fromm! Nur wir Kinder konnten uns jetzt austoben, im Eßzimmer während des Winters, auf Wiese, Berg und Tal im Sommer.

Am Spätnachmittag gingen die Männer wieder ins Bethaus zum Vorabendgebet. Es war in der Dämmerung. Daheim mußte dann die dritte Sabbatmahlzeit gegessen werden. Auch die Kinder hatten nach ihrem Umhertollen Wolfsappetit. Bei dieser „Schalßude“ im Halbdunkel vor Abend mußten Fisch und Fleisch nach Vorschrift gegessen werden. Auch jetzt wurden schöne Hymnen gesungen und dann das Tischgebet verrichtet. Darauf ging alles wieder in die Synagoge zum Abendgebet, und es war schon dunkel, als die Männer zurückkehrten. Alsdann betete mein Vater bei einem Becher Wein „Awdole“.

Dann wurden weiter wohlklingende „Smiraus“ gesungen, d. h. Verse, die sich auf die kommende Woche (Werkeltage), auf Sonne, Mond und Sterne beziehen. — Der Abend war noch ein halber Feierabend, an dem nichts gearbeitet wurde. Gegen elf Uhr wurde aufs neue eine Mahlzeit eingenommen, die sich „reb Chidkes Ssude“ — Melawe Malke — Abschiedsgebet für die Königin Sabbat nannte. Für dieses Mahl wurde ein „Borscht“, eine aus Geflügel und roten Rüben bestehende Brühe, gekocht, die erst um elf Uhr fertig wurde, da man Feuer erst dann anmachen durfte, wenn es vollständig Nacht war. Alle, selbst wir kleinen Kinder, mußten zu dieser späten Mahlzeit zu Tisch kommen. Mit dieser späten Mahlzeit endete erst die Sabbatfeier.

Märchen aus dem Ghetto.
Von Leopold Kompert.

Der Aufgerufene.

Nachts stehen die Toten auf und begeben sich in die Synagoge, um da zu beten. Sie nehmen die Thora aus der Lade heraus, rollen sie auf und beginnen daraus zu „leinen“ (lesen). Es ist eine stumme, betende Gemeinde, man hört keinen Laut, und wenn sich einer, der zur Thora hinaufgerufen wird, durch die dicht Gedrängten bewegt, ist kein Schritt vernehmbar. Die ewige Lampe, die vor der „heiligen Lade“ brennt, leuchtet dazu. Nur wenn einer im Ghetto sterben soll, wird sein Name drin laut aufgerufen, damit er sich zur Thora hinaufstelle. Frühmorgens muß deswegen der „Schulklopfer“, der die Synagoge öffnet, dreimal mit dem Schlüssel an die Tür pochen, damit die tote Gemeinde es wisse, daß die lebende zum Gebet einziehen wolle. Rabbi Moscheh Hahn (dessen Andenken gelobt sei!) hatte sich einst bis tief in die Nacht bei seinem Freunde, dem Rabbi, verspätet, da beide mit einer wichtigen talmudischen Frage nicht fertig werden konnten. Als er an der Synagoge vorbeikam, hörte er sich drin bei seinem Namen zur Thora hinaufgerufen. Er erschrickt anfangs, dann sagt er leise: Schon!! und geht still nach Hause und sagt da zu seinem Weibe: „Selde, schick' mir um die Kabbronim*); ich werd' sterben.“ Die lacht ungläubig. „Du bist ja frisch und gesund,“ sagt sie. „Schick' nur,“ bat er wehmütig. Sie aber beharrte in ihrem Unglauben. Tags drauf konnte er nicht mehr aufstehen, da mußte sie freilich um den Totengräber schicken. Am dritten Tage begruben sie ihn auf dem „guten Ort“.

Das ungesegnete Kind.

War ein Kind, das sich, wenn der Vater Freitag abends oder am Sabbat aus der Synagoge heimkam, nie wollte von

*) Die Gesellschaft der Totengräber. Sie besorgen das Ankleiden, Waschen und Begraben der Toten.

ihm „benſchen“ (ſegnen) laſſen. Wenn er nach den zwei anderen Kindern rief, und ſie herbeiliefen, um ihre Köpfe unter die ſegnenden Hände des Vaters zu legen, hatte es immer etwas anderes zu tun, oder verſteckte ſich gar. Kurze Zeit darauf ſtarb es. Am erſten Freitagabende nach ſeinem Tode, als der Vater aus der Synagoge heimkam und nach den Knaben und Mädchen rief, um ſie zu benſchen, kommt es ihm vor, als lägen drei Köpfe unter ſeinen Händen. Er zieht ſie erſchrocken zurück und will nun jedes Kind einzeln ſegnen. Da iſt es ihm wieder, als ſtreckte ſich noch ein Kopf daneben. Am Sabbat fiel das nämliche vor, und das ging ſo durch die dreißig Tage, in denen der Vater ſein Barthaar wachſen ließ aus Trauer um ſein verlorenes Kind. Geht der Vater darauf zum Rabbi und machte deswegen eine Frage. „Wenn Euch das noch einmal zukommt,“ ſagt der Rabbi, „ſo haltet die Hände nur auf dem unſichtbaren Kopf und benſcht ihn, es wird das Euer Kind ſein.“ Am Abend des nächſten Freitags ſpricht denn auch der Vater einen Segen, wie ihn Jakob den Söhnen ſeines Joſephs geſprochen, und hält ſeine Hände in der Luft über den Kopf, den er wohl fühlt, aber nicht ſieht. Seit jener Zeit hatte das ungeſegnete Kind in ſeinem Grabe Ruhe.

Die beweglichen Bücher.

Eben jener Moſcheh Hahn, deſſen ſonderbaren Tod wir erzählten, war es, dem einſt noch etwas anderes zukam. Er hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er den Talmud oder andere tiefſinnige Bücher „ausgelernt“ hatte, daß er ſie aufs Geratewohl wieder in den Kaſten zurückgab. Da beging er aber ein bedeutendes Unrecht, denn dadurch konnte es geſchehen, daß der heilige Name Gottes nach unten gekehrt ſtand. In der Nacht erweckt ihn einmal das Geräuſch eines von dem Schranke heruntergefallenen Buches, er ſteht alſo

auf und ſtellt es wieder an ſeinen Platz zurück. Kurz darauf erwacht er von neuem, das Buch iſt wieder herabgeſtürzt. Nachdem er aufgeſtanden und kopfſchüttelnd das frühere Geſchäft wiederholt hat, legt er ſich zu Bett. Aber er muß ſich zum drittenmal erheben, denn das Buch liegt wieder am Boden. Da wird er aufmerkſam, beſchaut es genau und ſtellt es nun gerade, wie es ſein muß, in den Kaſten zurück. Er hatte weiter nicht nötig aufzuſtehen.

Amen ſagen.

Ein alt Babele (Großmütterchen) lag im Sterben. Fremde Geſichter ſtanden um ihr Bett herum, denn ihr waren alle Kinder und Kindeskinder in die jenſeitige Welt vorausgegangen. Als Babele ſchon den Todesengel ſah, wie der ſein Schwert zu ſeinen Häupten wälzte und ſchliff, ſagte es tiefbekümmert zu den fremden Geſichtern: „Ich tu' gern ſterben, denn ich bin alt und hab' keine Freund' auf der ganzen Erd'; wüßt' ich nur, wer nach meinem Tode wird Kadiſch*) und Amen mir nachſagen.“ In fernen Landen lebt aber ein Urenkel von Babele, wild und zerſtreut und ſeiner Heimat vergeſſen. Der wird in derſelben Nacht durch eine Stimme geweckt, die er rufen hört: „Joſſefleben! geh morgen früh in ‚Schul‘ und ſag deinem alten Babele Kadiſch nach, Gott wird dir deſſen eingedenk ſein.“ Der wilde Urenkel überhört aber oder verſchläft dieſe Mahnung, er geht nicht in „Schul“, und ſo muß alt Babele noch in den zwei folgenden Nächten ſich aus ſeinem Grabe heraufbemühen, um ihn um das „Amen“ zu bitten. In der dritten Nacht weint es ſogar und fährt ihm mit der Hand über das Antlitz und ſpricht: „Du biſt mein

*) Das Schlußgebet in der Synagoge. Die Trauernden ſprechen es für die Geſtorbenen durch ein ganzes Jahr. Reiche, kinderloſe Leute hinterlaſſen oft bedeutende Vermächtniſſe, damit ein Schuldiener oder ein Rabbi ihnen „Kadiſch“ nachſage.

einzig Urinigl (Urenkel), ſonſt hab' ich ja kein' Freunde auf der Welt; alſo geh in Schul und ſag mir Kadiſch nach." Da ermannt ſich der Urenkel, und wie der Morgen graut, zieht er die Tefillin (Gebetriemen) an und geht in die Synagoge, wo er ein gar ſeltener Gaſt war. Da ſtellt er ſich dann, wie das Morgengebet zu Ende war, zum Vorbeter hin und ſagt für ſein alt Babele den erbetenen Kadiſch nach. So tut er das ganze Jahr frühmorgens und abends. Da bekommt er eines Tages einen Brief vom „Magiſtrat": Sein Babele iſt geſtorben und hat ihm etliche hundert Gulden hinterlaſſen.

Die Badende.

Rabbi Eleaſar-Glogau, der zu ſeiner Zeit ein ſehr berühmter Rabbi war und auch Kabbala verſtand, ſaß einſt in ſpäter Nacht über dem Talmud und lernte gar fleißig. Da ertönte mit einem Male vom Hofe herauf ein langgezogenes Wimmern; er macht das Fenſter auf, um nachzuſehen; da erblickt er unten eine weiße Geſtalt, angſtvoll die Hände zu ihm heraufhebend. „Was willſt du!" fragt er ſie. „Ich bin", gab die Geſtalt zur Antwort, „Fiſchel-Glaſers Weib, und man hat mich geſtern begraben. Weil ich aber vergeſſen hab', in die Tuck*) zu gehen, muß ich zurück. Rabbi, tut mir den Gefallen und gebt mir die Schlüſſel." Der beſinnt ſich nicht lange und wirft ihr den ſchweren Schlüſſelbund zur Tuck hinab. Bald darauf hört er, wie das Waſſer im Bade rauſcht, der leiſeſte Wellenſchlag tönt zu ſeinen Ohren, und genau weiß er es zu entſcheiden, wann die Badende ſich erhebt und niederläßt und wann ſie die Tropfen des feuchten Elementes ſich aus den Haaren ſchüttelt. Dann wird es ſtill; der Rabbi ſchlief auf ſeinem Buche ein. Frühmorgens hingen die Schlüſſel zur Tuck, wie immer, an der Tür.

*) So heißt das öffentliche Bad der Frauen. Tuck. oder eigentlich Duke, weil das Geſetz ein dreimaliges Ducken oder Untertauchen vorſchreibt.

„Ich will mich auch zum Szeder*) setzen," bat das kleine Schimmele, als es die freudigstrahlenden Lichter und den herrlichen Tisch sah, worauf der Auszug aus Mizraim sinnbildlich in mehreren Gegenständen lag, als da sind das gekochte Fleisch, das Ei und das Salzwasser, und das gelbe Gemische von Äpfeln und Wein, vorstellend den ägyptischen Lehm, den die Kinder Israel zum Baue der Festungen stampfen mußten. Aber das Kind war todkrank, und so sagte die Mutter zu ihm: „Bleib du lieber in deinem Bettele, ich bring' dir den ganzen Szeder dorthin." Ob das kleine Schimmele wohl ahnte, daß es der letzte Szeder sein werde, den es auf Erden mitfeierte, weil es so heftig auf seinen Willen bestand? Die Mutter tat ihn ihm endlich, und so saß das kleine Schimmele vor dem glänzenden Tische, gebettet auf weichen Polstern, die man ihm untergelegt hatte. Man gab ihm auch ein Becherchen Wein, wie jedem anderen, und sooft der Vater trank, nippte es auch und tauchte, als man zu den zehn Landplagen kam, zehnmal seine Finger in den Wein und war fröhlich und selig. „Für wen ist denn das Glas," fragte es, „was da keiner trinkt!" „Das ist für den Messias," sagt der Vater. „Wann kommt er denn!" „Nach Tisch wird er kommen." Wie man abgespeist und gebenscht (das Gebet gesprochen) hat, wird wieder die Hagadah**) hergenommen und gesungen. Dann öffnet man spannweit die Tür, damit der Messias hineintrete. Klein Schimmele sieht mit unverwandten Blicken hin, da wird es bleich und immer bleicher, aber die Augen glänzen und leuchten noch höher, wie die Lichter auf dem Tische; endlich streckt es sogar seine Hände gegen die Tür aus.

*) Die Feierlichkeit, womit man im Ghetto den Auszug aus Ägypten begeht.

**) Das Buch, worin die Gebete und Gesänge der beiden Nächte enthalten sind.

„Was iſt dem Kind?“ fragt lächelnd der Vater und befiehlt, die Tür zu ſchließen. Da fährt Klein Schimmele auf und ſagt: „Ich hab' den Meſſias geſehen, er hat mir zugewinkt mit der Hand. Er hat einen Schofer*) in der Hand und iſt jung.“ Der Vater ſchüttelt den Kopf und ſingt weiter: „Im kommenden Jahr in Jeruſchalaim.“ Die anderen ſtimmten mit ein. Tags darauf war Klein Schimmele zwar nicht in Jeruſchalaim, aber an einem anderen kühlen Ort. Es war geſtorben, aber den Meſſias hat es doch geſehen.

Der Alephbet-Engel.

Das Kind kam traurig und ſchweigſam aus der Schule heim. Es war kein Wunder: der Lehrer war im Beſitze einer dreifach geſchlungenen Peitſche, und das Alephbet iſt in der Tat nicht ſo leicht, wie ſich das die gelehrten Leute gewöhnlich vorſtellen. „Dir ſeh' ich's an,“ ſagte die Mutter, „der Mallech (Engel) hat dir noch nichts geworfen.“ „Wie weißt du das?“ „Ich hab' ein klein Vögele, das ſieht immer zur Schule hinein, und nachher fliegt es zu mir herüber und erzählt mir alles von dir.“ — Anderen Tags, wer kommt ſelig, lachend, herzfreudig nach Hauſe gelaufen! „Iſt das Vögele da geweſen heut vormittag!“ „Zu jeder Minut' im Tag kommt's zu mir.“ „Und was hat es erzählt!“ „Es hat nicht hoch (laut) genug geredet; war auch gerade ein Kunde im Gewölbe. Sag' du mir's.“ Das Kind greift in die Taſche und bringt ſüße Mandeln und noch ſüßere Roſinen hervor. „Ich bin, ſoll ich leben, bös auf das Vögele! Warum hat's mir nicht erzählt, daß dir der Mallech das geworfen hat! — Aber verdirb dir nur nicht den Magen!“

*) Das große Horn, das am Neujahrstage geblaſen wird.

Des Großvaters Ermahnungen.

„Fischelleben," sagte einst der blinde, fünfundachtzigjährige Großvater zu seinem Enkel, „gib gut acht, was ich dir jetzt vorreden werde: tu mir um Gottes willen bei Nacht nicht pfeifen. Du kannst ein krumm Maul bekommen, und das hat dann der Satan gemacht. Geh auch nicht in bloßen Strümpfen herum, weil du noch Vater und Mutter hast; es könnt' eins, Gott sei dafür, sterben, und das sag' ich dir vor allem: leg' den Laib Brot immer auf die rechte Seit', — damit du's all dein Leben zu essen hast . . . Daß man keine Schwalbe beleidigen darf, weißt du schon lang; die Schwalben haben Wasser gebracht, wie der Tempel in Jeruschalaim ist zerstört worden; aber eine Spinne darfst du am heiligen Schabbes zertreten, die Spinnen, die haben feurige Kohlen aufs Dach getragen . . . Noch etwas darf ich nicht vergessen. Wenn du dir die Nägel abschneidst, tu's nicht der Reihe nach, übergeh immer einen Finger, und wenn du sie dann verbrennst, leg' zwei Stücklein Holz dazu. Du wirst fragen warum? Die zwei Stücklein Holz sollen einmal Zeugen sein, daß du die Nägel verbrannt hast. Und warum verbrennen? Was ist denn an diesen Nägeln? Hör' mich an! Sind die Nägel nicht an deiner Hand gewesen? Und hast du mit derselben Hand dir nicht die Tefillin (Gebetriemen) umgeschnallt? Und hast du damit nicht Almosen gegeben? Warum soll etwas vom Leib verworfen werden, was Gott gedient hat? . . ."

Es ist der Segen hineingekommen.

Braut und Bräutigam standen schön geschmückt da, um unter die Chuppe (Trauungshimmel) zu gehen. Draußen schallte fröhliche hochzeitliche Musik, und an der Ecke der Gasse richtete der Schameß (Schuldiener) die vier schweren Stangen auf, worüber eine schwere goldgestickte Decke als eigentlicher Brauthimmel gespannt wurde. Was schrien und sprangen

da die Knaben des Ghettos, wer die Stützpfeiler tragen sollte! Aber gemach, gemach! Wie sich der Zug in Bewegung setzen wollte, schrie der Braut Schwiegervater: „Was eilt ihr, Leut'! Zuvor muß ich den Nedan (Mitgift) für meinen Sohn auf dem Tisch aufgezählt sehen, früher kein Schritt.“ „Das Geld ist Euch so sicher,“ sagt darauf der Vater, „als wenn es schon in Eurem Kasten wäre! — Laßt das bis nach der Chuppe, Mendel!“ „Ich soll sterben,“ schwört hingegen der Schwiegervater, „wenn ich einen Schritt weitergehe! Erst muß die Mitgift auf dem Tisch liegen.“ Da wird seufzend der Geldsack aufgetan; Taler für Taler, Gulden für Gulden kommt hervor; die Häufchen reihen sich aneinander, und das dauert wohl eine lange halbe Stunde, bis die Summe rund ist. „Das sind erst vierhundert Gulden,“ sagt Mendel, „da fehlen noch zweihundert dazu.“ „Mehr geb' ich nicht.“ meint der Vater ruhig. Noch ruhiger sagt darauf Mendel: „Gut, aber die Hochzeit hat 'n End'.“ Alsbald nun brechen die Geister der Zwietracht stürmisch in die Verwandten ein, Braut und Bräutigam werden voneinander getrennt; zwischen sie ist der Tisch gedrängt, darauf flimmert das Geld. „Und wegen dem, wegen dem!“ ruft die Braut mit entsetzlichem Jammer. Die Bänder der goldenen Haube, die mit den Fransen ihr tief über die Augen herabhing, lösten sich, sie fiel nach rückwärts und ein bleiches, erschrockenes Antlitz ward sichtbar. Da ward mit einem Male der Schwiegervater, Mendel, schwach bis zum Umsinken. „Leut', Leut',“ ruft er, „seht her, da ist ein Wunder vom Himmel geschehen, auf dem Tisch liegen die sechshundert Gulden.“ Hundert Hände wühlen, zählen zu gleicher Zeit in dem Gelde; die sechshundert sind vollzählig. „Da ist der Segen hineingekommen,“ denken, sagen die Leute, stiller Schauer fliegt über die Herzen. Man geht zur Hochzeit.

Wenn man den „Segen“ in seinem Hause bemerkt, so spreche man lieber nichts davon! Hinter jedem Segen lauert ein böser Sched (Geist), der im Augenblicke des Aussprechens seinen giftigen Hauch darüber bläst. — Das hat sich Josel Rozanda, der ein Dorfgeher war, sehr wohl gemerkt. Denn als er eines Freitags von der Wochenwanderung durch die Dörfer zurückkehrte, war seine Seele traurig und gramvoll, weil er nicht einmal so viel „gelöst“ hatte, um sich damit den Sabbat zu machen. Wenn er zum Wirtshause in der großen Allee kam, wußte er, stand sein gutes Weib Perl und begehrte Geld von ihm auf eben diesen Sabbat. Und mit Verzweiflung dachte er daran, wie er den letzten silbernen Löffel, den er noch von seinen Hochzeitsgeschenken her hatte, werde nehmen und zu Kalme, dem Goldschmied, werde hintragen müssen.

„Was soll man tun,“ meinte er still in sich, „der Schabbes muß gehalten werden.“ Fast in dem nämlichen Augenblicke stand ein Bauer vor ihm, der zu kaufen begehrte. Josel öffnete den Pack, der Bauer „handelte“ nicht und belud sich mit der Ware, worauf er ihm das bare Geld in die Hand zählte. Damit ging Josel Rozanda fröhlich und Gott preisend weiter; nur wunderte er sich, daß, als er sich nach dem Bauer umblickte, nichts von ihm zu sehen war. Die Straße machte doch keine Krümmung.

Bei dem Wirtshause fand er sein Weib; er gab ihr Geld auf „Schabbes“.

Nun traf es sich, daß am nächsten Freitag sein Weib seiner nicht wartete, nämlich dort beim Wirtshaus; ja, als er in seine Stube trat, dünkte es ihn noch sonderbarer. Denn da leuchtete und duftete der Sabbat durch alle Räume. Auf dem Tische lagen schon die herrlich gebräunten weißen Brote, und Perl schuppte soeben einen großen Fisch ab.

„Warſt du vielleicht bei Kalme Goldſchmied?“ fragte er ſie verwundert.

„Wo fallſt du aus!“ entgegnet ſie. „Und wie haſt du Schabbes gemacht!“ „Ich hab' noch Geld von vergangener Woch'.“ Sie ſahen ſich darauf einander an; es war ein Gedanke in ihrer Seele, aber ſie ſprachen ihn nicht aus. Am folgenden Freitag wartete Perl wieder nicht, und Joſel fand wieder Schabbes gemacht, leuchtender und duftender als je zuvor. Das ging ſo durch viele lange Jahre; nicht nur für den Sabbat, für die ganze Woche war immer Geld da. Es blühte und grünte in dem Hauſe des Dorfgebers, ſichtbar rauſchten die Fittiche des Segens darüber. Er, der arme verachtete Mann, der nicht einmal das Wochengeld für den Rabbi aufbringen konnte, ſchickte ihm nun jeden Feiertag mehr als jeder andere, und Perl, die in einem verſteckten Winkel der „Weiberſchul'“ geſtanden, wo ſie von dem, was in der Männerſchul' vorging, nichts erfuhr, hatte ihren „Ständer“ jetzt oben, den dritten von der Vorſteherin.

Am Totenbette Joſel Rozandas ſtand die ganze Geſellſchaft der Kabbronim (Bruderſchaft der Totengräber) und ſagte mit ihm die letzten Gebete. Er aber hieß ſie ſämtlich hinausgehen, bis auf ſein treues Weib Perl, die ihm nähertreten mußte. „Ich geb' jetzt aus der Welt,“ ſagte er, „ſoll ich nichts reden!“ „Schweig lieber,“ entgegnete ſie, „bis du drüben bei Gott biſt, da kannſt du dich bedanken.“

Alſo ſchwieg er; aber ein Lächeln konnte er ſich nicht verſagen, und ſie lächelte auch. Konnte es ſich da glänzender offenbaren, daß der Segen über ſie gekommen war!

Der Begleiter.

Eine Mutter gab ihrem Kinde, das in die weite Welt zog, das letzte Geleite bis zur Straße, die es nun ziehen ſollte. Wie ſie es nun geherzt und geküßt und geſegnet hatte, ſprach

sie tiefbekümmert: „Jede Mamm' (Mutter), die ihr Kind von sich läßt, bekommt von Gott einen Mallech (Engel), der geht mit dem Kinde fort und gibt acht auf es. Nur um das eine bitt' ich dich: leg' alle Tage Tefillin — und wenn du's nicht tust, wird mir's schon der Mallech erzählen." Nun aber sage ich euch: an den Wimpern der Mutter hing noch das Tränennaß, als das Kind schon ihren Engel vergessen hatte. Eine wilde Zerstreuung bemächtigte sich seiner Sinne, und die Tefillin schliefen einen unheimlichen Schlaf. „Wo bleibt der Engel meiner Mutter?" fragte sich oft das Kind, solang es in Freuden schwamm, und dieselbe Frage tat es, als es krank, hungrig und abgezehrt — fern von seiner Mutter war. Da fiel ihm das Beten wieder ein; es nahm die Tefillin hervor und umschnallte damit die linke Hand und den Kopf. Wie er sie nach dem Gebete wieder in das Sammetbeutelchen zurücklegte, das er in seinem dreizehnten Jahre von seiner Schwester erhalten, fiel da nicht etwas Helleuchtendes, Freudigfunkelndes heraus? Waren das nicht zwei große Goldstücke! Nächster Tage brachte die Post einen Brief, darin stand: „Gute Mutter! Deinen Mallech hab' ich erst jetzt gesehen, und grad zur rechten Zeit ist er gekommen. Jetzt will ich alle Tage Tefillin legen und hab' mir von dem Geld auch zwei Paar Stiefel und einen guten Winterrock angeschafft."

Nicht sterben können.

In stiller Nacht war es einmal dem Schulklopfer, als hörte er den Hammer, womit er frühmorgens und abends die Leute zur Synagoge rief, in leisen Schwingungen auf und nieder gleiten. „Der Hammer läßt mich nicht schlafen," sagte er zu seiner Tochter, die, ebenfalls wach, den unheimlich leisen Schlägen lauschte. „Einer wird sterben wollen in der Gasse," sagte sie schaudernd, aber gleich darauf schrie sie in ungeheurer Angst: „Lebendiger Gott! der Rabbi wird's

ſein.“ In demſelben Augenblicke hörten die Schwingungen des Hammers auf; draußen aber pochte jemand ans Fenſter, und eine haſtige Stimme rief: „Steht auf und geht in Schul klopfen, die Leut' ſollen Thillim (Pſalmen) ſagen, denn der Rabbi liegt im Sterben.“ In ſtiller Nacht ertönten nun die drei bekannten Zeichen des Hammers an jeder Tür. Aufſchauernd in den innerſten Faſern ihrer Seele hörte die Tochter, wie ihr Vater von Haus zu Haus ſchritt, und als nun der letzte Schlag an der letzten Tür der Gaſſe verſchollen war, meinte ſie, jetzt müſſe der Rabbi ſeinen letzten Atemzug getan haben. Da mußte ſie bitter weinen. Aber das Thillimſagen der Leute hielt ſeine ſcheidende Seele noch zurück, noch wichen die Schatten des Todes nicht vom Rabbi. Frühmorgens war er ein Sterbender, und ſeine Bochrim (Schüler) wehklagten lauter. Man nahm nun Wachs und Docht, man maß die ganze Körperlänge des kranken Rabbi und formte danach ein rieſiges Licht. Dem zog man einen Sterbekittel an und trug es dann hinaus auf den „guten Ort“ (Friedhof), wo man es zu den Toten begrub. Dennoch mußte man bald darauf denken, die Körperlänge des Rabbi — für die ſechs Bretter ſeines Sarges zu brauchen. „Gott, ſtarker Gott!“ ſchrien die Bochrim, „wie ſollen wir es denn anfangen, daß der Rabbi leben bleibt!“ — „Kommt Jahre für ihn ſammeln,“ ſprach darauf einer, „vielleicht hört uns Gott.“ Ein Bocher ging nun von Haus zu Haus, ein Papier in der Hand, dahin ein jeder ſchrieb, wieviel Jahre, Wochen oder Tage ſeines eigenen Lebens er für den ſterbenden Rabbi gab. Des Schulklopfers Tochter ſtand vor der Haustüre, als der Bocher mit dem Papiere gerade vorbeiging. „Und du gibſt nichts für den Rabbi her!“ rief er ihr zu. — „Mein Leben, mein ganzes Leben geb' ich für ihn hin,“ ſprach ſie ſchluchzend. „Soll ich das einſchreiben!“ — „Schreibt, ſchreibt!“ So zeichnete der Bocher das Leben Hanneles ein. Zur ſelben Stunde genas

der Rabbi; — am anderen Tage begrub man eine junge Leiche auf dem „guten Ort“ — nun, es war des Schulklopfers Tochter. Aber so hastig das Mädchen unter die Toten gegangen war, so schwer fiel es nun dem Rabbi, seinen Namen aus dem Buche der Lebenden auszulöschen. Es war merkwürdig: in der ersten Zeit nach seiner Genesung war der Rabbi fröhlich und guter Dinge; er blühte in wunderbarer Kraft wieder auf. Dann aber ward er schwermütig und bleich; die Leute wußten nicht, woher das kam. Die Leute wußten nicht, daß, wenn der Rabbi in später Nacht über dem Talmud saß und lernte, unten im Hofe ein leiser Gesang ertönte, und daß, wenn er das Fenster öffnete, ein schönes Mädchen unten stand, dessen Todeslächeln er durch den Schleier der Finsternis hinaufleuchten sah. „Sie könnte jetzt singen und frei sein wie der Vogel in der Luft,“ dachte dann der Rabbi und in stiller Nacht weinte er über den dumpfen Blättern seiner Bücher. Einmal um Mitternacht erschollen bange Wehklagen um das Haus, sonderbare Töne, wie sie der Schmerz erpreßt. Gleich darauf hörte er die Stimme eines neugeborenen Kindes. „Weh geschrien!“ rief der Rabbi, „um das hab' ich sie gebracht.“ In jeder Nacht vernahm er nun dies Kinderwimmern, dazwischen aber auch so himmlische Wiegenlieder, daß er aus tiefstem Herzensgrunde weinen mußte. Sechsmal im Laufe der Jahre wiederholten sich die Schmerzensklagen jener Nacht, dann kam das Neugeborene, dann die wunderbaren Wiegenlieder. Dann ward es eine lange Zeit still . . . Einmal jedoch erscholl wieder schöner, jubelnder Gesang, und der Rabbi wußte: „Jetzt macht ihr erstes Kind Bar-Mitzweh (das ist die Feierlichkeit des dreizehnten Lebensjahres bei den Knaben), ich hab' sie darum gebracht.“ Wieder ward es still, bis nach Jahren einmal neuer, schöner Gesang ertönte, und der Rabbi wußte: „Jetzt führt sie ihre Tochter unter die Chuppe (Trauungs-

himmel), ach und weh, ich hab' ihr das genommen." Nie kam nun die Stimme klagend oder weinend; immer war es herrlicher, unausſprechlich ſüßer Geſang, und der Rabbi ward inne: „Eine glückliche Mutter wär' ſie geworden, ich hab' ihr das vernichtet." So lebte der Rabbi das ganze Daſein des Mädchens durch, ja ſchon gelüſtete es ihn einmal, die ſchönen Melodien verſtummen und Wehklagen dafür zu hören, damit er doch wüßte, ſie hätte auf Erden auch gelitten. Aber das kam nicht, und der Rabbi weinte über den Talmud: „So glücklich wäre ſie geworden!" Nun wollte er ſterben, vergehen; der Geſang ermüdete ſein Leben; dennoch konnte er nicht ſterben. So war er alt und greiſenſchwach geworden; die Leute in der Gemeinde ſanken vor ihm ins Grab, ja ſelbſt die Kinder, die er einmal gebenſcht (geſegnet), ſchlichen nun als finſtere hinfällige Alte herum. Sie ſtarben; er aber konnte es nicht. „Wann iſt's an der Zeit, du Mädchen!" fragte er oft, „wie lange willſt du denn leben!" Da ertönte einmal um Mitternacht ein banger Wehruf, wie der eines Sterbenden, vom Hofe herauf. „Jetzt iſt ſie tot," ſagte der Rabbi, „Gott ſei ewig Dank!" Frühmorgens fanden ihn die Bochrim entſeelt vor ſeinen Büchern liegen.

Der Kadiſch*) vor Col-Nidre**) in der Altneuſynagoge.

Erzählt von S. Kohn.

*) Gebet für Verſtorbene.

**) Vorabend des Verſöhnungstages.

Es war ein stürmischer Freitagabend im Monat September des Jahres 1577.

Es war schon spät, die freundlichen Schabbeslampen waren verglommen, und tiefe Stille herrschte in der Prager Judenstadt.

Bloß in einem Hause brannte noch düster ein Tiegel, es war dies im dritten Stockwerke eines Hauses in der Schammesgasse, welches jetzt mit Nr. 115 bezeichnet ist, bei Rabbi Mordechai, dessen Weib in bangem Zagen der Entbindung entgegensah.

Die achtzackige Lampe war schon verloschen. Rabbi Mordechai selbst saß daher an dem Tische, wo der Tiegel brannte, und las in einem großen Folianten. Die Hebamme und die alte Magd hatten sich auf eine Bank gekauert und plapperten leise Gebete für die glückliche Entbindung.

Das rötliche Licht warf riesige Schatten auf die Wand des ärmlichen Zimmers.

Der Wind und der Regen schlugen mit Macht an das kleine Fenster; im Zimmer selbst aber wurde die unheimliche Stille bloß von Zeit zu Zeit durch das Stöhnen der Kindbetterin unterbrochen.

Rabbi Mordechai war ermüdet über seinem Folianten, dem er heute nicht die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden mochte, eingeschlafen. Plötzlich entfuhr der schwergequälten Brust der Kreißerin ein lauter Schrei. Erschrocken fuhr Rabbi Mordechai aus seinem Schlummer auf und stieß bei dieser heftigen Bewegung den Tiegel, das einzige Licht im Zimmer um.

„Um Gott, was habt Ihr da getan!“ schrie die Hebamme; „Ihr müßt Licht machen, Rabbi Mordechai, ich sag' es Euch, gleich müßt Ihr Licht machen; ich hab' es selbst gesehen, daß der Chosid, der fromme Rabbi Leb, am heiligen Schabbes Licht und Feuer gemacht hat, als sein Weib —“

„Beruhigt Euch, Marjim!“ sprach Rabbi Mordechai, „ich

weiß es auch, wenn Lebensgefahr droht, iſt es erlaubt, ja ſogar geboten, die nötigen Arbeiten zu verrichten; aber zuerſt will ich es doch verſuchen, auf der Straße einen Nichtjuden anzuſprechen; vielleicht tut er mir's zu Gefallen; gebe es Gott! — komme ich aber allein zurück, ſo mache ich ſelbſt Licht, ſo ſchreibt es das Geſetz vor*). Jetzt gedulde dich einen Augenblick, liebes Weib! ich komme ſo bald als möglich zurück; gehabt euch indes wohl." Dies ſprechend warf er ſeinen Mantel um und eilte die enge, finſtere Stiege hinunter.

Es war ein furchtbares Unwetter, der Regen goß in Strömen herab, ein ungewöhnlich ſtürmiſcher Wind durchfuhr heulend und pfeifend die öden menſchenleeren Gaſſen, die er planlos durchirrte. Was Wunder, wenn er keinem begegnete. Schon wollte er verzweifelt heimkehren, als er bemerkte, daß er ſich in der Nähe der kaiſerlichen Wachſtube befinde. Er eilte hin und fand den Anführer der kleinen Rotte mitten in der Straße, unbekümmert um Sturm und Regen, dem Anſcheine nach in tiefen Gedanken verſunken, ſtehen. „Herr!" flehte Rabbi Mordechai, „ſchickt einen Mann mit mir, daß er mir Licht mache in meiner Stube, denn mein Weib liegt in Kindesnöten, und wir haben kein Licht und es iſt Schabbes."

„Das kann ich tun," ſprach der Korporal; „Wenzel, geh mit dem Manne, mach' ihm Licht und Feuer und alles, was er will; Sonntag wird er dir deine Mühe bezahlen."

„Dank, tauſendfachen Dank, Herr!" ſprach Rabbi Mordechai; „Gott ſoll's Euch lohnen, Ihr tut ein gutes Werk."

Kaum war Rabbi Mordechai mit dem Soldaten zu Hauſe angelangt, kaum hatte dieſer Licht gemacht, ſo wurde die Frau von einem ſtarken, geſunden Kinde entbunden.

---

*) Das talmudiſche Geſetz befiehlt ausdrücklich, daß, in dem Falle der Sabbat zur Rettung eines Menſchenlebens durch eine Arbeit entweiht werden muß, dieſe von dem Vornehmſten im Hauſe verrichtet werde.

Rabbi Mordechai warf sich gerührt aufs Knie und dankte Gott aus der Tiefe seiner Seele.

„Jetzt," sagte er zu dem Soldaten, „gehe, zünde dir ein Licht an, denn die Stiege ist finster und ich mag nicht von meinem Weibe gehen. Sonntag will ich dir zahlen."

Der Soldat tat, wie ihm geheißen wurde, und ging.

Eine Viertelstunde später wollte die Hebamme eine Arznei aus der Apotheke holen, kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so kehrte sie totenbleich und zitternd gleich zurück. „Gott soll sich's erbarmen! ein großes, schweres Unglück ist geschehen!" rief sie händeringend, „und Ihr, Rabbi Mordechai! seid schuld daran; warum habt Ihr nicht selbst Licht gemacht! zu was mußtet Ihr den Bal-milchome*) heraufnehmen, der jetzt tot auf der Stiege liegt!"

„Was!" rief Rabbi Mordechai erbleichend.

„Was!" frug mit bebender Stimme die Wöchnerin.

„Nichts, mein Kind! nichts, Chaile!" sprach Rabbi Mordechai, die furchtbare Angst, die ihn erfaßt hatte, gewaltsam niederringend. „Der Soldat ist auf unserer Stiege gefallen. Vielleicht hat er des Abends zu viel getrunken. Ich muß nur hinunter sehen, ob er sich beschädigt hat."

„Nein," jammerte die Hebamme, „nein, Rabbi Mordechai! er ist tot." „Schweigt, Törin!" rief dieser zitternd und eilte die Stiege hinunter. — Der Soldat lag leblos da. Alle Versuche, ihn ins Bewußtsein zurückzurufen, waren fruchtlos. Der herbeigerufene Arzt erklärte jede Mühe für vergeblich, da der Soldat von einem Nervenschlag getroffen sei.

Wir versuchen es nicht, die furchtbare Lage Rabbi Mordechais zu schildern. Ein solcher Vorfall war in jenen finsteren Zeiten das schwerste Unglück. Der Arzt eilte sogleich zum Parneß**), um ihn zu wecken und ihm den Vorfall zu melden;

*) Soldat.

**) Erster Vorsteher der Gemeinde.

denn ein ſolches Unglück wurde bald das Gemeingut aller. Der Parneß erſchien ſogleich, und die drei Männer berieten nun, was zu tun ſei.

„Meine Meinung iſt," ſprach der Parneß, „Ihr, Rabbi Mordechai, geht zu dem Korporal und erzählt ihm den Vorfall; er ſoll helfen, wie er kann, und er ſoll reich belohnt werden. Ihr müßt Euch aber ſputen, damit wir die günſtige Zeit nicht verſäumen, und Hilfe unmöglich werde."

Rabbi Mordechai eilte zur Wache. Starr wie eine Bildſäule ſtand der Korporal noch an derſelben Stelle, wo er ihn verlaſſen hatte.

Rabbi Mordechai erzählte ihm den Vorfall. „Helft," rief er, als er geendet, „um Gottes willen! — Ihr müßt uns helfen!" rief er in ſteigender Angſt, in einer faſt wahnſinnigen Aufregung, als er ſah, daß ihm der Mann ſtarr ins Auge blickte, als verſtünde er ihn nicht. „Ihr ſeid gut und mild, Ihr habt Euch des armen Juden erbarmt, deſſen Weib in Kindesnöten lag — Ihr könnt es nicht wollen, daß Menſchenblut um nichts vergoſſen werde — und ſäumet Ihr mit Eurem Rate, ſo kommt die Hilfe zu ſpät. Graut der Morgen und Ihr habt nichts getan, ſo kommt das Volk und mordet den Säugling und den Greis, ermordet alles, alles!!"

„So wahr Gott lebt," ſprach der Korporal bewegt, „ſo lieb mir mein Seelenheil iſt, ſo gerne will ich raten, gönnt mir nur einen Augenblick Zeit, nachzudenken. — Wieviel iſt's an der Zeit!" frug er plötzlich.

„Vor Mitternacht."

„Gut, dann iſt's gut," ſprach der Soldat; „Gott ſei gelobt! Er will nicht, daß unſchuldig Blut vergoſſen werde. Eilet und tuet, was ich Euch ſage: Ihr ſteckt dem Toten eine Flaſche in die Taſche, dann laßt Ihr Euch das Pförtchen am Dreibrunnenplatze öffnen, tragt ihn ſchnell und behutſam in die Karpfengaſſe und legt ihn vor eines der Wirtshäuſer; für das übrige

werde ich dann Sorge tragen. Ich werde darüber Eurem Oberrabbiner Bericht erstatten. Nun geht und eilt."

Rabbi Mordechai und der Arzt befolgten den Rat des wackern Soldaten pünktlich, und sie waren so glücklich, auf diesem furchtbaren Gange niemand zu begegnen.

Am folgenden Tag, Samstag, war das Vorsteherkollegium, aus fünf Männern bestehend, beim Oberrabbiner versammelt. Der Parneß hatte sie berufen, um Rates zu pflegen in dieser hochwichtigen Angelegenheit. Er erzählte den entsetzten Männern die Begebenheit dieser schauervollen Nacht. Als er geendigt, sprach er: „Noch dürfen wir uns keiner süßen Hoffnung hingeben; solange der Korporal nicht beim Rabbi war und ihm berichtet hat, solange schwebt noch das blinkende Schwert über unseren Häuptern. Jedenfalls aber bleibe die Sache ein Geheimnis, und niemand von uns möge es einem anderen mitteilen, denn Leben und Tod liegt auf der Zunge*)."

„Man hole Rabbi Mordechai," sprach der greise Raf, indem er nachdenkend den silberweißen Bart mit den Fingern durchfuhr.

Rabbi Mordechai, von der schrecklich durchwachten Nacht ganz erschöpft, erzählte den Hergang umständlich noch einmal. Als er geendigt hatte, sprach der Raf erzürnt:

„Ihr sollt ein Lamden**) sein! ein Am horez***) seid Ihr. Wißt Ihr denn nicht, daß man bei Skanos Nefaschos†) am Samstage arbeiten muß?"

„Wohl weiß ich es, Rabbi!" entgegnete Rabbi Mordechai; „aber hätte ich nicht erst versuchen sollen, einen Nichtjuden zu finden! Mein Vater, Secher Zadik liwrocho††)! hat mir

*) Spr. Sal. Kap. 18.

**) Gelehrter, Gesetzkundiger.

***) Unwissender.

†) Lebensgefahr.

††) Das Andenken des Gerechten sei gesegnet.

oft eingeſchärft, nicht leichtſinnig Schabbes mechalel zu ſein*), zuerſt muß man alle erlaubten Mittel aufbieten.“

„Ich ſage Euch, Ihr hättet Feuer machen ſollen, ich, Euer Raf; und weil Ihr's nicht getan habt, habt Ihr Unheil über eine ganze Gemeinde in Iſrael hereingebracht. Der Herr, gelobt ſei er, wird es, ſo hoffe ich, in gewohnter Huld und Gnade von uns abwenden. Euch aber, Rabbi Mordechai, lege ich im kleinen Cherem**) ſo lange, als der Ausgang der Sache noch unentſchieden iſt.“

Demutsvoll küßte Rabbi Mordechai die Hand des ſtrengen Lehrers und ging.

*

Sonntag war der Rüſttag des Verſöhnungstages. Vor dem Beginn des Abendgebetes hatte ſich, wie gewöhnlich, faſt die ganze Gemeinde in der Rabbinergaſſe vor der Wohnung des Oberrabbiners, ihres geliebten Lehrers und Seelenhirten verſammelt.

Der Greis erſchien. Die hohe Geſtalt mit dem glühenden ungeſchwächten Auge und dem ſilberweißen herabwallenden Bart, in einen prachtvollen Talles eingehüllt, der nur vorne die ſchneeigen Sterbekleider ſehen ließ, machte einen tiefen Eindruck auf die verſammelte Menge. Bei ſeinem Anblicke teilte ſich die Menſchenmaſſe und er ſpendete beim Durchſchreiten rechts und links ſeinen Segen. Jene, welche ihm zunächſt ſtanden, küßten den Zipfel ſeiner Kleider, und alle begrüßten ihn mit ehrfurchtsvollen Segenſprüchen.

Bei der Altneuſynogoge ſchied die Menge von ihm, und er trat mit dem Parneß und dem Synagogenvorſteher, die ihn aus ſeiner Wohnung abgeholt und begleitet hatten, nachdem er die Türpfoſte mit der Hand berührt und dieſe dann

*) Zu entweihen.

**) Bann.

ehrfurchtsvoll an seine Lippen geführt hatte, in die hellerleuchtete Synagoge.

Diese ist eines der ältesten und merkwürdigsten Gebäude.

Das Innere derselben bildet einen viereckigen, mehr langen als breiten Raum, dessen Decke von zwei mächtigen Säulen getragen wird. Diese schließen eine Tribune, das Almemor, ein, zu dem drei Stufen hinaufführen und welches von einem mit Marmorplatten belegten niedrigen Gemäuer umgeben ist, auf welchem sich ein Gitter erhebt. Das Almemor steht nicht in der Mitte der Synagoge, sondern der Bundeslade etwas näher. Auf dem Almemor erhebt sich eine hohe mächtige Fahne, die von einem Ende desselben bis zum andern reicht*).

Das Gotteshaus war wie gewöhnlich an diesem Abende herrlich beleuchtet, und an allen Lampen, die von der hohen Decke niederhingen, brannten Wachskerzen. Überdies waren um das Almemor sowie an den Wänden der Synagoge ringsum eine Anzahl weißer mannshoher brennender Wachskerzen aufgestellt, die in Übereinstimmung mit den weißen Sterbekleidern der Betenden prachtvoll gegen die tiefe Schwärze der Wände und der Decke abstachen.

*) Diese Fahne befindet sich noch jetzt in der Altneusynagoge. Es ist dies ein merkwürdiges Privilegium der Prager Judengemeinde. Die Fahne trägt auf der einen Seite in hebräischer Sprache wörtlich folgende Inschrift: Der Herr Zebaot erfüllt mit seiner Herrlichkeit den ganzen Erdball.

117 Jahre der kleinen jüdischen Zeitrechnung, das ist 1357 der üblichen Zeitrechnung, erteilte Kaiser Carolus II. der Prager Judenschaft das Recht, eine Fahne zu führen. Dies Recht wurde auch erneuert (bestätigt) in den Tagen des Kaisers Ferdinandus gesegneten Andenkens. Durch die Länge der Zeit aber ging sie (die Fahne) zugrunde. Jetzt aber wurde sie zu Ehren unseres Herrn und Kaisers Carolus VI. — der Herr verleih' ihm Ruhm — bei der glücklichen Geburt seines erlauchten Sohnes, des Erzherzogs Leopold, renoviert.

Ein unübersetzbares hebräisches Chronogramm gibt als Jahreszahl dieser Restauration 1715 an.

Der herkömmlichen Sitte gemäß bestieg der greise Rabbi die Stufen, die zu der Bundeslade führen. Die versammelte Menge erwartete, heute wie immer schöne Worte der Ermahnung zu hören. Der Rabbi aber begann und sprach, von heftigem Schluchzen unterbrochen:

„Meine Freunde! Schon seit vierzig Jahren betrete ich die heilige Stelle an diesem feierlichen Abende, um euch zu ermahnen. Aber heute muß ich euch eine schmerzliche Kunde mitteilen.

Es hat dem Herrn der Heerscharen gefallen, uns mit Angst und Schrecken heimzusuchen. Es droht unserer lieben Gemeinde großes Unheil. Wohlweislich haben wir, die Lehrer und Vorsteher dieser Stadt, beschlossen, euch nichts Näheres darüber mitzuteilen.

Ich hoffe aber, der Herr wird in seiner allerbarmenden Huld seine Kinder nicht verlassen, die keinen anderen Schutz haben als ihn; denn es spricht der Herr*): ‚Sage ihnen, so wahr ich lebe, ich will nicht, daß der Frevler sterbe, er kehre zurück von seinen Wegen und lebe. Kehrt zurück, kehrt zurück von euren schlechten Wegen! Warum sollt ihr sterben, Haus Israel! Es spricht der Herr: Kann ich den Tod des Frevlers wollen? O kehrte er zurück, daß er lebe!‘

Drum sage ich euch, tut Buße und bereuet.

Damit wir aber zerknirschten Herzens unser Gebet vor Gott ausschütten, verordne und befehle ich hiemit euch und allen Erwachsenen unserer Gemeinde, Männern wie Frauen, jeden Montag und Donnerstag zu fasten und außerordentliche Versammlungen in den Gotteshäusern abzuhalten, wo wir beten und die Armen und Dürftigen unterstützen wollen, jeder soweit sein Vermögen reicht. Ich aber will, solange die Sonne uns sichtbar ist, von Sonnenaufgang bis Sonnenun-

*) Ezechiel, Kap. 33.

tergang nichts genießen, und mit dem Fasten so lange fortfahren, bis der Herr weggezogen hat die finstere Wolke seines Zornes, und uns wieder leuchten wird der Strahl seiner Gnade.

Zu Dir aber, König der Könige, fleh' ich," rief er, indem er die Bundeslade, in welcher die heiligen Schriftrollen liegen, öffnete und sich aufs Antlitz warf. „Es möge Dein geheiligter Wille sein, daß Deine unerschöpfliche Huld verdränge Deinen gerechten Grimm, daß Deine unendliche Barmherzigkeit abwälze unsere Schuld von uns, daß Du gnädig seiest Deinen Kindern, und an ihre Schuld nicht legest die Meßschnur des strengen Rechts*)." Nachdem er noch einige Worte im leisen Gebete gesprochen, erhob er sich, sichtbar gestärkt und gekräftigt, küßte die Gesetzrollen, schloß die Bundeslade und begab sich an seinen Platz.

Die ganze Gemeinde war aufs tiefste erschüttert, und als der Rabbi seine Rede geendigt hatte, ertönte in dem ganzen Raume ein herzzerreißendes Schluchzen. Vielleicht noch nie wurde ein Jomkipur mit höherer Weihe, mit tieferer Inbrunst gefeiert.

Vier Wochen waren verflossen, während welcher die ganze Gemeinde den Vorschriften des Rabbi getreulich nachkam, als diesem ein Soldat gemeldet wurde, welcher ihn dringend zu sprechen wünschte.

„Er möge eintreten," sprach der Raf.

Der Soldat trat ein. Es war dies ein hochgewachsener kräftiger junger Mann in den beginnenden Zwanzig, dessen männlich schöne Züge die Spuren tiefen Seelenleidens trugen.

„Rabbi!" sprach er, „ich bin der Korporal, der vor vier Wochen in der Judenstadt auf der Wache war, als sich der unglückliche Zufall ereignete; ich bin so glücklich, Euch, Rabbi,

*) Talm. Berachoth, Fol. 7a.

mitteilen zu können, daß nun jede Gefahr durch die göttliche Gnade, die meinen Verstand erleuchtete, beseitigt ist."

„Dann seid mir doppelt willkommen, edler Retter!" sprach der Rabbi gerührt, dem Wackeren die Hand reichend, welche dieser an seine Lippen führte. „Möge Gott Euch diese Tat lohnen, wir Menschen können es nicht. Hätte ein Mann aus Eurer Rotte es bemerkt und es verraten, daß Ihr den bestürzten Männern es gestattet, ja sogar angeraten habt, den Toten aus dem Bereich der Judenstadt zu tragen, daß Ihr, als der Soldat nicht zurückkam, unterließet die nötigen Nachforschungen zu veranlassen, so hättet Ihr selbst mit ins Unglück verwickelt werden können, man hätte Euch eines sträflichen Einverständnisses beschuldigt, und gewiß wäre unverdienter Tod der Lohn Eures Edelmutes geworden.

Möge es mir aber gestattet sein, Euch im Namen unserer Gemeinde, die Euch so unendlich viel schuldet, dieses Geschenk als Zeichen unserer tiefgefühlten Dankbarkeit zu überreichen."

Während er dies sprach, nahm er mehrere Rollen Gold aus dem Schranke und überreichte sie dem Soldaten.

„Nein, Rabbi!" sprach dieser ablehnend, „das Geschenk nehm' ich nicht an; verteilt es an die Armen Eurer Gemeinde. Aber ich erbitte mir eine andere Gunst von Euch, Rabbi, eine Gunst, deren Gewährung mir lieber als Gold und Goldeswert ist, eine Gunst, deren Gewährung ich als eine besondere unverdiente Gnade betrachten wollte, und die wie ein heilsamer Balsam meinem gramzerwühlten Herzen Linderung brächte, eine Huld, die noch in der letzten Stunde meines Lebens wie ein himmlischer Cherub die zermalmende Wucht ungesühnter Schuld, die auf meiner Seele lastet, erleichterte."

Während der Soldat so sprach, hatte sich eine schmerzliche Rührung seiner bemächtigt, das große dunkle Auge ward von Tränen umflort, heiße Zähren flossen über die bleichen Wangen herab, er schluchzte wie ein Kind.

Erstaunt blickte ihn der Rabbi an, die edle Sprache und die Tränen, die den tiefsten Tiefen seiner Seele zu entquellen schienen, erweckten bei dem Rabbi eine ungewöhnliche Teilnahme.

„Wenn es in meiner Macht steht," sprach der Rabbi gerührt, „werde ich Euren Wunsch erfüllen."

„Bevor ich meine Bitte vortrage," begann der Soldat nach einer Pause, „ist es notwendig, Euch, gelehrter Rabbi, meine Lebensgeschichte zu erzählen.

Ich bin der Sohn vermögender jüdischer Eltern, und Polen ist mein Vaterland. Mein Vater, ein alter Mann, der sich mit dem Pferdehandel beschäftigte, wünschte mich, der Sitte unseres Landes gemäß, frühzeitig verehelicht. Es war mir leicht, dem väterlichen Willen Folge zu leisten, denn das siebenzehnjährige Mädchen, welches mir bestimmt wurde, war ebenso liebenswürdig als tugendhaft. Im ersten Jahre unserer Ehe ward mir ein Knabe, ganz das Ebenbild seiner anbetungswerten Mutter, geboren. Mein liebes Weib und ich, wir verehrten beide abgöttisch dieses herrliche Geschöpf. So waren mehrere Jahre eines ungestörten Friedens verflossen. Eines Tages erhielt mein Vater einen schwarz versiegelten Brief, der ihm die Nachricht brachte, daß sein Bruder, der als armer Knabe die Heimat verlassen, als wohlhabender Mann, ohne Hinterlassung rechtlicher Erben, in Amsterdam gestorben sei. Da mein Vater demgemäß der einzige Erbe war, so erschien es notwendig, in Amsterdam persönlich zu erscheinen. Mein Vater war schon alt und nicht geeignet, die weite Reise zu unternehmen. Da ich sein einziger Sohn war, mußte ich als sein natürlichster Vertreter mich zur Reise entschließen. Ich trennte mich nur ungern von meiner teuren Familie, aber der Notwendigkeit nachgebend schied ich, ein peinliches Vorgefühl im Herzen, mit den nötigen Vollmachten versehen, von meinem Vaterhause. Drei Wochen waren unter fortwährenden Müh-

seligkeiten verflossen, als ich eines Abends in einem vier Stunden von Amsterdam gelegenen Dorfe anlangte. Es war schon zu spät, und ich hätte vor tiefer Nacht die Stadt nicht erreicht; nach einigem Besinnen beschloß ich hier zu übernachten. Dieser Entschluß war mir unheilbringend, denn von diesem Augenblicke an bildete mein Leben nichts als eine unentwirrbare Reihe qualvoller Leiden. Oh! hätte es dem Allmächtigen gefallen, mich nie dies Haus betreten zu lassen!"

„Blickt nicht zurück in die Vergangenheit," sprach der Rabbi ernst. „Wer zu dem Allmächtigen fleht, er möge Geschehenes ungeschehen machen, dessen Gebet ist ein vergebliches, lehren unsere Weisen. Ermannt Euch, erkräftigt Euch und wendet den freien hoffnungsreichen Blick in die Zukunft."

„Nein, nein," rief der Soldat, von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, „nirgends erblicke ich einen Hoffnungsstrahl, öde und finster, wie mein freudeleeres Herz, erscheint mir auch die Zukunft." Er war bei diesen Worten aufgestanden und durchschritt hastig mehrmals das Zimmer.

Der Rabbi ließ ihn gewähren; als er sich von den schmerzlichen Erinnerungen, die dieser Wendepunkt seines Lebens in ihm hervorgerufen, erholt hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Da am nächsten Morgen die große Messe in Amsterdam beginnen sollte, und deshalb das Wirtshaus mit Gästen überfüllt war, mußte ich mich bequemen, mit einem kleinen Stübchen im letzten Stocke vorliebzunehmen, ein Stübchen, welches so eng war, daß ich meinen Koffer, der nebst meinem Reisegeld die zur Begründung meines Erbanspruches nötigen, gerichtlichen Dokumente enthielt, nur mit Mühe unterbringen konnte. Ermüdet von der Reise warf ich mich entkleidet auf mein Lager, um mich durch einen erquickenden Schlummer für die Erlebnisse der folgenden Tage zu stärken. Es mochte wohl Mitternacht gewesen sein, als ich durch ein wildes Ge-

töse, durch einen grauenerregenden Weh- und Hilferuf aus meinen süßen Träumen geweckt wurde. Der wohltätige Schlaf hatte mir die teuren Bilder meiner Lieben, mein holdes Weib, den zarten Knaben auf dem Arme, und meinen greisen Vater vorgezaubert; welch schreckliches Erwachen! Als ich ans Fenster eilte, sah ich zu meinem namenlosen Schrecken das ganze Wirtshaus in Flammen. Mein Leben ist, wie Ihr hören werdet, reich an außergewöhnlichen Erlebnissen, aber auch diese Szene wird nie aus meinem Gedächtnis entschwinden. Einen Augenblick betrachtete ich dieses gräßlich schöne Schauspiel. Mit tausend gierigen Zungen leckte die Flamme ringsherum. Plötzlich ertönte ein ohrzerreißendes Geklirr, die Fenster im unteren Stockwerke waren zersprungen, und fast gleichzeitig entstieg jedem derselben eine Rauchsäule, der gleich darauf ein Schlangenheer von Flammen folgte, die mit wilder Hast die sichere Beute umschlangen. Ein Zuruf von der Straße, mich zu retten, erweckte meine Besinnung, ich eilte zur Tür, aber beim Öffnen derselben zog das Flammenmeer in das Zimmerchen, dieses mit Rauch und Qualm erfüllend. Gleichzeitig hörte ich die prasselnde Treppe mit einem furchtbaren Gedröhne zusammenstürzen. Also keine Rettung! Ich eilte zum Fenster und rief den Leuten auf der Straße zu, mich zu retten. Was sollte man tun? Bevor man Leitern gebracht hätte, wäre ich längst dem Feuertode erlegen. Schon glaubte ich mich rettunglos verloren, da rief mir eine Stimme von unten zu: ‚Werft Euch herab, wir haben Stroh gestreut, es wird Euch beim Falle nichts Leides geschehen.‘ Das Zimmer, worin ich mich immer noch befand, war von einem erstickenden Qualme erfüllt, die Flammen drangen bis in meine unmittelbare Nähe. Mehr der Eingebung eines dunklen Erhaltungstriebes als einem geregelten Plane folgend, stürzte ich mich herab und fiel bewußtlos auf das ausgebreitete Stroh.

Als ich zur Besinnung kam, lag ich in einem reinlichen Bett, in einem freundlichen Zimmer in Amsterdam. Der Menschenfreund, der mein Leben durch seinen Rat gerettet, hatte mich auch, als ich besinnungslos dalag, in seinem Wagen nach Amsterdam bringen, einen Arzt rufen und mir überhaupt die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen.

Die Dankbarkeit, die ich gegen meinen Wohltäter empfand, könnt Ihr, Rabbi, Euch leicht vorstellen.

Rabbi Mosche Tauer, dies war der Name meines gastlichen Wirtes, war ein kleiner magerer Mann, dessen Züge bis auf das rote Haar und das Schielen des rechten Auges einen recht wohlwollenden Ausdruck annehmen konnten. Meinen innigen Dank wies er bescheiden zurück. ‚Ich habe bloß die heiligsten Pflichten erfüllt, und das ist nicht des Redens wert,‘ sprach er jetzt, ‚aber‘, fuhr er fort, ‚laßt mich den Zweck Eurer Reise wissen, wenn dieser kein Geheimnis ist! Vielleicht kann ich Euch mit Rat und Tat dienen. Ich bin hier in Amsterdam wohl bekannt und kann mich rühmen, daß mich meine Freunde ebenso lieben, als die Schlechten, meine Feinde, mich hassen und verfolgen.‘

‚Man verfolgt Euch, guter Mann!‘ rief ich entrüstet. — ‚Lassen wir das,‘ entgegnete Rabbi Mosche betrübt, ‚und sprechen wir, wenn es Euch beliebt, von Euren Angelegenheiten.‘

Ich, entzückt, einen so würdigen Freund gefunden zu haben, erzählte ihm den Zweck meiner Reise und bat ihn inständigst, mich, der ich die holländische Gerichtspflege nicht kannte, in meinen Bemühungen zur Erlangung meines Erbgutes zu unterstützen. Der freundliche Rabbi Mosche versprach es. Da mein Koffer verbrannt und ich dadurch aller Hilfsmittel entblößt war, erbot sich Rabbi Mosche auch, mir das nötige Geld zur Anschaffung einer anständigen Kleidung und meines Lebensunterhaltes so lange vorzustrecken, bis ich von Hause Geld und die zur Begründung meines Rechtsanspruches nö-

tigen gerichtlichen Dokumente wieder erhalten hätte; auch sollte ich bei ihm wohnen. Da mir kein anderer Ausweg blieb, war ich gezwungen, dies freundliche Anerbieten anzunehmen.

In Amsterdam ganz fremd, war ich bloß auf Rabbi Mosches Gesellschaft angewiesen, der ganz isoliert von der dortigen Gemeinde zu leben schien. Bald erhielt ich von meiner Familie in Beantwortung eines Briefes Geld und Urkunden. Das Schreiben, welches mir Rabbi Mosche übergab, war erbrochen, ein Umstand, der, wie Rabbi Mosche mir erzählte, daher rührte, weil in meinem Vaterlande eine Verschwörung entdeckt wurde, deren Verzweigungen sich bis ins Ausland erstrecken dürften, und man demzufolge von seiten der Regierung alle Briefe von und nach Polen öffnen lasse, um deren Inhalt kennen zu lernen. Mein blindes Zutrauen zu Rabbi Mosche ließ keinen Zweifel in mir rege werden; überdies waren Unruhen in meinem Vaterlande nicht selten. Bloß der Umstand setzte mich in Erstaunen, daß die von der Regierung erbrochenen Briefe nicht wieder gesiegelt wurden und so in die Hände der Empfänger gelangten. Rabbi Mosche empfahl mir auch einen Gesetzkundigen, den er als einen streng rechtlichen, für seine Klienten sehr tätigen Mann bezeichnete. — Wider alles Vermuten aber wurde die einfache Rechtssache auf eine mir unerklärliche Weise verzögert, fortwährend wurden meine Ansprüche von verschiedenen Seiten bestritten. Namentlich war es ein Weib, welches vorgab, bei meinem seligen Onkel als Wirtschafterin gedient zu haben und durch ihn Mutter zweier Kinder geworden zu sein, das am hartnäckigsten gegen mich ankämpfte. Obwohl das Gericht vielleicht die vollste moralische Überzeugung von der Unwahrheit dieser Behauptung hatte, da mein Onkel sich in jeder Beziehung des besten Rufes erfreut hatte, mußte es dennoch einen Ausgleich anordnen, da diese lügenhafte Aussage durch den Eid zweier Zeugen erhärtet worden war. Da mein Anwalt gegen die Bescheide der unteren Behörden fort-

während rekurrierte, zu welchem Zwecke er unaufhörlich Geldvorschüsse erhob, so zog sich die Sache in die Länge. Während dieser Zeit war ich überdies durch einen andern Umstand sehr beunruhigt. Alle Briefe, die ich nach Hause schrieb, blieben nämlich unbeantwortet, und ich war über das Befinden meiner Familie in völliger Unwissenheit. So waren zwei Jahre verflossen, als die Entscheidung der obersten Instanz sich dahin aussprach, daß die Hinterlassenschaft zwischen mir und den vermeintlichen Kindern meines Onkels gleich geteilt werde. Dem Rate meines Freundes Rabbi Mosche folgend, wählte ich die Pretiosen, welche die Hälfte der Verlassenschaft ausmachten, während dem Weibe und ihren Kindern die Barschaft zufiel. Als ich nun die Pretiosen meinem Hausherrn zu dem Zwecke übergab, sie zu verkaufen und den größtmöglichen Erlös zu erzielen, verschwand dieser plötzlich, während er mich unter einem Vorwande außer dem Hause beschäftigt entfernt hielt. Ich war auf eine unerhörte Weise betrogen worden, Moses Tauer war ein niederträchtiger Betrüger. Bloß einmal in seinem Leben hatte er eine edlere Regung empfunden, und das war damals, als er mich Leblosen freundlich aufnahm. Aber bald bereute er die gute Tat. Als er aber von mir den Zweck meiner Reise vernommen hatte, faßte er sogleich den Entschluß, mich um diese Erbschaft zu prellen. Der großartige Gaunerstreich gelang. Nachdem er mein Vertrauen erschlichen hatte, mißbrauchte er es auf eine schändliche Weise. Er erbrach meine Briefe, die, da ich in Amsterdam unbekannt war, unter seiner Adresse kamen, und unterschlug mir eine große Anzahl derselben. Weshalb er dies tat, ist mir unbekannt, da ich den Inhalt dieser Briefe nie kennen gelernt hatte; zweifelsohne war es zum Gelingen seiner Pläne notwendig. Der Anwalt, den er mir empfohlen hatte, war ein abgefeimter Spitzbube, der mit ihm unter einer Decke spielte. Das Weib mit den beiden Kindern war ebenfalls von

Moses Tauer zu dem Zwecke gedungen worden, um die eine Hälfte meines Erbgutes mit unfehlbarer Gewißheit zu erhaschen, und er und der Anwalt teilten sich darin, während die Betrügerin sich mit einer kleinen Summe begnügen mußte. Die beiden falschen Zeugen, welche die lügenhafte Aussage eidlich bekräftigten, waren: Moses Tauer und mein Anwalt.

Ich war schrecklich betrogen worden! Der bittere Schmerz getäuschten Vertrauens durchzog mein Herz, und ein furchtbarer Argwohn gegen alle Menschen lagerte sich wie eine finstere Wolke um meine Seele. Plötzlich erwachte auch eine bisher nie gefühlte Sehnsucht nach der Heimat in mir, die Bilder meiner Teuren schwebten in unendlich süßer Wehmut vor meinem geistigen Auge, ein nie geahnter Trieb spornte mich zur Rückkehr in mein Vaterland. Ich habe es schon erwähnt, ich war mißtrauisch gegen alle, gegen alles geworden.

An die heilige Erinnerung an mein Weib hatte sich bald der herbe Zweifel, der nagende Wurm der Eifersucht geheftet. Mein Weib war jung und schön. War der Engel rein geblieben? Ich war fern, ohne Nachricht von ihr, vielleicht war auch zu ihr keine Kunde, kein Schreiben von mir gelangt, vielleicht hält sie mich für tot, vielleicht schrieb sie mir deshalb nicht, weil ich ihr gleichgültig geworden, und sie in den Freuden einer verbrecherischen Liebe ihre Pflichten vergessen hatte! Ich glaubte wahnsinnig zu werden bei diesem Gedanken. — Lebt mein alter guter Vater noch? frug ich mich dann; ich hatte ihn als Greis verlassen, werde ich ihn je in diesem Leben wiedersehen? — Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, nicht eher abgereist zu sein. Zufällig hatte mir der Schurke Tauer noch so viel Geld gelassen, daß ich mich zu einer schnellen Abreise rüsten konnte. Wie von bösen Geistern verfolgt, durcheilte ich Länder und Staaten; je näher ich meinem Vaterlande kam, desto unruhiger, desto ungeduldiger war ich geworden. — Es war eine schöne Winternacht, als ich

in meinem väterlichen Dorfe, das an der Grenze liegt, anlangte. Ich hatte die Pferde zur größten Eile angespornt. Im wütenden Vorüberjagen hatte ich wohl manche Veränderung bemerkt, aber man wird es bei dem Seelenzustande, in welchem ich mich befand, leicht erklärlich finden, wenn ich in diesem Augenblicke kein scharfer Beobachter war. Ich hielt vor meinem Hause, das Herz schlug mir in der Brust, als sollte es zerspringen. Plötzlich erblickte ich die Tür meines Hauses geöffnet, nach Mitternacht geöffnet; und doch war es dunkel in allen Zimmern. War es Fahrlässigkeit des Gesindes; oder, schrecklicher Gedanke! war die Tür dem Geliebten meines Weibes geöffnet worden! Dieser Gedanke, dessen Keim schon lange in meinem Busen lag, durchzuckte mit einem höllischen Feuer meine Seele, ich fühlte, wie alles Blut in mir, einer aufsteigenden Feuersäule gleich, sich nach dem Kopfe drängte. Die Pulse klopften in einer mehr als wahnsinnigen Aufregung! Alle meine Gedanken wichen entsetzt vor dieser gräßlichen Angst, der Gedanke an mein Kind, an meinen greisen Vater, an alles!

Jetzt kann ich mir Überzeugung verschaffen, jetzt oder nie, sprach ich leise; — hat mich mein Weib verraten! — Oh! rief ich, indem die unbesiegbare Liebe mit vollster Kraft in meinem Busen hervorbrach, nein! nein! nein! es kann nicht sein, sie muß mir treu sein, sie muß rein sein, wenn ich nicht an den Engeln um Gottes Thron zweifeln sollte! Langsam wie die lauernde Hyäne, die Hand an den Dolch gelegt, den ich, seitdem Mißtrauen gegen die Menschen mich erfüllt hatte, stets am Leibe trug, durchschritt ich die mir bekannten Treppen und Gänge; ich war an der Tür, die in das Schlafzimmer meines Weibes führte — ein Druck an der Klinke, und die Tür war geöffnet, ich trat ein, die Qualen der Hölle und die Wonnen des Paradieses in meinem Herzen. Ich horchte — ich hörte nichts als den ruhigen milden Atemzug meines Weibes.

Oh! rief ich Glücklicher, so kann nur die Schuldlose schlafen, sie ist rein, rein wie der Cherub an der Pforte des Himmels! Gerührt erhob ich meinen tränenfeuchten Blick zum Himmel, der Dolch entsank meinen bebenden Händen, dem vollsten Zuge meines Herzens folgend, stürzte ich auf ihr Bett und drückte einen glühenden Kuß auf ihre rosigen Lippen. In diesem langen Kusse sog ich alle paradiesischen Wonnen in gierigen Zügen ein, ich war reichlich entschädigt für die Leiden der Vergangenheit, ich war bei meinem Weibe. Es war der schönste Augenblick meines Lebens, oh, daß er auch der kürzeste sein mußte!"

Bei diesen Worten stützte der Soldat, der Wucht der Erinnerung unterliegend, sein Haupt auf beide Hände und schluchzte laut. Nachdem er sich gesammelt hatte, fuhr er fort:

„In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür des anstoßenden Gemachs; ein Haufe bewaffneter Männer, von denen einige Fackeln trugen, drang in das Zimmer. An der Spitze derselben stand ein Mann von athletischem Baue und mit vor Wut verzerrten Zügen.

‚Hab' ich dich, Räuber meiner Ehre, ehebrecherischer Schurke!' rief er, mich mit einem Schlage zu Boden werfend; ‚stirb, Hund!'

Beim Scheine der Fackeln erkannte ich, daß das schöne junge Weib nicht mein Weib sei. Die Seele des gekränkten Ehemanns war also von all den Qualen erfüllt, denen meine Seele noch vor kurzem preisgegeben war. Ich fühlte es, ich hatte keine Gnade zu erwarten. Der Wütende hätte mich gleich mit seinem Schwerte durchbohrt, wäre ihm nicht ein anderer kräftig in den Arm gefallen.

‚Halt, Stanislaus! das leid' ich nicht; siehst du denn nicht, daß der Verruchte ein Jude ist! — Das Schwert eines Zborowski ist zu gut, um dem Leben eines elenden Juden den Garaus zu machen. Laß ihn deinen Hunden vorwerfen, laß ihn verhungern, mach' mit ihm, was du willst, aber du, du selbst darfst ihn nicht töten.'

‚Wie gut er ſich vorgeſehen hat,‘ bemerkte ein anderer, ‚mit einem ſcharfen Dolche; ei ſeht doch!‘

Das totenbleiche Weib, das bisher, zweifelsohne im Bewußtſein ihrer Schuld zitternd, geſchwiegen hatte, erhob jetzt ihre Stimme:

‚O Stanislaus!‘ rief ſie, ‚kannſt du's glauben, daß ich einen Juden liebe, ich, fürſtlichem Stamme entſproſſen, die Gemahlin Stanislaus' von Zborowſki! Und kommt man mit Dolchen zu ſeiner Geliebten!‘

Die Schlange blickte ihren Gemahl mit dem ganzen feuchten Glanze ihres polniſchen Feuerauges an — er glaubte ihr, und ſie war gerettet.

Ich glaubte ſchwer zu träumen; endlich, als ich mich gefaßt hatte, ſprach ich:

‚Haltet euer Urteil zurück, edle Herren, bis ich geredet!‘ Unter den Kriegern, denn ſolche waren die Männer, befand ſich ein Greis, dieſer ſprach: ‚Wir wollen zuerſt hören!‘

Zborowſki bezwang ſeine Ungeduld und ſchwieg.

Bevor ich aber in meiner Erzählung fortfahre, iſt es notwendig, Euch, edler Rabbi, den wahren Zuſammenhang zu erklären. Als ich Polen verließ, regierte nach dem Abſterben des jagelloniſchen Hauſes der franzöſiſche Heinrich von Anjou. Als er nach dem Tode ſeines Bruders den franzöſiſchen Thron beſtieg, mußte er der polniſchen Krone entſagen, und die Nation daher zu einer neuen Wahl ſchreiten. In Amſterdam erfuhr ich von dieſen wichtigen Veränderungen in meinem Vaterlande nichts; ich war mit meinen Privatangelegenheiten beſchäftigt, lebte nur in Tauers Geſellſchaft und erhielt vom Hauſe keine Briefe.

Nach einer neunzehnmonatlichen Debatte teilte ſich die Nation in zwei Parteien, und den 14. Dezember des Jahres 1576 wurde Kaiſer Maximilian der Zweite vom Kanzler des Reichs zum König in Polen ausgerufen, während Graf Za-

moiski, von dem hohen Adel und der Geistlichkeit unterstützt, den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathori, zum Herrscher wählte. Nun entstand ein heftiger Bürgerkrieg. Mein Geburtsort, an der Grenze des Landes gelegen, war zweimal Gegenstand eines heißen Kampfes gewesen. Die Häuser waren zerstört, die Bewohner gefangen weggeführt worden. Eben jetzt war das Dorf im Besitz der kaiserlichen Partei, und da mein Haus zufällig der allgemeinen Verwüstung entgangen war, hatte Stanislaus von Zborowski, der Anführer einer Kriegerschar, es zu seinem Wohnhause gewählt.

Ihr könnt Euch denken, edler Rabbi! daß, da alle Einwohner des Dorfes vertrieben waren, und ich mich daher auf keinen berufen konnte, es mir schwer ward, meine Unschuld zu beweisen. Meiner Erzählung, die in der Tat unter solchen Umständen fast märchenhaft erschien, wurde kein Glauben beigemessen, und nach einigem Überlegen wurde auf den Rat des alten Kriegers, der einen großen Einfluß auf die anderen auszuüben schien, beschlossen, mich dem nächsten kaiserlichen Gerichte zu übergeben.

Bei Anbruch des Tages wurde ich in einem geschlossenen Wagen in die nächste Stadt geführt, und ehe zwei Stunden vergingen, war mir das Urteil gesprochen, um Mitternacht zur selben Stunde, als ich die Freveltat versucht haben sollte, mit dem Beile durch Henkers Hand vom Leben zum Tod gebracht zu werden.

Den ganzen Tag verbrachte ich in meinem Gefängnisse im stillen Gebete. Ich sollte also aus dem Leben scheiden, ohne den Meinen Lebewohl gesagt zu haben, ich sollte sie nie wiedersehen! Ich hätte mit wonnigem Entzücken mein Leben ausgehaucht, wäre es mir nur einmal noch, nur ein einziges Mal vergönnt gewesen, mein Weib und mein Kind, diese beiden himmlischen Wesen, zu sehen und zu küssen, und meinen greisen Vater, dessen einziger Sohn, dessen einzige Stütze ich

war. Um Mitternacht öffnete man die Porte meines Kerkers und brachte mich durch einen verſchloſſenen Gang in einen großen Saal. Dieſer war mit ſchwarzen Tapeten behängt, und an der der Tür gegenüberſtehenden Wand hing ein großes Kruzifix. An dem oberen Ende des Saales ſtand ein halbrunder Tiſch, an welchem ſieben ſchwarzgekleidete Männer ſaßen. Rechts und links befanden ſich zwei Niſchen, welche durch Vorhänge verdeckt waren. Bei meinem Eintritt erhob ſich der Vorſitzende und ſprach:

‚Ihr ſeid zum Tode verurteilt, weil Ihr bei verſuchtem gewaltſamem Ehebruche mit einem Chriſtenweibe betreten wurdet.‘

Bei dieſen Worten wurde auf ſeinen Wink der ſchwarze Vorhang der linken Niſche in die Höhe gezogen, ich erblickte ein einfaches Gerüſt und drei Männer in blutroten Wämſen, den Scharfrichter und ſeine Knechte. Bei dem Anblicke des blanken Beils, das der Henker geſchwungen hatte, entfuhr meiner gepreßten Bruſt ein lauter Schrei. In dieſem Augenblicke trat die ganze Vergangenheit nochmals in den lebhafteſten Farben vor meine Seele. Mein Tod erſchreckte mich nicht; wäre ich allein geſtanden in der weiten Welt, ich hätte nicht gezagt, ich hätte dem Tode ruhig ins Auge geblickt; aber der Trennungsſchmerz, das Scheiden von meinen Lieben, deren Schickſal ich nicht kannte, und die vielleicht in einem fernen Winkel der Erde bedrückt und getreten noch ſtets des rettenden Helfers, des Sohnes, des Gatten, des Vaters harrten, das Scheiden in der bangen Ungewißheit — das war es, was mit tauſend Stichen qualvoll meine Seele zerriß.

‚Edle Herren und geſtrenge Richter!‘ begann ich mit bebender Stimme, ‚möge es mir geſtattet ſein, noch einige Worte zu ſprechen. Verleiht mir ein gnädiges Gehör, und der Allgerechte wird auch euch einſt hören, wenn ihr vor den Stufen ſeines unendlichen Thrones zur Rechenſchaft gezogen werdet. Ich

schwöre es nochmals hier im Angesicht des Todes, den ich, wenn es Gottes geheiligter Wille ist, durch euren Richterspruch in kurzer Zeit werde erleiden müssen, ich schwöre es bei dem geheiligten Namen Gottes, und in der Stunde des Sterbens ist man kein Meineidiger, ich bin unschuldig an dem Verbrechen, dessen man mich beschuldigt. Lüge ich, so möge ich und mein Vater, mein Weib und mein Kind, drei Wesen, für deren Wohlergehen ich täglich die Qualen der Hölle erdulden wollte, nie des jenseitigen Lebens teilhaftig werden! — Amen.' Ich hatte den glühenden Blick auf meine Richter geworfen, mir schien es, als wären sie bewegt. Ich wollte den günstigen Augenblick benutzen und fuhr daher fort:

‚Bedenkt es nochmals, ihr Herren! bevor ihr schuldloses Blut vergießt! Ich flehe nicht um meinetwillen, aber ich habe einen greisen Vater, ein edles Weib, ein holdes Kind, auch ihr, edle Herren! habt daheim Väter, Weiber, Kinder; auch ihr, edle Herren! könnt es fühlen, was ich in diesem Augenblick empfinden muß. — Schenkt mir das Leben, ich will's als eine Gnade, als eine Huld betrachten, obwohl es nur Recht ist; ich will mein Leben neu aus euren Händen empfangen, und mein Weib und mein Kind werden betend ihre Hände für euer Wohlergehen zum Himmel heben, und wenn Engel flehen, erhört der gute Gott! Oh! sprecht es aus, das schöne Wort: du bist frei! und die Engel im Himmel werden Wonnetränen weinen, um meines Weibes, um meines Kindes willen!' Die Richter sprachen leise miteinander. Nach einer kurzen Pause, die mir eine Ewigkeit zu sein schien, erhob sich der Vorsitzende und sprach:

‚Das Urteil des Juden Isak Solan' — so war mein Name — ‚ist gefällt und bestätigt, und keine irdische Macht kann es mehr ändern! Jedoch haben wir in Anbetracht deiner Jugend beschlossen, dir ein Mittel zu bieten, wie du dein Leben retten kannst. Der Jude Isak Solan ist zum Tode verurteilt.

Wirfſt du dich reumütig in den Schoß der alleinſeligmachenden katholiſchen Kirche, ſo biſt du Chriſt, und der Jude Iſak Solan hat aufgehört zu ſein. In dem Augenblick, wo du die Taufe empfängſt, wirſt du wie neugeboren, deine Vergangenheit fällt der Vergeſſenheit anheim, und Ehre, Reichtum und Glück erwarten dich.' Bei dieſen Worten des Richters wurde der rotſamtene Vorhang der anderen Niſche in die Höhe gezogen. Ich erblickte eine Kapelle, bei dem reichgeſchmückten Altare erwartete mich ein Prieſter mit dem Taufbecken. Ich blieb wie verſteinert ſtehen. Trotz meiner maßloſen Verwirrung konnte ich doch erkennen, daß man mein Flehen vorausgeſehen, und es voraus beſtimmt geweſen war, mir die Taufe als Rettungsmittel anzubieten.

‚Edle Herren!' begann ich, ‚wenn ihr gut und gnädig ſeid, ſchenkt mir mein Leben, ohne mir meinen Glauben rauben zu wollen. Macht nicht die Gnade wertlos durch die Bedingung. Sagt, kann ich, kann ein Menſch ſeinen Glauben, ſeine Überzeugung willkürlich ändern! Kann ich zu der Vergangenheit, denn jedem Juden gehört die ganze Vergangenheit und ihre Leiden, kann ich zu meinem Glauben, der wie ein flammender Sinai mein Herz durchzieht, kann ich zu ihm ſagen: Weiche aus meiner Bruſt dem neuen fremden Gaſte! Würdet ihr, edle Herren, des Lebens halber, würdet ihr des Beils, des Scheiterhaufens halber, die Überzeugung von euch werfen, die euch und euren Vätern wahr und wert war! — Das Chriſtentum zählt Millionen von Bekennern, Kaiſer, Könige und Fürſten beugen ihr Knie verehrend vor ſeinen Strahlen; was kann euch daran liegen, ob ein verächtlicher Jude ihm oder ſeinem Glauben huldige! Oh! ſprecht Ihr für mich, edler Prieſter! denn Euer Auge blickt mild und freundlich wie das meines Vaters, der ſterbend einſt dem Sohne fluchte, der ſeiner Väter Glauben verließ!'

Der Prieſter antwortete mir in Worten, die, obwohl ſie

aus dem Herzen kamen, doch nicht den Weg zu dem meinigen fanden.

Nachdem er gesehen hatte, daß seine Worte fruchtlos waren, sprach er zu meinen Richtern einige Worte in lateinischer Sprache. Es schien mir, als vereinigte er seine Bitten mit den meinigen. Ihr könnt Euch nicht denken, welchen tiefen, unbeschreiblich wohltätigen Eindruck diese Handlungsweise unter solchen Umständen in mir hervorrief. — Einige schienen bewegt, und wäre das einmal ausgesprochene Urteil aus mir unbekannten Gesetzesgründen nicht unumstößlich gewesen, man hätte mir vielleicht als Jude mein Leben geschenkt. Nach einer kurzen, aber lebhaften Unterredung, die ebenfalls in lateinischer Sprache geführt wurde, erhob sich der Vorsitzende und sprach zu mir: ‚Das einmal gefällte Urteil des peinlichen Gerichtshofes kann nicht umgestoßen werden, um so weniger, als du für die Wahrheit deiner Aussage keine Zeugen anzuführen vermagst, und der Eid eines zum Tode Verurteilten keine Beglaubigung findet. Der Jude Isak Solan muß sterben. Trittst du aber zu dem Christentume über, so rettest du deinen Leib und deine Seele, und von dem Augenblicke an ist das Urteil null und nichtig. Jetzt entschließe dich.‘

‚So will ich sterben,‘ sprach ich tonlos.

Der Henker und die Schergen traten an mich heran, entblößten meinen Hals, den ich auf den Block legte.

In diesem furchtbaren Augenblicke, wo mir das Herz fast aufgehört hatte zu schlagen, erfaßte mich nochmals mächtig der Gedanke an meine Familie, dieser unverlöschliche Gedanke, der wie eine Feuersäule mir stets in der Wüste meines Lebens vorgeschwebt war. Zugleich überkamen mich schreckliche, bisher nie gekannte Zweifel an der Gerechtigkeit der Vorsehung. Ich sollte sterben. Was hatte ich verbrochen. Noch war ich rein, noch konnte ich ruhig auf mein verflossenes Leben zurückblicken.

Noch einmal wandte sich der Vorsitzende des Gerichts an mich und sprach:

„Bedenke es noch einmal, das letztemal, dein Leben ist in deiner Hand!“

Ein furchtbar dämonischer Kampf entstand in meiner Brust. — Ich gehörte mehr dem Tode als dem Leben an. Nicht fähig, der mächtigen magischen Erinnerung an meine Lieben Widerstand zu leisten, erlag ich, und weinend floh der verstoßene Engel des Glaubens aus meinem Herzen. Ich ward getauft ich ward Christ. Während des Taufaktes war ich ohnmächtig geworden. Man brachte mich in diesem Zustand in ein schönes Zimmer.

Des andern Morgens wurde mir bedeutet, daß ich, um den Nachstellungen des mächtigen, beleidigten Edelmannes zu entgehen, mein Vaterland sogleich verlassen müsse, und daß ich unter starker Bedeckung nach Böhmen reisen werde.

Als ich hierauf entgegnete, ich wolle zu meiner Familie, ich habe meinen Glauben nur ihretwillen geopfert, antwortete man mir, die Taufe hätte jedes frühere Band zerrissen — und eine jede Begegnung mit meinen Verwandten sei unmöglich.

Meine Ohnmacht fühlend, mußte ich mich in den bereitgehaltenen Reisewagen setzen, und fuhr, von einem Trupp Soldaten eskortiert, Verzweiflung im Herzen, nach Böhmen.

Hier wurde ich einem Truppenkörper einverleibt, und man versicherte mir, daß hochgestellte Personen sich für mein Wohl interessieren.

Vier Wochen nach meiner Ankunft ward ich schon zum Korporal erhoben. Es muß dies eine göttliche Fügung gewesen sein, denn es war an jenem Tage, wo sich der bekannte Unfall ereignete.

Ich bin nun Christ und erfülle getreulich die Gebote meiner neuen Religion, um die ungeheure Kluft in meinem schmerzzerrissenen Herzen auszufüllen. Wäre ich als Christ geboren,

ich fühlte gewiß bei einem Glaubenswechsel denselben wahnsinnigen Schmerz, der mich jetzt durchzuckt; denn der Mensch kann nur in seinem angeerbten Glauben, in der Religion seiner Väter glücklich werden. Ich bin unglücklich, sehr unglücklich.

Erlaubt mir nun, Rabbi, als Dank für den der hiesigen Gemeinde etwa geleisteten Dienst, folgende Bitte auszusprechen. Da ich als Jude für die Gemeinde Israel abgestorben bin, mögt Ihr verordnen, daß für ewige Zeiten am Vorabende des Jomkipur, der Unglücksnacht, in der ich das Weltenlicht erblickte, für mich in der Altneusynagoge ein Kadischgebet abgehalten werde."

In vollster Erwartung blickte der Soldat in das Gesicht des Rabbi.

„Die Bitte sei Euch gewährt," sprach dieser. „Vielleicht ist es im unerforschlichen Ratschlusse der Vorsehung beschlossen, Ihr sollt noch Euren ehemaligen Glaubensbrüdern Schutz und Schirm von ungerechter Bedrückung gewähren. Die einzige Bedingung, die ich an die Gewährung Eurer Bitte knüpfe, ist die, daß Ihr, wenn Euch die göttliche Fügung Macht und Ansehen verleihen sollte, es nie unterlassen mögt, die hohe Pflicht der Menschenliebe, dieses erhabene Band, welches gemeinsam den Glauben Eurer Väter und den Eurigen durchzieht, im vollsten Maße auszuüben."

„Habt Dank, tausend Dank, edler Rabbi!" rief der Soldat; „möge Gott Euch diese Wohltat lohnen." Als er nun weggehen wollte, flehte er mit erstickter Stimme den Rabbi um seinen Segen. Dieser legte die Hand auf sein Haupt und sprach nur die Worte:

Der Allgerechte ist auch allerbarmend.

*

Es mochten wohl mehr als fünzig Jahre verflossen sein, Rabbi Mordechai und sein Weib waren schon längst gestorben, auch der würdige Kaf war heimgegangen zu seinen Vätern,

und als sein Nachfolger saß sein Sohn auf dem Prager Rabbinerstuhle, als der Raf Moze Jomkipur*), da er die Synagoge verließ, von einem Manne angesprochen wurde. „Erlaubt," sprach der Fremde, „daß ich Euch in Eure Wohnung begleite."

Als die beiden in der Wohnung des Raf angelangt waren, hatte dieser, nun auch ein Greis von 80 Jahren, Gelegenheit, den Fremden näher zu betrachten. Die ganze Gestalt des greisen Kriegers, denn ein solcher war es, war in einen Mantel gehüllt. Die dunklen Feueraugen waren von der Macht des Alters nicht gebrochen, ein milchweißer Schnurrbart überschattete die Lippen, welche stets ein schmerzhafter Zug umschwebte. Die Silberlocken verdeckten nur teilweise die Säbelhiebe an der hohen Stirn.

„Ich möchte gerne mit Euch allein sein, Rabbi!" sprach der Fremde. Als sich die anderen entfernt hatten, warf er den Mantel ab, und vor dem erstaunten Rabbi stand ein General der ungarischen Kavallerie, dessen Brust mit Ordensbändern und Sternen übersäet war.

Ehrfurchtsvoll erhob sich der Raf von seinem Sitze.

„Bleibt, edler Rabbi!" sprach der Fremde. „Ihr kennt mich nicht mehr, es wundert mich nicht; es sind schon mehr als fünfzig Jahre, wir waren damals noch beide junge Männer, als ich bei Eurem seligen Vater war, und ich mag mich seit jener Zeit wohl bedeutend verändert haben. Ich bin der Korporal, der in den asseres jeme hatschuwa**) des Jahres 1577 die Wache in der Judenstadt befehligte und dadurch in den Stand gesetzt war, die hiesige Gemeinde vor unverdientem Unheil zu bewahren."

„Ich erinnere mich dieser Begebenheit um so lebhafter,"

*) Dem Abende nach dem Versöhnungstage. —

**) Die zehn Bußtage zwischen dem Neujahrofeste und dem Versöhnungstage.

sprach der Rabbi, „als mein Vater, sein Andenken sei gesegnet! mir noch auf dem Totenbette das Kadischgebet am Col-nidre auf das strengste empfahl, und mir dabei Eure Lebensgeschichte, die er bisher niemand, selbst mir nicht, mitgeteilt hatte, erzählte."

„Der edle Mensch!" sprach der General gerührt. „Wenn es Euch interessiert, Rabbi, so will ich Euch den weiteren Verlauf meines Lebens erzählen."

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte der Rabbi den Worten des Generals.

„Euer würdiger Vater hatte mir gesagt: ‚Vielleicht ist es in dem unerforschlichen Ratschlusse der Vorsehung beschlossen, daß Ihr einst Euren ehemaligen Glaubensbrüdern Schutz vor ungerechter Bedrückung gewähren sollt.' Von diesem Augenblicke an schien seine Prophezeiung in Erfüllung zu gehen. Die hochgestellten Männer, die mich zur Taufe veranlaßt hatten, ließen mich keinen Augenblick außer acht, und zweifelsohne habe ich es nur ihren Bestrebungen zu danken, daß ich in zwei Jahren zum Offizier befördert wurde. In dieser neuen Stellung war es mir möglich, mich nach den Meinen zu erkundigen, und ich erhielt die erschütternde Kunde, mein Vater wäre gebrochenen Herzens gestorben, mein schutzloses Weib und ihr Kind hätten in Hunger und Elend ihr Leben verhaucht.

Es ist nunmehr schon ein halbes Jahrhundert," sprach der General, und Tränen erstickten seine Stimme, „ein halbes Jahrhundert, und noch ist die klaffende Wunde meines Herzens nicht vernarbt, noch bedeckt nicht das wuchernde Moos der Vergessenheit die gähnende Kluft meines Busens.

Am Tage dieser Schreckensbotschaft erhielten wir die Nachricht, es sei Krieg ausgebrochen. Unser Regiment sollte den blutigen Reigen eröffnen; man führte uns gegen den Feind, gegen die Rebellen. Verzweiflung in der Seele focht ich wie

ein Wütender, ich stürzte den feindlichen Kanonen entgegen, ganze Reihen sanken nieder, wir wateten bis an die Knie in warmem Blute, ich allein blieb unberührt. Kugeln pfiffen um mich herum, töteten mein Pferd — ich blieb wie durch ein Kainszeichen geschützt, unberührt. Mein Fähnlein, durch meine scheinbare Tollkühnheit angefeuert, folgte mir, der Sieg war unser. Ich suchte den Tod und fand Ruhm. Ich flog von Stufe zu Stufe, und schon 1602 wurde ich beim Sturm von Ofen auf den eroberten Schanzen Obrist meines Regiments. Ich focht nun bald in Ungarn, bald in Deutschland, bald in Böhmen. Das Glück war meinen Waffen günstig. Geburt und Rang wurden in der Armee nicht berücksichtigt, ein tüchtiger Arm, ein heller Kopf, das war es, was man brauchte, und so ward ich das, was ich jetzt bin, Generalleutnant Seiner Apostolischen Majestät, meines gnädigen Herrn und Kaisers Ferdinand, und Feldherr der Kroaten, Panduren und der gesamten ungarischen Reiterei. — Das Schwarze Meer und der Belt haben die siegenden Fahnen meiner Regimenter gesehen, Deutschland nennt meinen Namen unter den Tapfersten; aber nicht mein Mut, meine Verzweiflung gewann Schlachten, eroberte Städte und Länder. Das wildeste Getümmel der Schlacht, der Donnerruf der Kanonen konnte den Aufschrei in meinem Inneren nicht übertäuben. Auch die Worte Eures Vaters, der mir befahl, menschlich zu sein, hatte ich nie vergessen. Viele Menschenleben habe ich gerettet; Katholiken, Protestanten, Juden und Osmanen, Deutsche, Schweden, Spanier, Wallonen, jedes Menschenleben war mir gleich heilig.

Ich bin nun ergraut im Kriege, und schon vor einiger Zeit wollte ich mein Schwert meinem Kaiser zu Füßen legen; aber die Pflicht der Dankbarkeit hielt mich zurück. Ferdinand hatte mich mit Huld und Gnade überhäuft, und ich sollte ihn zur Zeit der Not verlassen!! Tilli war ergraut und sein Stern im

Sinken. Wallenstein war seit dem Reichstage zu Regensburg aus dem kaiserlichen Dienste entlassen, Pappenheim wohl tapfer, aber jung und unerfahren. Jetzt aber, da Friedlands Kriegssonne mit neuem Glanze auf dem blutigen Schauplatz leuchtet, ist mein greiser müder Arm entbehrlich. Ich komme von Wien, ich habe meinem Fürsten die Hand geküßt und um meine Entlassung gebeten. Er hat mir das da umgehängt" — er wies auf ein Ordenskreuz, das an seiner Brust hing — „und mich seiner fortwährenden Gnade versichert. Ich gehe nach Polen, um dort mein reichbewegtes Leben auf den Gräbern meiner Lieben zu beschließen. Riß mich das Leben aus ihrer Mitte, möge der Tod uns wieder vereinigen. — Gestern war ich in der Altneusynagoge und habe gesehen, wie Euer Vater sein Versprechen getreulich bis über den Tod hinaus gehalten. Erlaubt mir nun, Euch zu bitten, diese Geldrollen an die Armen und Bedürftigen Eurer Gemeinde, welche durch die harten Kriegszeiten viel gelitten hat, zu verteilen. — Meinen Kriegernamen werdet Ihr wohl erraten haben, möge er nie über Eure Lippen kommen. Ich entäußere mich allen Prunkes und Glanzes und will ungekannt in meiner Heimat den Tod erwarten, der wohl nicht mehr lange säumen wird zu kommen. Und nun, edler Rabbi! lebt wohl, schließt mich in Euer Gebet ein, und möge man nie den Kadisch vor Colnidre vergessen."

„Verlaßt Euch darauf," sprach der Rabbi; „solange die Prager Gemeinde und die Altneusynagoge, Gott erhalte beide, bestehen wird, wird dies Gebet für Euer Seelenheil abgehalten werden."

„Nun, so scheide ich getröstet und erhoben."

Sie drückten sich gerührt die Hände, und Tränen entquollen den Augen der beiden Greise. Fast willenlos sanken sie einander in die Arme und küßten sich, der Rabbi und der Feldherr!

Endlich entriß sich der General schluchzend der Umarmung,

hüllte sich in seinen Mantel und ging. Seit der Zeit hatte der Rabbi nichts von ihm vernommen.

Die Mitwelt konnte sich das plötzliche Verschwinden eines großen Feldherrn jener Zeit von dem Kriegsschauplatze nicht erklären; bloß der Prager Rabbi wußte, daß nur sein Name gestorben.

•

Das Versprechen des Rabbi wurde getreulich erfüllt, und noch jetzt wird in der Altneusynagoge vor dem Beginne des Col-nidre ein Kadischgebet verrichtet. Den wenigsten ist die Ursache dieses Gebrauches bekannt.

Das Röſele.

Von Nathan Samuely.

Weißt du, lieber Leſer, was ein „Röſele“ iſt? Gewiß nicht, aber wenn du zufällig an dem jüdiſchen Wochenfeſte in einem kleinen galiziſchen Städtchen verweilen ſollteſt, ſo wird dein Blick ſich ſofort gebannt fühlen von vielen Bildchen, die aus jedem Fenſter dir entgegenblicken, Bildchen, welche Gegenden und Szenen aus dem Heiligen Lande vorſtellen: ein Libanonwäldchen, die Lilien von Saron, einen rauchenden Berg — den Berg Sinai — und dergleichen mehr. Befragſt du nun das erſte beſte Jüngelchen, das dir in den Weg läuft, was dieſe Bildchen denn eigentlich bedeuten, ſo wird es dich beſtimmt höchſt befremdet anſehen und dir antworten: „Wie, Sie ſind ein jüdiſch Kind und wiſſen nicht, was dieſe Bildchen ſind? Das ſind ja ‚Röſelech‘, die zu allen Zeiten an dem Wochenfeſte die Fenſter unſerer Eltern und Voreltern geziert haben, und ein Röſele — wer weiß das nicht? — ein Röſele iſt ein Röſele!“

Ein ſolches Röſele liegt ſeit vielen Jahren in meinem Gebetbuch — allerdings ſtark vergilbt und von dem Zahn der Zeit arg verſtümmelt, aber noch immer erkennbar genug, um zu wiſſen, daß das eben ein Röſele iſt!

Derjenige, der vor vielen Jahren, als Knabe, dieſes Röſele gemalt, wird ſich gewiß nicht mehr daran erinnern, aber mir kommt es ſehr oft in den Sinn, und ganz beſonders heute, nachdem ich eine Notiz in der Zeitung geleſen, die auf dieſes Röſele Bezug hat, ja als Fortſetzung desſelben anzuſehen wäre; jene Notiz nämlich lautet: „Der rühmlichſt bekannte Hiſtorienmaler Arthur Liebgott, der ſein letztes Bild hier ausgeſtellt hat, wurde für ſeine kunſtvolle Leiſtung mit dem erſten Prämienpreis ausgezeichnet.“

Wie aber ſo ein kleines „Röſele“ einen zuweilen von der dunkelſten Niederung auf die ſonnigſte Höhe des Glückes emportragen kann! Wäre nicht dieſes Röſele, dann würde unſer Arthur Liebgott bis zum heutigen Tage nur das

ſchwarze Ahrele geblieben ſein, wäre vielleicht heute ein „Klausner“ oder ein „Schnorrer“, und am allerwenigſten würde er ſich in einem europäiſchen Zeitungsblatte als rühmlichſt bekannter Hiſtorienmaler verzeichnet ſehen!

Wie aber kam überhaupt das ſchwarze Ahrele dazu, damals ſolche herrliche „Röſelech“ zu malen! Ja, wer das genau erfahren will, der beliebe bei der Biene anzufragen, wer ſie gelehrt hat, ihren Honigſeim zu erzeugen, bei den Vögeln, von wem ſie es gelernt haben, ſo kunſtgerecht ihre Neſter zu bauen, bei den Bäumen, ſich an jedem neuen Frühling mit Blättern und Blüten zu ſchmücken, bei den Blumen, ſich ſo farbenprächtig jedes Jahr herauszuputzen, und bei den Lerchen, ſo wunderbare Lieder zu ſingen. — Dieſelbe Kraft, die jene treibt und drängt, zu ſchaffen, zu blühen, zu duften und ſo friſch in die Welt hineinzuſingen, trieb und drängte auch das ſchwarze Ahrele, ſeine „Röſelech“ zu malen, denn von ſeinem Vater konnte er es nicht gelernt haben, der ja nur Flickſchneider war, ebenſowenig auch von ſeinem Großvater, der zeitlebens in der Klaus hockte; möglich wohl, daß dieſe Kraft ſich ihm von ſeinem Urgroßvater vererbte, aber jenem hat der Zufall nicht ſo glücklich mitgeſpielt, wie ſeinem Enkelkinde, dem ſchwarzen Ahrele, weshalb jener göttliche Funken in ihm verglommen und erloſchen iſt, ſo daß niemand von demſelben ſpäter etwas erfahren konnte.

Aber auch das ſchwarze Ahrele hatte genug zu kämpfen und zu leiden, bevor jener Zufall ſeinem Leben eine ſo glückliche Wendung gegeben hat, denn gegen die ihm innewohnende treibende und drängende Kraft erwachte eine andere, die ſie im Keime zu erſticken ſich bemühte, und dieſe war keine andere, als die ſeines Melamed, eines knöchernen Männleins mit wild rollenden Augen und eiſernen Fäuſten, von denen das ſchwarze Ahrele faſt jeden Tag einige Kraftproben erhielt, daß ſich ihm ſchier die Glieder verrenkten.

„Wart'!“ knirſchte das wütende Männlein, als er ihn einmal dabei erwiſchte, wie er während ſeines Vortrages aus dem Talmud verſtohlen auf ein Papier, das er auf dem Schoße hielt, einige Figuren hinzeichnete, „wart', ich will dir mit dem da was aufmalen!“ und jach ſauſte das Pfeifenrohr in ſeiner Hand über den Rücken des armen Ahrele. „Und nun weiter!“ fuhr darauf der Wüterich mit ſingender Stimme fort: „Ein Ei, das gelegt wurde am Feiertag!“

„Ein Ei, das gelegt wurde am Feiertag,“ wimmerte ihm das ſchwarze Ahrele mit weinerlicher Stimme nach und verwünſchte in ſeinem Herzen das fatale Ei bis in das zehnte Geſchlecht hinein, das juſt am Feiertag in die Welt kommen mußte, um ihm ſoviel Leid und Schmerzen zu verurſachen, aber kaum waren einige Augenblicke vorüber, vergaß das ſchwarze Ahrele ſchon wieder den wütenden Melamed mit ſeinem wuchtigen Pfeifenrohr und behielt nur noch die Henne mit ihrem Ei in gutem Andenken, indem inzwiſchen auf dem Papier, das er ſchon wieder hervorholte, eine hockende Henne entſtand mit aufgeblaſenen Federn und geſpreizten Flügeln, die ſich eben eifrig damit beſchäftigte, ein Ei zu legen.

Zu Hauſe hatten auch die Eltern mit dem ſchwarzen Ahrele ihre liebe Not: Tag und Nacht nur ſchmieren und klexen, bald auf dem Tiſch, bald auf der Bank und bald wieder auf den Wänden, daß nirgends ein reines Plätzchen zu ſehen iſt. Das iſt ihm gar nicht mehr auszutreiben, nicht mit Worten, nicht mit Schlägen! Was ſoll aus dem Jungen eigentlich werden! Hätte er wenigſtens ſo einen Hang zum Schnitzen, zum Schreiben, zum Nähen, ſo ließe ſich doch hoffen, aus dem Jungen wird ein Tiſchler, ein Schreiber, ein Schneider werden, zum mindeſten etwas, was einem Brot gibt, aber ſo eine Schmiererei, wer braucht ſie, wem nützt ſie! Wahr iſt es allerdings, der Junge malt Ratten, daß man ſie lebend vor ſich zu ſehen glaubt, aber fehlt es denn der Welt an

Ratten, daß der uns noch welche hinzumalen braucht! Er malt auch Bäume, ganz, wie man ſie in den Wäldern ſieht, aber haben wir denn nicht genug Bäume, daß der uns noch einige auf Papier vorſchmiere! Von den echten hat man wenigſtens Holz zum Heizen, aber ſo ein gemalter Baum, wer kann von ihm Nutzen haben! Ein wahres Unglück mit dem Jungen, er iſt rein wie beſeſſen!

Einmal gar mußten wir alle ſeine Kollegen ſeinetwegen von dem Pfeifenrohr unſeres Rabbi koſten, mehr als es uns lieb war.

Einmal nämlich, als der Rabbi das Talmudbuch des ſchwarzen Ahrele öffnete, machte er ſolche verblüffte Augen, daß wir alle, von einer unwiderſtehlichen Neugierde getrieben, uns zu unſerem Rabbi hindrängten, um zu ſehen, was ihn ſo ſehr in Erſtarrung verſetzte, und ſiehe, von der Innenſeite der Einbanddecke blickte uns die Figur unſeres Rabbi entgegen in täuſchender Ähnlichkeit und mit einer ſolchen Komik ausgeführt, daß wir alle in ein lautes Gelächter ausbrachen. Das Bild zeigte nämlich unſeren Rabbi juſt in dem Augenblicke, wo er mit ſeinem Pfeifenrohr auf einen von uns losſtürzte, mit Schaum vor dem Munde und mit flatternden Peies und Bartſpitzen, als wollten ſie ihm davonfliegen, und da fliegt juſt auch das Sammetkäppchen ihm vom Haupt und enthüllt auf demſelben ein blühendes Geheimnis, das er der Welt immer zu verheimlichen ſuchte. Das laute Gelächter, das wir bei dieſem komiſchen Anblick erhoben, brachte das ohnedies erregte Blut unſeres erzürnten Rabbi noch mehr in Wallung, ſo daß er wie ein gereizter Bär ſich auf uns ſtürzte und Hieb auf Hieb mit ſeinem Pfeifenrohr unter uns verteilte, worauf er den Urheber, das ſchwarze Ahrele, mit beiden Fäuſten ſo zu bearbeiten anfing, daß ihm die Glieder krachten, wobei er ihm unausgeſetzt mit kreiſchender Stimme zurief: „Wart' nur, wart', ich werde dir ſchon dieſen Klerteufel austreiben, du Hund!“

Doch mit dem Austreiben wollte es dem guten Manne keineswegs so leicht gelingen, wie er es sich gedacht, was keiner von uns zu bedauern hat, am allerwenigsten das schwarze Ahrele selber. Ein jäher Zufall, der inzwischen kam, gab seinem Leben mit einem Schlage eine sehr glückliche Wendung. Dieser Zufall war in dem Städtchen bekannt unter dem Namen: der verrückte Graf.

Der verrückte Graf war in dem Städtchen Geißel und Wohltäter zugleich, denn mit gleicher Freigebigkeit teilte er Püffe, Maulschellen und reiche Spenden unter die Leute aus. Er galt allgemein als Sonderling, und in der Tat waren auch die Wohltaten, die er übte, nicht frei von einer komischen Sonderart. Er stellte gleichsam die Humanität immer auf den Kopf und ergötzte sich daran, sie oben mit den Beinen zappeln zu sehen. Aber auch in dieser verkehrten Gestalt hörte die Humanität nicht auf, Humanität zu bleiben. Um dem Leser einen annähernden Begriff von seinem Wesen zu geben, will ich hier einige Episoden aus seinem Leben erzählen, die geeignet sind, ihn zu charakterisieren.

Eines Tages, als er wie gewöhnlich in der Judengasse seine Streifzüge machte, bemerkte er einen armen Glaser, der mit mehreren Scheiben unter dem Arm in jedem Hause Nachfrage hielt, ob für ihn etwas Arbeit vorhanden sei, ohne auch nur einen einzigen Kreuzer zu verdienen.

Da regte sich in ihm Erbarmen mit dem armen Manne.

„He, Glasermeister," sprach er ihn an, „hast du dir heute schon etwas erarbeitet?"

„Nicht einen Kreuzer, allergnädigster Herr Graf!" beteuerte der Arme, der ehrerbietig tief den Hut zog.

„So komme spätestens in einer Stunde in die Weinstube zu N.," befahl er ihm, „wo du mich bereits finden wirst, aber bringe so viel Scheiben mit, als du und dein Gehilfe

nur tragen könnt, denn ich habe dort sehr viel Arbeit für dich — verstanden!"

Der Glaser verstand und eine Stunde später erschien er mit seinem Gehilfen in der betreffenden Weinstube, beide mit Scheiben in allen nur möglichen Größen beladen.

„Wo befehlen der allergnädigste Herr!" fragte er den bereits dort wartenden Grafen.

„Nun eben hier, wo du bist!"

„Hier!" wiederholte der Glaser befremdet, der sich in der Stube nach allen Seiten umsah, „hier fehlt ja keine einzige Scheibe!"

„Aber dir Hungerleider fehlt es mit Weib und Kind an Futter, und da werden auch schon Scheiben fehlen müssen. — Verstehst!"

Und der Glaser verstand schon wiederum, denn der Graf erhob seinen dicken Knotenstock und fuhr mit demselben gegen eine Scheibe los, daß diese klirrend in Stücke auseinanderflog, und von dieser ging es zu einer andern und darauf wieder zu einer andern, bis alle Scheiben der Fenster und Schränke zertrümmert waren.

„Siehst du," sagte darauf der Graf unter lautem Lachen, „siehst du, wie wir uns Rat zu geben wissen. — Jetzt faß an, Glaser, aber nur rasch!"

Der Glaser brachte seine Scheiben bis zu der letzten an, denn als ihm noch einige zurückblieben, zerschlug der Graf mit seinem Knotenstock aufs neue einige frisch hineingesetzte Scheiben, bis der Glaser auch die letzte anbrachte.

„Jetzt," rief ihm der Graf zu, als er mit seiner Arbeit fertig war, indem er ihm dreißig Gulden hinwarf, „jetzt geh mit deinem Verdienst deine Jungen füttern!"

Ein anderes Mal wieder ritt er auf seinem Schimmel auf dem Marktplatze herum und sah, wie unter den Händlerinnen, die dort ihren Sitz hatten, eine arme Jüdin mit heiserer,

beinahe eingetrockneter Stimme aller Welt ihren Kram von irdenen Schüſſeln und Töpfen anbot, ohne auch nur einen Heller zu löſen. Da bemächtigte ſich ſeiner wieder jenes Gefühl von Mitleid und, ſeine Reitpeitſche ſchwingend, ſprengte er mit einem Satze mitten unter die Töpfe und Schüſſeln hinein, daß dieſe im Nu in tauſend Scherbenſtücke zerſtampft waren. Die arme Jüdin riß weit den Mund auf, aber nur um freudig auszurufen: „Dank dem allergnädigſten Herr!“, denn bevor ſie Zeit hatte, einen Schrei oder einen Fluch auszuſtoßen, lag eine Fünfzigerbanknote ihr zu Füßen — das Zehnfache von dem Werte ihres ganzen Krams.

Warum der Graf dieſe barocke Art für ſeine Wohltaten gewählt hatte, darauf gab es überall nur eine Antwort: „Weil er eben der verrückte Graf iſt!“ Er ſelber hatte freilich ein anderes Motiv dafür: „Bei mir,“ ſagte er immer, wenn darauf die Rede kam, „bei mir gilt die Parole: leben und leben laſſen! Ich will wohl den Armen und Dürftigen helfen, aber auch ich will dabei leben und mir ein ergötzliches Stündchen machen, und wenn ſo Töpfe und Scheiben in Trümmer auseinanderfliegen, ſo habe ich meine Paſſion daran. Übrigens will ich auch, daß die Leute ihren Kreuzer verdienen und nicht erbetteln. Im allgemeinen kommt aber auch meine Zerſtörungsluſt vielen zuſtatten: dem Fabriksherrn, den Arbeitern und den Glaſern. Das wäre mir aber auch eine ſchöne Sache, wenn ſich da niemand finden ſollte, der die Scheiben zerſtörte. Da müßten die Fabriken bald ihren Betrieb einſtellen! Und was geſchieht dann mit den vielen armen Arbeitern! So iſt es einmal im Leben, der eine hat den Beruf zu ſchaffen, und der andere zu zerſtören, das gleicht ſich aus!“

Dieſer verrückte Graf war es auch, den die Vorſehung dazu beſtimmt hatte, unſerem ſchwarzen Ahrele auf die Beine zu helfen.

Es war am ſchönen Wochenfeſte. Alle jüdiſchen Häuſer

ſchmückten ſich, wie alljährlich, mit dem freundlichen Grün der Blätter, und in den Fenſtern prangten die allerſchönſten „Röſelech“. Die Reichen wetteiferten miteinander, indem ſie faſt jede Scheibe mit einem anderen „Röſele“ ſchmückten. Mendele Schimmer gar, der bekannte Emporkömmling der Stadt, tat eins drüber und hing einige Tauſender-Banknoten zum Fenſter hinaus, als wenn er ſagen wollte: „Das ſind meine Röſelech!“ Das arme Schneiderlein, der Vater des ſchwarzen Ahrele, verfügte natürlich nicht über ſolche Röſelech wie Mendele Schimmer, und deshalb ſagte er zu ſeinem Sohne: „Das ganze Jahr über haben wir von deinen Klerereien Kummer und Ärgernis, ſo laß uns auch einmal den Nutzen von dir haben — geh, häng' uns etwas von deinen Malereien hinein.“

Ahrele ließ es ſich nicht zweimal ſagen und ſchmückte die niedrigen, verſunkenen Fenſter des kleinen Häuschens mit den ſchönſten Bildchen, die er hatte. Brauche ich da zu erwähnen, daß kaum ein einziger von der großen Menge den Röſelech des ſchwarzen Ahrele irgendwelche Aufmerkſamkeit geſchenkt, und daß ſie dafür in hellen Haufen vor dem Hauſe des Mendele Schimmer ſich anſammelten, wo die Tauſender in den Fenſtern prangten! Aber es fand ſich doch bald einer, der vor dem niedrigen Häuschen des Schneiderleins bewundernd ſtehenblieb, und dieſer war — der verrückte Graf. Auf den Arm eines Freundes geſtützt, kam er wie gewöhnlich langſam und ſchleppenden Schrittes in die Judengaſſe, wo er hier und dort einen Blick hinwarf. „Was iſt das aber für eine Bildergalerie, die meine Juden heute ausſtellen!“ lachte er, aber er geriet alsbald wieder in aufſchäumenden Zorn, als er zu Mendele Schimmer in die Fenſter hineinſah.

„So pack' dir deine Flunkerei zuſammen, du Windbeutel!“ ſchrie er mit heftiger Stimme ihm durchs Fenſter zu, indem er drohend ſeinen Stock zu ihm erhob, ſo daß der arme

Schimmer, zitternd wie Espenlaub, hastig seine Tausender zusammenraffte und mit ihnen sofort vom Fenster verschwand. Ganz anders vor dem Fenster des armen Schneiderleins. Da blieb der Graf auf einmal wie festgebannt stehen. „Aber schau' doch einmal her," rief er seinem Begleiter zu. „Wie kommt nur der Jude zu solchen Bildchen! Bei Gott, die zeigen Talent, ausgesprochenes Talent, allerdings noch unreif, aber große natürliche Begabung! Kreuzdonnerwetter noch einmal! Was für ein Rosenstrauch, und jener rauchende Berg! Da wette ich, in dem, der das gemalt, steckt eine Künstlerseele — muß doch einmal nachsehen!" Und dabei bückte er seine stolze Gestalt und trat mit seinem Begleiter durch das niedrige Tor zu dem Schneiderlein in die Wohnung. Bei seinem Anblick geriet die kleine Welt, die sich hier tummelte, in die größte Verwirrung. Das vor Überraschung über die Stirne rot gewordene Schneiderlein riß sich hastig das Käppchen vom Haupte und machte auf einmal zwanzig Bücklinge, so daß er wie ein lebendiges Perpetuum mobile aussah. Sein Weib lief wie besessen hin und her, ohne zu wissen, was sie mit sich anfangen solle, und die im Zimmer anwesenden Kinder hüpften wie die scheuen Mäuschen ein jedes in ein anderes Loch hinein.

„Chajim, Mosche, Seiwesch oder wie du sonst heißt," sprach inzwischen der Graf in seiner Weise das Schneiderlein an, „sag' mir, wer dir die Dinge dort an den Fenstern gemalt hat!"

Das Schneiderlein kratzte sich verlegen am Kopfe; es wußte nicht, ob es vorteilhafter sei, die Wahrheit zu gestehen oder zu verleugnen — endlich brachte es zaghaft hervor:

„Mein Jüngel, allergnädigster Herr Graf!"

„Dein Jüngel! So laß es einmal sehen, dieses Jüngel!"

Das Schneiderlein schleppte alsbald das sich sträubende schwarze Ahrele vor den Grafen hin.

„Das ist mein Jüngel!" stellte er ihn vor.

„So sag' mir nur, Junge," sprach jetzt der Graf das

ſchwarze Ahrele mit derber Stimme wie gewöhnlich an, „haſt du das gemalt oder nicht!“

Das ſchwarze Ahrele, das geglaubt, daß ihn dafür neue Schläge erwarten, duckte ſich und ſtammelte mit weinerlicher Stimme: „Ich werde ſchon nicht mehr!“

„Ob du es ja wirſt oder nicht, das habe ich dich nicht gefragt — vor allem will ich wiſſen, ob du das gemalt haſt!“

„Ja, ich,“ ſtöhnte das reumütige Ahrele, „aber ich werde ſchon nicht mehr!“

„Gerade umgekehrt,“ wendete der Graf, der ſich jetzt Mühe gab, einen milden Ton anzuſchlagen, ein, indem er dem ſchwarzen Ahrele begütigend die Wange ſtrich, „jetzt wirſt du es erſt recht — aber ſage mir, wie kommſt du nur darauf, das zu malen!“

„Wie ſoll ich dazu kommen!“ fragte Ahrele zurück, durch die Zutraulichkeit des Grafen mehr Mut faſſend. „Ich ſehe und male nach!“

„Schon recht, mein Junge! Aber wer hat dieſen Sinn in dir geweckt! Von wem haſt du es gelernt!“

„Von wem ſoll ich denn lernen! Ich habe ja ſelber Augen!“

„Der hat ſelber Augen,“ lächelte der Graf ſeinem Begleiter zu, „als ob Augen allein genügen, ſo was malen zu können; aber ſag' mir,“ fuhr er dann zu Ahrele fort, „wer hat dich dazu beſtimmt, dieſe Dinge zu malen!“

„Weiß ich!“ erwiderte Ahrele. „Aber ich habe immer eine große Freude daran, den Himmel zu ſehen, die Bäume und alles, was ſchön in der Welt iſt, daß ich mir ſage, ei, das will ich auf Papier nachſchaffen!“

„Nachſchaffen!“ wiederholte der Graf, „das iſt das rechte Wort, mein Junge! Aber ſage mir, wie haſt du es beiſpielsweiſe gewußt, dort bei jener halb geöffneten Knoſpe, ihr mit ſolchen feinen Abſtufungen Schatten zu geben, um die einzelnen ſich erſchließenden Blättchen zu markieren!“

Das schwarze Ahrele sah den Grafen, während er zu ihm sprach, ganz verwundert an, ohne nur ein einziges Wort zu verstehen; endlich erwiderte er:

„Ich verstehe Sie nicht, was sagen Sie ‚Schatten'? Ich habe keine Schatten. Wieso kann man Schatten geben? Ich verstehe Sie nicht?"

„Das sehe ich, daß du mich nicht verstehst, aber siehst du, das da nennt man in der Malerei Schatten und dadurch werden in dem Bilde, das ja nur auf einem flachen Papier gemalt wird, Senkungen und Hebungen erzeugt, so daß das Auge sich in einem tiefen Raum zu verlieren glaubt. Verstehst du mich schon jetzt?"

„Ich weiß von allem gar nichts," beteuerte Ahrele, „ich weiß nur, daß ich hier eine Rose gemalt, und da mußte ich so machen!"

„Mußte," betonte der Graf zu seinem Begleiter, „das ist das rechte Genie, es schafft oft unbewußt, wie die Natur selbst, auch sie plant und räsoniert nicht, sondern sie muß. Wenn zu so viel natürlicher Begabung erst Kunst und Bewußtsein, gleichsam Zucht und Wahl hinzukommen, — was wird der erst leisten können! Wir haben hier vor uns einen rohen Brillanten, der noch den Schliff braucht!" und zu Ahrele gewendet fügte er hinzu: „Was meinst du dazu, mein Junge, wenn man dich malen lernen lassen sollte? Wie du jetzt mit Tinte zeichnest, das ist noch nicht das Rechte. Man würde dich lehren, wie die Farben zu mischen, um beispielsweise den Sonnenuntergang zu malen, den blauen Himmel, die Bäume, wie sie in vollen Blüten stehen oder wie sie zu verwelken anfangen. Du könntest dann auch ganze Landschaften, wie du dich ausdrückst, auf dem Papier nachschaffen, bewaldete Berge, rieselnde Bäche, Felder voll goldener Saaten, die im Winde leise sich bewegen, und darüber im tiefblauen Himmel die aufsteigende Morgenröte. Möchtest du gerne das alles lernen?"

Die Augen des ſchwarzen Abrele füllten ſich, während der Graf ſo zu ihm ſprach, mit einem wunderbaren Glanz.

„Ei! ei! möchte ich das alles lernen!“ rief er mit rührender Bewunderung.

„Dann“, fuhr der Graf fort, „würdeſt du es auch verſtehen, Szenen aus dem Leben und aus der Geſchichte mit Farben zu malen, ſagen wir aus deiner Bibel, z. B. wie Jakob ſeinen Sohn beweint, oder wie Joſeph ſich ſeinen Brüdern zu erkennen gibt und dergleichen noch mehr!“

„Ei! ei! wäre das ſchön!“ rief das ſchwarze Abrele begeiſtert aus, indem er ſich vor Vergnügen die Hände rieb.

„Nun freilich wäre das ſchön,“ ſtimmte der Graf lächelnd zu, „doch mit dir bin ich bereits fertig,“ und zum Schneiderlein gewendet fuhr er fort: „Haſt du leicht dein Auskommen von deiner Schneiderei!“

„Auskommen!“ wiederholte das Schneiderlein traurig, „wir arbeiten uns Tag und Nacht die Hände wund, wir gönnen uns nicht einen Augenblick zu atmen und haben kaum das trockene Stückchen Brot zur Sättigung.“

„Wäre dir z. B. mit einem Zuſchuß von dreihundert Gulden jährlich geholfen!“

„Dreihundert Gulden!“ ſchrie das Schneiderlein, das nie ſoviel Geld ſich gedacht hat, „dreihundert Gulden — der hochgnädige Herr fragen erſt!“

„Dieſe könnteſt du jährlich bei mir bekommen!“

„Was, dreihundert Gulden!“ rief das Schneiderlein außer ſich, „hochgnädigſter Herr ſcherzen wohl!“

„Durchaus nicht — doch dieſe bekommſt du nicht umſonſt, du weißt, ich ſchenke nicht gern!“

„Was! ſoll ich dafür vielleicht dem allergnädigſten Herrn Röcke nähen — ja, ich verſtehe auch Röcke zu nähen!“

„Nein, deine Röcke brauche ich nicht, aber etwas anderes gibſt du mir dafür!“

„Und was denn! Möge der hochgnädige Herr befehlen.“

„Dein Jüngel überläßt du mir dafür!“

Aha! dachte das Schneiderlein, da kommt am Ende doch der verrückte Graf heraus.

„Mein Jüngel —“ ſtotterte der Arme verlegen. „Wer gibt ein Kind von ſich weg, und möge es noch ſo ungeraten ſein!“

„Aber du Narr, er bleibt ja weiter dein, nur will ich aus ihm etwas Rechtes machen, was dir Ehre und Wohlſtand bringen ſoll . . .“

„Und was werden der hochgnädige Herr aus ihm machen!“ forſchte das Schneiderlein.

„So ſage mir vorerſt,“ begann der Graf, „hoffſt du, daß aus ihm ein Rabbiner wird!“

„Leider nein. Er iſt ja immer hineinvertan in ſeine Malerei, daß er nicht einmal hört, was der Melamed zu ihm ſpricht.“

„Alſo ein Rabbiner nicht — hoffſt du, daß aus ihm ein Schneider wird!“

„Das noch weniger, der verſteht ja nicht einmal, wie man einen Faden in das Nadelloch hineinbringt.“

„Alſo auch das nicht — und was denn!“

„Ach, wenn wir es wüßten!“

„Aber ich weiß es ja, und deshalb verlange ich von dir, daß du mir dein Jüngel überläßt!“

„Mein Jüngel,“ räuſperte ſich das Schneiderlein, „hochgnädiger Herr, ich bin ein Jude!“

„Und was folgt daraus!“

„Daß auch mein Jüngel das bleiben muß, was ſeine Eltern waren!“

„Aber du Narr, wer will denn, daß dein Jüngel nicht Jude bleiben ſoll! Du ſollſt ihm ſogar ſelber in Krakau, wo er das Malen lernen kann, das Koſthaus ausſuchen, damit er nur Koſcheres eſſe und ſtreng zur Religion angehalten werde. Iſt's dir jetzt ſchon recht!“

„Leben ſoll der hochgnädige Herr hundert Jahr und noch mehr!“

„Und jedes Jahr“, lachte der Graf, ſeine Brieftaſche hervorziehend, „bezahle ich dir ſo fort mit dreihundert Gulden, hier dreihundert Gulden. Jedes Jahr bekommſt du von mir eine ſolche Summe, doch du wirſt es nicht lange gebrauchen, denn dein Jüngel wird nach einigen Jahren in der Lage ſein, dich mit deiner Familie in Glanz und Reichtum zu erhalten.“

„Und das alles von der Malerei — Gotteswunder!“ ſtaunte das Schneiderlein.

* * *

Was der Graf ihm verſprochen, erfüllte ſich Punkt für Punkt. Nach den Feiertagen reiſte das ſchwarze Ahrele, von ſeinem Vater und dem Grafen begleitet, nach Krakau ab. Die Sache des Grafen war es, ihn in der Malerſchule unterzubringen, und die ſeines Vaters, ein jüdiſches Koſthaus für ihn auszuſuchen. Jährlich erhielt das Schneiderlein vom Grafen den Zuſchuß von dreihundert Gulden, freilich nur einige Jahre, denn nach dieſer Zeit war es Ahrele gegönnt, von dem Erlös ſeiner Arbeiten ſeinen Eltern einen Wohlſtand zu verſchaffen.

Wie weit Ahrele es in der Kunſt gebracht hat, davon erzählt mehr als genug das Zeitungsblatt, das vor mir jetzt entfaltet iſt. Jetzt heißt er lange nicht mehr das ſchwarze Ahrele, ſondern der rühmlichſt bekannte Maler Arthur Liebgott. Seine Bilder werden prämiiert. Jetzt lebt er in Glanz und Reichtum, und das Städtchen D. rechnet es ſich zur Ehre an, daß einſt dort ſeine Wiege geſtanden hat.

Gotteswunder und das alles durch dieſes „Röſele“, das bis zum heutigen Tage in meinem Gebetbuche aufbewahrt iſt.

Oh, wieviel Knaben mag es noch heute in der Jüdiſchen Gaſſe geben, die ebenfalls ſolche „Röſelech“ malen.

Gibt es denn aber heute auch ſolche verrückte Grafen!

Pogrom.

Von Maxim Gorki.

(Deutsch von Adam Vondey.)

Dies trug sich vor etwa fünfzehn Jahren in einer Stadt an der Wolga zu ... An einem heißen Junitag arbeitete ich vom frühen Morgen am Ufer des Flusses; ich teerte eine Barke. Die Mittagsstunde rückte schon heran, als hinter mir, irgendwo in der Vorstadt, ein dumpfer, zorniger Lärm erscholl, der wie das Gebrüll gereizter, hungriger Ochsen klang. Ich selber war auch hungrig und wollte mit der Arbeit rascher fertig werden, weshalb ich auch anfangs diesem fernen Lärm keine Aufmerksamkeit schenkte. Mit jedem Augenblick aber wuchs der Lärm, wie der Rauch mit dem Brande wächst.

In der schwülen Luft über der Vorstadt stand eine trübe Staubwolke. Ich blickte in jene Richtung, und es kam mir vor, als wenn disharmonische Töne die Luft erfüllten, indem sie sich mit dem Staub von der Erde erhoben. Immer dichter wurde der Staub, die Töne geller und mannigfaltiger, die Luft zitterte, und mit ihr erbebte auch mein Herz in der Vorahnung von etwas Bösem.

Ich ließ die Arbeit liegen und stieg das sandige Ufer hinauf, um auszuspähen. Aus den Toren der Häuser stürzten Leute heraus; sie liefen längs der Straße irgendwohin, in den Vorort hinein. Hunde und Kinder liefen hinterher, erschreckte Tauben flatterten über ihren Köpfen und Hühner irrten in den Gassen umher. Mitgerissen von der allgemeinen Verwirrung, begann auch ich zu laufen.

„Auf der Elisawetenskaja gibt's eine Keilerei!" schrie jemand.

Ein Lastwagen kam den Dahineilenden entgegen, der Kutscher peitschte mit dem Leitriemen wütend auf die Pferde ein und schrie aus voller Brust: „Lastträger! Man schlägt unsere Kameraden!"

Ich bog in eine enge Gasse ein und blieb stehen. Eine dichte Menschenmenge verstopfte förmlich mit ihren Leibern die Gasse,

ſo daß ſie wie ein Sack voll Körner ausſah. Irgendwo, von weit her, vernahm man Schreien und Stöhnen von Menſchen; die Scheiben klirrten, dumpfe, ſchwere Hammerſchläge erſchollen, etwas krachte und fiel nieder, Töne deckten einander wie Wolken im Herbſt und hingen in der Luft wie eine drohende Gewitterwolke.

„Die Juden erſchlägt man!“ ſagte in heiterem Ton ein braver, ſauberer Alter. „Geſchieht ihnen recht,“ fügte er hinzu, indem er ſeine kleinen, dürren Händchen eifrig rieb.

Ich ſtieß mich nach vorn durch, der ſuggeſtiven, erregenden Macht des Schreiens folgend. Nicht nur mich, alle lockte dieſer fürchterliche Lärm, alle verſanken in ihm, wie in einem Moor. Die Geſichter der Leute, die an mir vorüberjagten, waren erregt von einer heftigen, ungeſtümen Bosheit, aller Augen funkelten gierig, die ganze Menge ſchob ſich nach vorn wie eine ſchwere, dichte Maſſe, bereit, die Wände und Zäune, die ſie hinderten, umzuſtürzen, bereit, die Vordrängenden zu überrennen, über ihre Leiber zu treten, ſie totzutrampeln. Ich ſtürzte in den Hof eines der Häuſer dieſer Gaſſe, ſprang über den Zaun in einen anderen Hof, wiederholte das noch einmal und wieder und befand mich neuerdings in einem dichten Menſchenknäuel. Der enge Hof eines großen ſteinernen Hauſes war gepfropftvoll von Menſchen; es ſah aus, als ob ſie ins Sieden geraten wären, als ob die Erde unter ihnen erbebte. Mit hocherhobenen Köpfen brüllten ſie wie beſeſſen durcheinander; die Geſichter glühten und zeigten die glänzenden Zähne. Man ſtieß einander und verſuchte aufs Dach des Wirtſchaftsgebäudes zu klettern, aber viele rutſchten ab, fielen hin und kletterten von neuem hinauf. Und trotz der Verſchiedenartigkeit der Bewegungen des Armeſchwenkens und Drohens, ſchien etwas Gemeinſames alle zu beherrſchen. Die Menſchen wurden ein Teil eines gewaltigen Körpers, beſeelt von der gleichen gewaltigen Macht.

Auf dem Dache des Hauses, hoch über dieser gedrängten, durch Bosheit verschmolzenen Menge, stand neben dem Rauchfang ein magerer, alter Jude. Er riß mit den Händen die Dachziegel von den Sparren, und indem er sie hinunterschleuderte, schrie er mit scharfer, dem Schrei einer Möwe ähnlicher Stimme. Sein langer, grauer Bart zitterte auf seiner Brust, und seine helle Hose war mit roten Flecken bedeckt. Wütende Schreie flogen zu ihm hinauf:

„Schieß ihn nieder!"

„Schlag ihn nieder mit einem Ziegel!"

„Klettere hinauf!"

Hinter den Fenstern des Hauses gewahrte man dunkle Gestalten, die Fensterrahmen ausschlugen und Hausgerät in den Hof warfen. Die Scheiben zerklirrten. Ein breitschultriger, lockiger Bursche schritt mit einem Spiegel zum Fenster, hob ihn hinaus und rief: „He! Achtung!" Und der Spiegel flog zur Erde, die blendenden Sonnenstrahlen blitzartig reflektierend. Dann schob sich der Bursche selber durchs Fenster. Sein breites Gesicht war nur besorgt und ernst, aber nicht erbost.

In einem anderen Fensterrahmen erschien ein schwarzbärtiger Bauer mit einem Polster in den Händen; er riß ihn gewaltsam auf, und eine dichte, weiße Federwolke verteilte sich in der Luft.

„Es schneit, Achtung, daß euch die Nase nicht abfriert, Burschen!" rief der Bauer, als die weißen Flocken auf die Köpfe der Menge niederflogen. Im Hofe brüllte man:

„Hierher, im Fasse habe ich Judenkinder gefunden."

„Schlag sie nieder!"

„Ihre Schädel an die Wand!"

„He, alter Jude, kriech herunter, wir haben deine Enkel gefunden! Komm nur, sonst schlagen wir deine Brut tot!"

Der gellende Schrei eines Kindes durchschnitt plötzlich die Luft. Ein entsetzlicher Laut! In dem verworrenen Tosen der

Menge wirkte der Schrei wie der Blitz, der jäh zwischen den Wolken aufleuchtet. Der Lärm schien danach abzuflauen.

„Rühr' die Kinder nicht an!" brüllte jemand.

„Rühr' die Kinder nicht an, schlage die Großen!"

Da erscholl von neuem der Schrei eines Kindes, scharf und fein, er schnitt ins Herz und betäubte mehr als alle Töne.

„Ach, der Teufel!" schrie jemand wütend, alle anderen überbrüllend.

„Am Schädel!"

„Er traf die Füße!"

„Geschickt, der alte Teufel!"

„Antip, komm, wir klettern hinauf und stoßen den Juden hinunter."

Zwei riesengroße Lastträger drängten die Menge auseinander, schritten auf das Wirtschaftsgebäude zu und kletterten auf das Dach hinauf.

In einem Fenster des Hauses erschien wieder der ernste, rotfratzige Bursche. Er strengte sich sehr an, irgendeinen Kasten oder eine Kiste durch das Fenster zu schieben, und schrie hinunter:

„Brüder, Achtung auf das Geschirr!" . . .

Die Kiste ging nicht durchs Fenster, da zog sie der Bursche zurück und verschwand für einen Augenblick; dann kam er wieder ans Fenster und begann zu heulen wie ein Wolf:

„Aus dem W—e—g—e!"

Ein Haufen Teller wurde herabgeschleudert, dann kam, im Sonnenschein aufblitzend, ein Samowar. Die Leute liefen auseinander, hoben die Hände schützend über ihre Köpfe und lachten aus vollem Halse. Ein rothaariger, dicker Junge ergriff den Samowar, hob ihn hoch über seinen Kopf, schleuderte ihn dann zu Boden und begann mit den Füßen darauf zu hacken.

Vom Dache her vernahm man entsetzliches Wehgeschrei . . .

Alle erhoben die Köpfe. Das Eisen der Dachrinne rasselte . . .

Plötzlich erschien am Rande des Daches etwas Großes, blieb einen Augenblick in der Luft hängen, dann winselte es, heulte, riß ab und flog hinunter. Ein weiches, widerliches Klatschen ...

Ich lief davon, und hinter mir hörte ich frohlockendes, wildes Gebrüll.

„Ah ... ah ... ah ..."

„Aha ... a ..."

„Hinuntergeschleudert! Ah ... ah ..."

Auf der Gasse zerbrachen die Leute Sessel, Tische, zerschlugen Koffer, zerrissen lachend allerlei Gewänder. In der Luft wirbelten Flaumfedern, aus den Fenstern zweier Häuser flogen Polster, Körbe, Möbelstücke, Fetzen, und die Menge, ganz toll in ihrer Zerstörungssucht, packte diese Sachen, zerriß, zerbrach und zertrümmerte sie. Zwei Frauen mit zerzaustem Haar, verschwitzt, mit roten Gesichtern, hielten irgendeine Kiste fest und jede zerrte sie zu sich hin. Sie schrien einander etwas zu, Federn und Flaumen tanzten um ihre Köpfe, sie rissen beide den Mund weit auf, aber ihre Stimmen wurden überdröhnt vom Krachen des Holzes, vom Heulen und Tosen der Menge und von winselnden, entsetzlichen Schreien, die aus den Fenstern des Hauses ertönten.

Ein großer Bauer ging an mir vorüber, mit zerrissenem Hemd, barhäuptig. Sein Haar war zerzaust, über das schmutzige Gesicht rann dickes, schwärzliches Blut. Er fuchtelte mit den Händen und lächelte stumpf mit dem zufriedenen Lächeln eines satten Viehs. Er schritt auf eine Laterne zu und begann an ihr zu rütteln, indem er sich mit der Brust gegen die Säule stemmte. Die Laterne schwankte und schlug zu Boden.

„Zerschlage sie!" rief ihm ein anderer Bauer zu, indem er hinzulief. Auch er packte und rüttelte sie.

Von irgendwoher warf sich ein Mädchen in die Menge, wie eine Taube in eine Wolke — das Kleid war zerrissen, das

Haar aufgelöst. Sie lief mit zurückgeworfenem Kopf. Die Augen in ihrem blassen Gesicht waren ungewöhnlich groß.

„Haut die Jüdin!“ kreischte jemand. Aber das Mädchen verschwand in der dichten Menge wie ein Stäubchen Zucker unter einer Unmasse von Fliegen. Es sah aus wie ein kochender Brei aus Menschenleibern. Fäuste sausten durch die Luft, man hörte wollüstiges Krächzen und weiche, klatschende Schläge. Freche Späße, Schimpfworte, ein Zischen wie von Schlangen, alles vermengte sich zu einem hämischen und schadenfrohen Lärm.

„Auseinander, ihr Leute!“

„Seliman fährt!“

So schrie die Menge, die irgend etwas auf dem Pflaster mitschleifte. Es war ein Mensch oder die Leiche eines Menschen; ein halbnackter, hagerer Körper, voller Beulen und Quetschungen, zerrissen und über und über mit Schmutz und Blut bedeckt. Um Selimans Füße war ein Strick gewunden, daran schleiften ihn die Leute auf dem Pflaster hinter sich her, und ein breiter Blutstreifen zeichnete den Weg.

Magere, lange Arme badeten in diesem Blute, und der verunstaltete, blutige, geschundene Körper schlug immerfort auf die Steine. Ein Junge lief auf den Körper zu, sprang auf ihn, und seine Füße versanken in dem Leib wie in einem Teighaufen; der Bursche schwenkte lustig die Arme und purzelte hin, allgemeines Gelächter erregend.

Seliman war ein reicher Lieferant, ich sah ihn früher öfter; aber was ich jetzt sah, war keinem Menschen mehr ähnlich.

Abgestumpft durch all das, was ringsum geschah, fast erstickend vor Staub, wirbelte ich in der Menge umher, wie ein Holzspan im Wasser, und schaute auf alles, wie auf einen fürchterlichen Traum. Da, auf der Dachrinne, hoch über der Erde, blieb plötzlich ein weißer Rock hängen. Ein altes Weib, auf den Zehenspitzen stehend, versucht ihn zu erreichen und

hebt ihre knochige, schmutzige Hand. Neben ihr setzt ein bärtiger Lastträger umständlich seine Samtmütze auf den Kopf. Kleine Jungen flitzen zwischen den Füßen Erwachsener hindurch, heben Splitter eines Spiegels auf, und einer hüpft nach einer in der Luft fliegenden Feder, die er haschen will.

Seinen Säbel hochschwenkend, läuft ein Polizeimann vorüber. Man lacht und ruft ihm nach:

„Haltet ihn!"

„Fangt den Pharao!"

Jemand wirft ihm eine zerbrochene Kiste zwischen die Füße, und der Polizeimann stolpert, überstürzt sich und fällt zu Boden.

Lautes Lachen dröhnt in der Luft.

Ich rutsche aus und erblicke unter meinen Füßen ein Stück blutiger Haut mit einem Büschel von Haaren.

„He da! Leute! Hierher!" Dieser Ruf erschallt vom Hofe her, und die dichte Menge strömt wie eine Welle zum Tor hinein.

Die Menschen brüllen, heulen, grunzen.

„H—au—t, h—au—aut sie!" klingt es in der Luft.

Im Inneren des Hauses, im zweiten Stockwerk, arbeitet jemand mit dem Brecheisen und müht sich ab, um das Mauerwerk zwischen zwei Fenstern zu zerstören. Auf die Gasse fallen Ziegel, Mörtel und Kalkstaub fliegt umher. Eine Tasse fällt aus dem Fenster; sie kreist erst unentschlossen in der Luft und hat sich schließlich den Kopf eines dicken Weibes ausgesucht, um von da erst einen Sprung auf das Pflaster zu machen, wo sie klingend zerbricht. Das Weib kreischt auf und duckt sich nieder.

„Die Kosaken kommen!"

„Lauft, Brüder!"

„Die Kosaken kommen!"

Im Eingang der Sackgasse erblickt man Pferdeschnauzen,

blaue Koſakenmützen und Peitſchen. Eine laute, ſingende Stimme kommandiert:

„Drei in die Reihe! Trab! M—a—rſch!“

Ein Haufen Ziegel fällt auf das Pflaſter. Die Zwiſchenwand iſt durchgebrochen, und unmittelbar darauf wird durch das gräßliche Loch in der Wand des Hauſes ein rieſiger Kaſten langſam durchgeſchoben. Er erzittert, gleitet unwillig an der Wand entlang, ſtreift das Geſimſe, dreht ſich dann in der Luft und ſchlägt krachend auf den Pflaſterſteinen auf. In der Luft ſchwirrt ein unaufhörliches Getöſe, das von einem unſichtbaren, ſtürmiſchen Fluß herzukommen ſcheint, der, das Bett in ſeinem Lauf zerſtörend, ſchäumend vor Zorn, in wilder Wut dahinjagt.

Unter Peitſchenſchlägen und Pferdeſtößen läuft die Menge wie eine Herde dummer und blinder Schafe vorwärts. Sie könnten ſich in den Höfen verſtecken oder über die Zäune ſpringen, aber alle laufen längs der Gaſſe irgendwohin, Köpfe, Schultern und Rücken den Peitſchenhieben preisgebend. Ein kräftiger, lockiger Laſtträger wendet ſich jählings um, ſchlägt mit der Fauſt wuchtig auf den Kopf eines Pferdes und verſchwindet dann in der Maſſe der Koſaken. Über der Stelle, wo er untergetaucht, ſieht man lange noch die Peitſchen ſchwingen, die ſauſend und pfeifend die Luft durchkreuzen.

Die Koſaken reiten weiter, Steigbügel an Steigbügel, eine ſtarre Mauer. Und die Menſchen laufen weiter, verſprengt und einander ſtoßend.

„Die Ziegel auf die Koſaken!“ ruft jemand von oben.

Ein Weib wirft ſich vor die Füße der Pferde, halbnackt und blutig. Sie erſchien, als ob ſie aus der Erde gekommen wäre. Sie faßt den Fuß eines Koſaken und drückt ſich heulend an ihn.

„Laufe!“

„Bleibt ſtehen!“

„Haut die Kosaken!“

Die Menge brüllt und läuft unaufhaltsam weiter, wie ein Bergstrom. Man hört dumpfe Tritte und das Echo der aufschlagenden Hufeisen. Schwer bewegen sich die Pferde zwischen den Trümmern von Möbeln und Fetzen, die das Pflaster bedecken. Die Pferde bäumen sich ... Die Menge bleibt auch stehen, die Gesichter den Kosaken zugewendet.

„Halbeskadron! Vorwärts!“

Die Menge murrt dumpf und wartet. Aber ihr im Rücken, am Ende der Gasse, erscheinen jetzt Polizisten und Kosaken zu Fuß ... Dann beginnen die Leute über die Zäune zu springen, flüchten in die Höfe, und die Kosaken fangen sie ...

Vor einigen Augenblicken waren diese Menschen Tiere, die erbarmungslos und besinnungslos Menschen hinmordeten, und jetzt sind diese Tiere — Feiglinge, und man schlägt sie ebenso ohne Erbarmen und ohne Besinnung, und jetzt, wo es ihnen selber ans Leben geht, laufen sie feig und schändlich davon und wimmern um Barmherzigkeit.

Am Abend desselben Tages ging ich am Marktplatz an dem Pikett Kosaken vorüber und hörte, wie einer zum andern sagte:

„Vierzehn Juden soll man zerrissen haben ...“

Und der andere rauchte gleichmütig seine Pfeife und erwiderte nichts auf die furchtbaren Worte seines Kameraden.

Eine Hochzeit im Ghetto.

Von Jacob Fromer.

I.

Er bot ein mitleiderregendes Bild, dieser winzige, hagere, vierzehn Jahre alte Knirps, der an der Spitze der Tafel saß und fortwährend hinter dem Schnupftuche, mit dem er die Augen verdeckt hielt, hilflos umherblickte.

Mächtige Schweißtropfen rieselten von seinem bleichen, blutleeren Gesichtchen, das aus dem langen, schwarzatlaßnen Kaftan und dem hohen, blauseidenen, mit feinem Pelze umrahmten „Streimhute“ hervorblickte.

Er war zu Tode erschöpft.

Dieser lange, gar nicht endenwollende Festtag, den er sich am Tage, wo er in den heiligen Stand der Ehe treten sollte, zur Reinigung von den in seinem vierzehnjährigen Junggesellenleben begangenen Sünden leisten mußte; die weite, beschwerliche Reise, die er heute an diesem glühend heißen Julitage von seinem Heimatsorte hierher zu machen hatte; endlich die entsetzliche Hitze, die in dem von einer dichten Menschenmenge zum Ersticken gefüllten Zimmer herrschte: das war wirklich mehr, als man seinen schwachen Kräften zumuten durfte.

Der Abend war angebrochen, und noch immer wollten die Vorbereitungen zur Trauung kein Ende nehmen. Er hätte laut aufschluchzen mögen, so elend war ihm zumute, so verlassen fühlte er sich inmitten dieser fröhlichen, laut schwatzenden und rauchenden Menge, die ihn, den Urheber des Festes, ganz und gar vergessen zu haben schien.

Er blickte flehend und hilfesuchend umher. Wo blieb nur seine Mutter? Wie konnte sie ihr liebes Kind, ihr einziges Moschele, hier verschmachten lassen?

Das Zimmer war von einer großen Zahl von Lampen und Kerzen hell erleuchtet. Rings um die Tafel, die die ganze Länge des Zimmers einnahm, standen dichtgedrängt die festlich geputzten männlichen Hochzeitsgäste, während eine große Anzahl

von Bachurim (unverheiratete Talmudjünger) herumsaß und sich bei Met und Nüssen gütlich tat.

Moscheles matter, schwacher Blick blieb auf dem gefüllten Glase seines Tischnachbars haften, der mit einem Gefühle von Neid und Ehrfurcht fortwährend den König des Tages, dem alle diese Pracht und Herrlichkeit galt, angaffte.

O wie gerne hätte jetzt dieser arme König sein ganzes Königreich mitsamt der Krone, diesem verdammten „Streimbute", der seinen ohnehin erhitzten Kopf in rasende Wärme versetzte, für solch ein Glas labenden Trankes hingegeben! Wenn es darauf ankäme, würde er auch noch seine Braut daraufgeben, dieses unbekannte Wesen, das kennen zu lernen er nicht die geringste Lust verspürte. Gewiß, was war ihm Hekuba! Nichts war sie ihm! Nichts! — —

Ein fremdartiges, ihm bis jetzt ganz unbekanntes Gefühl überkam ihn bei dem Gedanken an seine Braut.

Heute früh war's, als sein Melamed (Lehrer) vor der Reise hierher sich mit ihm in ein Zimmer einschloß und nach einer langen, etwas dunklen Ansprache die Bibel aufschlug und mit feierlicher Miene auf jene Stelle deutete, die lautete: „Seid fruchtbar und mehret euch!"

Das war ein Gebot Gottes, wie jedes andere Gebot, dem sich natürlich kein Jude entziehen durfte, und dem selbstverständlich auch er, Moschele, nachkommen wollte. Gewiß, wenn es einmal so befohlen war, so wollte er auch fruchtbar sein.

Was in aller Welt mochte aber seine bevorstehende Hochzeit mit diesem Gebote zu tun haben! Und was hatte es denn mit seiner Braut für eine Bewandtnis!

Er wurde durch einen plötzlichen Lärm in seinen Gedanken unterbrochen. In wilder Aufregung kam sein Vater hereingestürzt, von einer Gruppe Männer gefolgt.

Rebb Jossel, Moscheles Vater, war klein und korpulent und machte den Eindruck eines wohlhabenden Mannes. Er ließ

sich erschöpft auf einen Sessel nieder und erklärte laut schreiend, daß er mit diesen Banditen — dabei wies er auf den ganzen Kultusstab hin, der ihm in corpore vom Rabbiner bis zum Tempeldiener auf dem Fuße gefolgt war — nichts mehr zu tun haben wolle. Nichts, und wenn auch die Hochzeit dadurch aufgehoben werden sollte! Er war kein Knicker, o nein, bei ihm spielte Geld überhaupt keine Rolle! Aber solche unverschämten Forderungen, wie dieses Raubgesindel an ihn stellte, waren unerhört. Nein, er wollte sich nicht ausplündern lassen!

Der Vater der Braut, der ihn besänftigen wollte, kam schön an. Dieser war ja schuld an allem. Er hätte schon früher dieser Bande den Mund stopfen sollen. Jawohl, ein anständiger Brautvater ließ nicht alles bis auf die letzte Minute, er hätte schon früher alles aus eigener Tasche zahlen sollen, so ziemt es sich unter besseren Leuten. Aber was konnte man freilich von einem solchen Schmutzian erwarten! Es geschah ihm, Rebb Jossel, recht. Er hätte es sich genauer überlegen sollen, ehe er sich mit einem solchen „Amhoorez" (Ungelehrten) einließ. Man sollte stets nur mit seinesgleichen zu Tische gehen.

Jetzt riß aber auch dem Hauswirte die Geduld. Es war eine unerhörte Frechheit von Rebb Jossel, ihn, der doch in einem Nagel mehr Gelehrsamkeit hatte, als Rebb Jossel in seinem Kopfe, einen „Amhoorez" zu schelten. Was übrigens seinen Juches (Abkunft) betraf, so stammte er ja in direkter Linie von dem großen Rebbe Rebb Schmelkele ab, während doch Rebb Jossel — Aber wozu sollte er da viel Worte machen! Wenn es ihm, Rebb Jossel, nicht gefiel, so konnte er sich seinen Bräutigam einpacken und mit ihm gehen, woher er gekommen war.

Die Sache hätte ein böses Ende nehmen können, wenn sich nicht Rebb Itsche ins Mittel gelegt hätte. Dieser war ein sogenannter „schöner Jüd". Eine Bezeichnung, die keineswegs

ſeinem durchaus nicht einwandfreien Äußeren galt, ſondern der gewaltigen Autorität, über die er verfügte. Auf dieſe ſeine Autorität geſtützt, trat er nun vor die Streitenden hin und donnerte einen jeden mit ſeiner ſouveränen Stimme an: „Du kriegſt Pátſch, Scheigez (Nichtswürdiger)!“

Es lag ſo etwas Überzeugendes und Gewaltiges in dem Tone, in dem er ſo freimütig ſeine „Pátſch“ anbot. Man hatte dabei das Gefühl, als hörte man ſchon die wuchtigen, maſſigen Hände Rebb Itſches auf irgendeiner Backe klatſchen.

Indeſſen wurde hier ſein Anerbieten von niemandem ernſt genommen. Dieſe Redensart war bei ihm eine ſtehende Einleitungsformel für Streitſchlichtungen. Wie immer, gelang es ihm auch jetzt, die Sache zu einem gütlichen Abſchluß zu bringen. Rebb Joſſel ließ endlich mit ſich reden. Und da ſtellte ſich wieder die alte Geſchichte heraus: ein jeder mußte eben leben. Der Rabbiner mußte leben, der Kantor mußte leben, der Schächter mußte leben und der Tempeldiener muß erſt recht leben. Dieſer glaubte ſogar eine größere Lebensberechtigung als der Rabbiner zu haben, denn er hatte viel Kinder, acht, zehn, zwölf — der arme Vater en gros ſchien ſich über die genaue Anzahl ſeiner Sprößlinge nicht ganz klar zu ſein.

II.

Während die Männer wegen des ſchnöden Geldes herumzankten, verbrachten die in dem anſtoßenden Zimmer weilenden Frauen ihre Zeit in ſchönſter Harmonie.

Auf einem dicht an die Wand geſchobenen Seſſel ſaß die Braut, eine üppige, ſtattliche, für ihre ſechzehn Jahre etwas zu ſtark entwickelte Figur. Sie hatte ein weißſeidenes Kleid mit langer Schleppe an. Über ihrem Buſen ſchimmerte eine lange, maſſive, goldene Kette. Der dichte, faſt undurchdringliche Schleier, mit dem ihr Geſicht mitſamt dem kahlgeſchorenen Kopfe (vor der Trauung wird der Braut das Haar kahl

geschoren oder rasiert) verhüllt war, schien sie ungemein zu belästigen, denn sie zupfte immerwährend mit nervöser Handbewegung daran herum. Zuweilen hob sie mit einer verzweifelten Gebärde einen Zipfel in die Höhe. Da kam ein in Schweiß gebadetes, volles Gesicht von gesunder Farbe zum Vorschein.

Sie saß stumm und in sich gekehrt da und kümmerte sich ebensowenig um das laute und eifrige Geschwätz der links und rechts um sie herumsitzenden Weiber, wie um die nach den Klängen der Musik im Kreise herumschwebende weibliche Jugend.

Wie da die Zöpfe in die Höhe flogen und die ungelenken, des Tanzens ungewohnten Füßchen in wilder Regellosigkeit die Erde stampften! Dort, aus dem bunten Wirbel ragte ein majestätischer Frauenkopf hervor, dessen Lebenslust strahlende Augen hinter der tiefen, bis mitten in die feingewölbte Stirn herabreichenden Haube hervorblitzten. Wie das rosige Gesicht erglühte! Wie der Busen, an den sich die Freundin scheu und ängstlich anschmiegte, mächtig auf- und niederwogte! Was scherte sie sich jetzt darum, daß sie bereits eine verheiratete Frau war, was waren ihr jetzt Mann, was Kinder! In diesem Augenblicke fühlte sie einzig, daß sie jung war, empfand sie das unwiderstehliche Bedürfnis, ihrer übermütigen Jugend so recht die Zügel schießen zu lassen.

Eine kräftige Männerstimme ertönte plötzlich im Zimmer: „Scha!"

Die Musik brach in einer schrillen Dissonanz ab, alles blieb bewegungslos stehen. Aller Blicke richteten sich auf ein kleines Männlein mit einem possenhaften Gesichte, das sich soeben auf eine in der Nähe der Braut befindliche Bank geschwungen hatte und nun zu reden begann.

Es war Schmelkele, der weltberühmte Marschelik, der bei keiner reichen Hochzeit fehlen durfte. Ihm ward die Aufgabe zuteil, die Hochzeitsgäste durch allerlei Possen und Schnurren

zu beluſtigen. Doch dieſer humoriſtiſche Teil begann erſt ſpäter, während des Eſſens. Jetzt hatte er tragiſch aufzutreten. Er mußte die Braut und alle anweſenden Weiber zum Weinen bringen.

In Fällen, wo die Braut eine Waiſe war, hatte er leichtes Spiel. Er brauchte nur in bewegten Worten zu ſchildern, wie der Geiſt des verſtorbenen Vaters oder der verſtorbenen Mutter ſich hergeſchlichen habe, wie er in einem Winkel des Zimmers, etwa in unmittelbarer Nähe der Braut, ſtehe und jämmerlich weine, daß es ihm nicht vergönnt ſei, an der Hochzeit ſeines Kindes teilzunehmen — und alles zerfloß in Tränen.

So günſtig waren im gegenwärtigen Falle die Verhältniſſe für Schmelkele nicht. Sowohl der Vater als die Mutter der Braut waren lebendig zugegen. Er mußte alſo zu einem anderen Mittel greifen: zur Schilderung der jämmerlichen Zukunft, die der Menſchheit im allgemeinen und der Braut im ſpeziellen bevorſtand.

Schmelkele war mehr Schauſpieler als Genie. Was er da vorbrachte, hatten ſchon unzählige andere Marſchelikſ vor ihm geſagt. Die Art und Weiſe aber, wie er es vortrug, das überzeugende, erſchütternde, alles unterjochende Pathos ſtand unübertroffen da.

Wenn man ihn ſprechen hörte, glaubte man die jugendliche Braut bereits als liebliche Mutter und Gattin, umgeben von ihren zarten, blühenden Kindern, die ſpielend im Zimmer umhertummelten, ſitzen zu ſehen. Da verwandelte ſich plötzlich das Haus des Glücks in ein Haus des Jammers und Elends. Der Würgeengel war eingezogen und hatte ihr ihre Liebſten weggerafft. Tot waren ihre Kinder, tot ihr Mann, ſie ſelbſt ſchleppte ſich fortan einſam und verlaſſen, von Elend und Not geknickt, gebrochen durch das Leben, bis ſie endlich der Tod erlöſte.

Jetzt aber begannen erſt die eigentlichen Qualen. Kaum

ins Grab gesenkt, wurde sie von dem Todesengel gefragt, wie sie denn heiße. Natürlich hatte sie ihren Namen vergessen. (Wer nicht ganz von Sünden rein ist, vergißt nach dem Tode seinen Namen.) Da versetzte ihr der Engel mit seinem Stabe einen Hieb, daß ihr der Körper in Fetzen zerflog; und sie erhob einen gellenden Schrei, der von einem Ende der Welt bis zum andern gehört wurde.

Schaudern und Entsetzen malte sich auf den Gesichtern der Zuhörerinnen, deren starren Blicke wie gebannt auf dem Sprecher hafteten. Wie groß und gewaltig dieser kleine Mann in diesem Augenblick aussah! Seine sonst schlaffen und fahlen Gesichtszüge waren jetzt von unheimlichem Feuer belebt, in seinen hell aufblitzenden Augen spiegelten sich all die furchtbaren Schrecken der Hölle und die entsetzlichen Qualen und Martern, die er mit seiner überzeugenden Bruststimme schilderte.

Eine Pause trat ein, und lautlose Stille herrschte im Zimmer. Es war die bange, schwüle, atembeengende Stille vor einem furchtbaren Gewitter. Schwer hingen die dicht zusammengeballten, finsteren Wolkenmassen über dem Horizonte; es bedurfte jetzt nur der leisesten Erschütterung, um diese grauen Massen zu einem gewaltigen Krachen und Niederprasseln zu bringen.

Diese Erschütterung erfolgte, als Schmelkele plötzlich seine drohende Stimme änderte und in besänftigendem und tröstendem Tone erklärte, daß der liebe Gott wohl all diese Strafen an den Menschen vollziehen könnte, wenn er ihnen die Niederträchtigkeiten heimzahlen wollte, durch die sie ihn Tag für Tag kränkten. Aber der Allbarmherzige wollte ja nicht den Menschen Böses tun. Sie sollten ihn nur reumütig um Verzeihung bitten, und er war gern bereit, ihnen alles zu vergeben.

„Darum", wandte er sich mit innigster Rührung an die

Braut, „weine und ſchreie und bete zu Gott, daß er dir verzeihen möge alle Sünden und Frevel, die du begangen haſt bis zum heutigen Tage!“

Er konnte den Satz nicht zu Ende führen, denn jetzt waren die ſtarren Mienen erweicht, und ein lufterſchütterndes Heulen und Schluchzen, Weinen und Jammern brach los.

„Jetzt reibt!“ rief Schmelkele, mit einem triumphierenden Auflachen von der Bank herunterſpringend, den Muſikanten zu, die nur auf dieſes Zeichen warteten, um mit einem Tuſch einzufallen.

Wie von einem böſen Zauber befreit, ſahen die Weiber, die ſich gar nicht ſchnell genug die Tränen aus den Augen wiſchen konnten, beſchämt einander an. Wie hatte man ſich nur von dieſem abgefeimten Schelm, der in ſeiner ſchalkhaften Bosheit über die weichherzigen Weiber ſich luſtig machte, zum Weinen hinreißen laſſen können!

Indeſſen hatte ſich der Brautzug in Bewegung geſetzt. Voran die Muſikanten, auf ihren Fiedeln erbarmungslos kratzend, ihnen folgte die Braut, geführt von ihrer und des Bräutigams Mutter, denen ſämtliche weiblichen Gäſte ſich anſchloſſen.

Vor dem Tempel, wo der Zug anlangte, hatte bereits früher das männliche Element rings um einen unter freiem Himmel aufgepflanzten Baldachin Aufſtellung genommen.

Eine kleine, runde, unbewegliche weiße Maſſe, die aus der Ferne für ein Säckchen Mehl gehalten werden konnte, hob ſich unter dem Baldachin von der Erde empor. Es war Moſchele. Mit Rückſicht auf den hochfeierlichen Akt, der jetzt vollzogen werden ſollte, war Moſchele in einen ſchneeweißen Kittel geſteckt worden. Er drückte das Schnupftuch noch feſter an ſeine Augen, um ſeine Blicke vor der heranflutenden Menge der Weiber, die, entgegen aller ſonſt beobachteten Anſtands-

geſetze, ſich immer näher an ſein keuſches Perſönchen heran-drängte, zu ſchützen.

Da — es wurde ihm heiß ums Herz — dicht vor ihm hatte ſich jemand hingeſtellt. Seine Hand ſtreifte einen ſich zart anfühlenden, kniſternden Körper, ſein Atem ſog den Hauch eines anderen Atems ein. Sie war's! Dieſes unbekannte, geheimnisvolle, rätſelhafte Weſen, an deſſen Seite er fortan durch das Leben gehen ſollte.

Vorſchriftsmäßig hätte er ſeiner Braut den Schleier in die Höhe heben und ihr Geſicht zum erſten Male einer Prüfung unterziehen ſollen. Gewiß, man kaufte ja nicht die Katze im Sacke. Wie leicht konnte ſich das heimzuführende Weibchen als eine Mißgeſtalt, ein Scheuſal entpuppen, und der arme Mann war um ſein Lebensglück betrogen.

Das war eben wieder eine von jenen Vorſchriften, die nur für ganz gewöhnliche Menſchen geſchrieben waren. Für ein chaſidiſches Kind vom Schlage Moſcheles aber waren ſie nur dazu da, um ſich einen Pfifferling um ſie zu kümmern. Was ging Moſchele das Geſicht ſeiner zukünftigen Frau an?

Moſchele hätte übrigens, wenn er den Wortlaut des vorgeleſenen Ehekontraktes aufmerkſam verfolgen wollte, ſo manches hören können, das wiederum nur für den ordinären Menſchen geſchrieben war. So hieß es hier zum Beiſpiel, daß er, der vierzehnjährige Ehemann, ſich verpflichtete, ſeine Frau ſtandesgemäß zu ernähren und zu kleiden. Warum denn nicht gar! Wozu war denn der Schwiegervater da, der übrigens verſprochen hatte, das junge Ehepaar lebenslänglich an ſeinem Tiſche zu ſpeiſen?

Aber Moſchele ſah und hörte in ſeiner jetzigen Verwirrung nichts. Mechaniſch ſteckte er der Braut den Ring auf den Finger, und mechaniſch murmelte er ſein: „Hierdurch wirſt du mir angelobt nach dem Ritus Moſis und Iſraels“ herunter. Erſt als das Glas unter ſeinen Füßen klirrte (nach Beendi-

gung der Trauungszeremonie zerbricht der Bräutigam ein Glas, indem er mit dem Fuße darauf tritt) und die Muſikanten unter jubelnden Glückwünſchen den Hochzeitsmarſch anſtimmten, erwachte er aus ſeinem träumeriſchen Zuſtande.

Jetzt hätte er eigentlich Arm in Arm mit ſeiner angetrauten Gattin den Heimzug antreten ſollen, ſo war es wenigſtens Brauch und Sitte — natürlich wieder bei den ordinären Menſchen. Für Moſchele aber — nun, es hätte doch jemand den Verſuch machen ſollen, Moſcheles Arm in den ſeiner jungen Frau zu legen, er würde ſich dabei überzeugen können, was für flinke Beinchen dieſer kleine Knirps hatte.

Ob wohl die Gaſſenjungen, die natürlich bei keiner Trauung fehlen durften, dem Brauche des gemeinen Mannes zu ſeinem Rechte verhelfen wollten, und daher der Eventualität eines Ausreißens vorzubeugen ſuchten? Oder war es nur bloßer Mutwille? Während der Rabbiner damit beſchäftigt war, das Paar fürs Leben zu verbinden, hatten es dieſe Schelme unternommen, mit Nadel und Zwirn dieſem Bündniſſe einen feſteren und unzertrennlicheren Charakter zu verleihen. Sie hatten das Brautpaar zuſammengenäht.

Eine furchtbare Verwirrung entſtand. Moſchele, bei der Ausſicht auf die endliche Befreiung von ſeiner läſtigen Nachbarſchaft erleichtert aufatmend, war eben im Begriffe, ſeine Frau ſeitwärts bei den Weibern ſtehen zu laſſen, um ſich in die männliche Sphäre hineinzuſchieben, als er ſich am Kittel feſtgehalten fühlte. Er erſchrak an allen Gliedern. Sollte etwa ſeine Frau es verſucht haben, ihn gewaltſam an ſich zu ziehen? Er ſtrengte den Reſt ſeiner Kräfte an, um ſich loszureißen. Da geſchah das Entſetzliche. Die Braut hatte durch dieſen heftigen Ruck das Gleichgewicht verloren und fiel über Moſchele, aus deſſen Mund ſich der Not- und Hilfeſchrei entrang: „Mamme!“

Indeſſen war dieſer Ruf ganz überflüſſig. Seine Mutter,

die die Situation rasch erfaßt hatte, war bereits ihrem arg bedrängten Söhnchen zur Hilfe herbeigeeilt. Es dauerte nicht lange und Moschele war mit Hilfe eines Messers von seiner schweren Not befreit.

Nun setzte sich der Zug wieder in Ordnung. Die Musik nahm den unterbrochenen Marsch wieder auf, und Rahel, die „Vortänzerin", trat an die Ausübung ihres freiwilligen Amtes. Sie hatte das Gesicht gegen das langsam vorwärts schreitende Brautpaar gewandt und schleuderte hüpfend ihre vom Alter schon etwas steifen Beine nach rückwärts, dabei klatschte sie mit den Händen und zwitscherte: „Tschipp! tschipp! tschipp!"

Zu Hause angelangt, wurde das Paar in das sogenannte „Jichudzimmer" geführt. Bedeutung und Zweck dieses Zimmers war das Alleinsein. Hier sollte das Paar bei dem servierten Frühstück in stiller Zurückgezogenheit ein Weilchen von den Strapazen des Tages ausruhen und, wenn sich die beiden Menschenkinder auf ihren Vorteil verständen, die ersten Freuden eines Tete-a-tete genießen.

Als die Mütter des Brautpaares nach einer Weile das Zimmer betraten, fanden sie die beiden Gläschen Likör, die verlockende Torte und den Kaffee noch ganz unberührt. Auch die jungen Eheleute saßen unbeweglich an derselben Stelle, wohin sie gesetzt worden waren: er, das Schnupftuch noch immer an die Augen gedrückt und zum Überfluß den Kopf gesenkt, sie, mit dem dicken Schleier über dem schweißtriefenden Gesichte und ebenfalls den Kopf gesenkt.

Nun machten sich die beiden Mütter an ihre Kinder heran; die eine lüftete den Schleier, die andere entfernte das Schnupftuch. Dann langten sie ihnen, als gälte es, unbeholfene Wiegenkinder zu füttern, die Bissen in den Mund.

Es wurden weder Küsse noch irgendwelche Worte zwischen Mutter und Kind gewechselt. Aber der strahlende, herzinnige

Blick, mit dem jede ihr Kind anſah, drückte mehr aus, als Worte und Küſſe auszudrücken vermöchten.

Inzwiſchen hatte bereits die Mahlzeit der Gäſte begonnen, und ſo mußte das Ehepaar wieder auseinandergebracht werden: er ins Männerzimmer, ſie ins Weiberzimmer.

Da die unverheiratete Jugend ſich bereits entfernt hatte, konnte ſich nunmehr der Verkehr zwiſchen beiden Zimmern etwas ungezwungener geſtalten. Mit dem Fortſchreiten der Mahlzeit ſchwanden die Schranken zwiſchen den beiden Geſchlechtern immer mehr. Dieſe Schranken wurden vollſtändig aufgehoben, als nach dem Eſſen die Weiber mit der Braut in der Mitte ſich ins Männerzimmer zum „Mizwe-Tänzel“ begaben.

Dieſer vorgeſchriebene Brauttanz hatte das Merkwürdige an ſich, daß er, im Gegenſatz zu anderen Vorſchriften dieſer Art, wirklich ausgeführt wurde. Eine aus Männlein und Weiblein bunt zuſammengewürfelte Menge umringte kreisförmig die in der Mitte ſtehende Braut, die, noch immer verſchleiert, ein weißes Schnupftuch bei einem Zipfel um die Hand gewickelt hatte. In einiger Entfernung von derſelben, ebenfalls in der Mitte des Kreiſes, ſtand der Marſchelik und rief einen jeden der Tänzer auf.

„Rebb Pintſche zum Mizwe-Tänzel!“

Eine korpulente Geſtalt, mit einem von einem dichten Bart umrahmten, phlegmatiſchen Geſichte, löſte ſich aus der Menge. Es war Moſcheles Lehrer. Mit langſamen und unſicheren Schritten kam er an die Braut heran und ergriff, ihr den Rücken zuwendend, den herabhängenden Zipfel des Tuches. Nun begann der Tanz, indem er um die Braut ſo weit herumging, als die Länge des Schnupftuches zuließ und die Lenkungsfähigkeit des Armes der gleich einer feſten Achſe bewegungslos ſtehenden Braut.

Nach und nach hatten ſich ſämtliche Gäſte auf dieſe Weiſe

ihrer Tanzpflicht erledigt. Als endlich der Bräutigam an die Reihe gekommen war, wurde die Braut von einigen weiblichen Familienmitgliedern weggeführt. Etwas später verschwand auch der Bräutigam mit einigen männlichen Familienmitgliedern, denen sich der Lehrer, der mit dem Ehrenamte eines „Legenführers" betraut war, anschloß. An der Tür eines im oberen Stockwerk gelegenen Zimmers angelangt, stieß die Gesellschaft des Bräutigams auf die Gesellschaft der Braut, die soeben ohne diese das Zimmer verließ und nun, ohne von den Männern Notiz zu nehmen, sich eilig entfernte.

Nur die Mutter des Bräutigams blieb zurück. Sie trat zu ihrem Sohne hin, blickte ihn eine Weile stumm und bewegt an, endlich brach sie in Tränen aus und rief: „Moschele!" Hierauf entfernte sie sich rasch, gefolgt von sämtlichen Männern. Nur der Lehrer blieb mit Moschele im Hausflur zurück.

Durch das schmale im Hausflur befindliche Fensterchen fluteten die silberhellen Strahlen des Vollmondes herein und beleuchteten die beiden Gestalten, die sich stumm gegenüberstanden.

Moschele hatte endlich das Schnupftuch von den Augen entfernt. Der arme Junge konnte sich kaum noch auf den Füßen halten. Seine schlaftrunkenen Augen hingen ausdruckslos an dem Lehrer, dessen feiste Wangen hochrot erglüht waren. Dieser hielt in der einen Hand eine lange Pfeife und in der anderen eine Tabaksdose. Lange kämpfte er mit sich, ehe er sich zum Sprechen entschließen konnte. Endlich nahm er hastig drei Prisen hintereinander, und seine Zunge löste sich.

Ein Jude zu sein, meinte er in geheimnisvollem Flüstertone, sei äußerst schwierig. Man habe Pflichten zu erfüllen, und Satan sei ein böser, heimtückischer Feind, der einem auf dem Wege zur Pflicht allerlei Fallstricke stelle. Man müsse sich daher äußerst in acht nehmen, denn ein Fehltritt bedeute den Ruin der Seele.

„Du verſtehſt!“

Moſchele, der ſich inzwiſchen an die Tür zurückgelehnt hatte und eingenickt war, öffnete bei dieſer Frage die Augen und nickte verſtändnisvoll mit dem Kopfe.

Jetzt öffnete der Lehrer die Tür und ſchob Moſchele ins Zimmer hinein. Er ſelbſt aber lief, ohne ſich weiter umzuſehen, die Treppe hinunter. Unten begegnete er der kleinen Gruppe, die ihn eben verlaſſen hatte und ihn nun neugierig erwartete.

„Er verſteht!“ rief er ihr triumphierend zu.

III.

Aber der gute Lehrer hatte ſich arg getäuſcht. Moſchele hatte nichts verſtanden, rein nichts. Es vergingen mehrere Tage, ja die ganze Hochzeitswoche war bereits verſtrichen, und Moſchele hatte noch immer nichts verſtanden. Das war ein harter Schlag für die Eltern Moſcheles, die daheim ihr Geſchäft ohne Vertretung zurückgelaſſen hatten und ſich doch von ihrem Sohne nicht eher zu ſcheiden vermochten, bis ſie ſich von dem glücklichen Reſultate ſeines Verſtändniſſes überzeugt hatten.

In dieſer Not wandten ſie ſich abermals an den Lehrer. Ihm war ja überhaupt alle Schuld beizumeſſen. Was war denn das für ein Lehrer, der ſeinem Schüler eine ſo einfache Sache nicht beizubringen vermochte! Er war ein Taugenichts, ein Mann, der keinen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken vermochte. Vergebens entſchuldigte ſich der unglückliche Lehrer, daß er ſein ganzes Pulver auf den begriffsſtutzigen Schüler verſchoſſen hätte. Ihm wurde das Ultimatum geſtellt: entweder mit Moſchele endlich ein vernünftiges Wort zu ſprechen, oder einem anderen Lehrer für den jungen Ehemann Platz zu machen.

Moschele hatte sich in sein Gemach zurückgezogen. Seine neue Umgebung war ihm langweilig geworden. Er versuchte nun in stiller Zurückgezogenheit bei dem Brüten über einem großen Talmudfolianten seine Langeweile zu vertreiben.

Da ging die Tür auf, und herein trat der Lehrer. Er sah sehr verstört und aufgeregt aus. Mit hastigen Schritten ging er auf den Bücherschrank zu und nahm ein Buch heraus. Dann trat er zu Moschele hin und blieb unentschlossen stehen. Er schien über den kühnen Schritt, den er zu machen im Begriffe war, zu erschrecken. Aber es gab keinen anderen Ausweg für ihn. Das Wohl und Wehe eines gutgehenden Geschäfts stand auf dem Spiele, nebenbei auch noch seine eigene Existenz. Gewiß, er mußte jetzt zum äußersten schreiten.

Er legte das Buch vor Moschele hin und wies, tief errötend, mit dem Finger auf eine aufgeschlagene Stelle. Das Buch war eine Bibel und die gezeigte Stelle die Geschichte von Joseph und der Frau Potiphar.

Dieser Fall, meinte er, gebe so manches zu denken. Joseph war ja Joseph, ein Zaddik (Frommer), Sohn eines Zaddiks. Dennoch behaupteten die Weisen von ihm, daß er tüchtig hereingefallen wäre, wenn ihm nicht rechtzeitig das Bild seines Vaters erschienen wäre. Es zeigte sich hier eben die alte Geschichte. Der Mensch war ein schwaches Stück Fleisch und Satan ein niederträchtiger Kerl, der dem Menschen auf Schritt und Tritt ein Bein stellte. Welche welterschütternden Folgen wohl eingetreten wären, wenn Joseph gefallen wäre, ließe sich jetzt nicht genau feststellen. Jedenfalls wäre es ein gewaltiges Fressen für die Satansbrut gewesen. Sie wäre davon dick und breit geworden und hätte in ihrem Übermute die heiligen Engel totgeschlagen. Ganz anders aber verhielt es sich, wenn ein Jude dasselbe, was Joseph nicht hätte tun sollen, „in Heiligkeit und Reinheit“ täte. Das war wiederum für die heiligen Engel ein fetter Bissen, an dem sie sich erquickten, und

von dem sie diejenige Kraft schöpften, deren sie in ihrem steten Kampfe gegen Satan benötigten.

„Du verstehst!“

Moschele verstand vollkommen. Wenn Joseph es getan hätte, wäre es ein gewaltiges Fressen für die Satansbrut, wenn es aber ein Jude „in Heiligkeit und Reinheit“ täte, so wäre es wiederum ein Leckerbissen für die heiligen Engel. Das war ja so einfach und klar, was war denn da nicht zu verstehen!

„Nun, Moschele, sei kein Narr!“ schloß der Lehrer seine tiefsinnige Rede, indem er seinem Schüler, dessen verständnisvolles Augenzwinkern eine gründliche Auffassung der Sache verriet, mit einem schelmischen Lächeln auf die Backe klopfte.

Am nächsten Morgen traten endlich die Eltern Moscheles die Heimreise an. Betrübt stiegen sie in den Wagen, der vor dem Hause von Moscheles Schwiegereltern harrte. Ihnen auf dem Fuße folgte gesenkten Hauptes der Lehrer, der ebenfalls auf dem Wagen Platz nahm.

Sabbat-Abschied.

Von J. E. Poritzky.

Draußen in der Vorstadt, in irgendeinem verborgenen Winkel, steht das kleine, müde Häuschen, das sie jetzt schon nahezu fünfundzwanzig Jahre bewohnen. Es sind Juden, und obwohl sie deshalb von ihrer rohen Nachbarschaft viel auszustehen haben, geht es ihnen dennoch ganz leidlich. Ihre Kinder, die ihnen in demselben Häuschen geschenkt wurden, gehen anständig gekleidet und die zweiundzwanzigjährige Lea hat sogar für ihre Kleider allein einen Schrank nötig. Lea hat aber noch drei Geschwister: Rafael, Temma und Bernhard. Der Letzte, Jüngste wird sicher einmal etwas Bedeutendes werden, denn er obliegt nur mathematischen und geometrischen Studien; Gedichte kann er nicht ausstehen und Romane sind „Schwindeleien"; das einzig Wahre ist die Natur. —

Alles was an dem Häuschen zu sehen ist, scheint mit ihm innig verwachsen ... jeder Nagel ... jeder Stein. Im Hof spazieren ein paar schwarzgefiederte Hühner herum, die ein weißer, welscher Hahn unter seinem Regiment hat, und an der Hofmauer ziehen sich mehrere Gänseställe entlang, deren Insassen den Tag über ein ohrenbetäubendes Geschnatter führen.

Der Mann, den unendliche Sorgen niedergedrückt und mutlos gemacht haben, träumt im Hause umher ... Er hat das Gefühl, daß ihm nichts mehr gelingen wird auf dieser Welt; er empfindet, daß er fast überflüssig ist. Darum hat er auch nicht den Mut, etwas zu beginnen, das seiner würdiger wäre als diese schmachvolle Bettelei.

Nachts nimmt er seinen schweren Hausierkasten und geht damit von Wirtschaft zu Wirtschaft ... von Tisch zu Tisch ... drei ... vier ... fünf Stunden lang. Bis nachts ein Uhr. Manchmal bringt er bloß zehn Pfennig nach Hause; immer aber eine reich verwundete Seele. —

„Na, Jakob! Wie schmecken die frischen Schweinewürstchen?" ulkt ihn ein Student an.

„Gut," murrt er lachend, „ſehr gut."

„Jakob, ſcher' dich weiter," ſagt ein Angeheiterter zu dem faſt ſechzigjährigen Juden und ſtößt deſſen Kaſten brutal vom Tiſch herunter, daß alle Waren herumfliegen. Er bückt ſich eine halbe Stunde lang und ſucht die Waren zuſammen, denn ſie koſten ihm teures, erborgtes Geld. Jakob, der Hauſierer, muß aber ſchweigen, ſonſt wirft ihn der Wirt noch zum Lokal hinaus.

„Jakob, du biſt ja ſteinreich; wozu plagſt du dich ſo herum!" ſagt ein mildtätiger Stammtiſchkommis.

„Mein Reichtum ſei Ihnen beſchert," wünſcht er ihm voll des glühendſten Haſſes.

Ach, wenn er einmal ſo einem verfluchten Kerl die Gurgel umdrehen dürfte! denkt er im ſtillen.

Den Tag über ſitzt der Hauſierer auf dem Sofa über den Pſalmen Davids und ſchöpft Troſt daraus. Wenn er nicht ſeine Frau hätte und gerade dieſe Frau, dann wäre er längſt untergegangen. Denn ſie iſt es, die durch eine qualvolle, unmenſchliche Arbeit dem Haushalt ſo ein angenehmes Ausſehen verleiht. — Auf der Frau ruht alle Arbeit. Oh, und wie arbeitet ſie! Was die Kinder auf dem Leibe haben, danken ſie ihr. Jedes Stück Möbel iſt mit tauſend Sorgen erkauft und jeder Biſſen mit heißem, heißem Mühen dem Leben abgejagt und abgerungen . . .

Und dennoch, trotz all dieſer Werktagslaſten kommen am Sabbat drei oder gar vier Gerichte auf den Tiſch; ſo hat ſie es bei ihren Eltern geſehen und ſo müſſen es ihre Kinder wieder ſehen, bis — nach hundertundzwanzig Jahren — der Schöpfer ſie zu ſich rufen wird. Wie das Geld dazu aufgetrieben wird, weiß ſie ſelber nicht recht; aber wenn der Sabbat da iſt, dann ſind auch die Speiſen da — wie durch ein Wunder. Und ſie ſchmecken ihrem Manne ausgezeichnet.

Der Sabbat mit seinen mannigfaltigen Gerichten ist wirklich eine Erholung für ihn, wie für die anderen.

Ein Jauchzen und Jubeln durchströmt das Häuschen, wenn der Sabbat naht ... dann ist allemal Frühling und über alle kommt ein Singen und Erwachen ...

Und eine ungemein zarte Poesie webt durch Räume, die Jakob der Hausierer mit seiner Familie bewohnt, wenn der Sabbat wieder verschwindet ... stille Trauer und leises Frieren geht durch jedes Herz ... dann ist allemal Herbst und über alle kommt ein dumpfes Weh und heiße Sehnsucht ...

Das ist die Stunde zwischen dem Abend- und Nachtgebet; die schönste Stunde, die stillste und innigste, die der fromme Jude kennt. Da öffnet sich das ewig gequälte, eingekerkerte Herz in seiner tiefen Zauberschöne und es strömt aus ihm hervor ein reicher Quell flammenden Sehnens, und der immer erstickte Schmerz lebt sich aus in heiligen, teuren Stimmungen.

* * *

Ein grauer Winterabend senkt sich früh hernieder wie ein schwernasser Fittich und die dämmerige warme Stube, in der sie fast alle schlafend beisammen sitzen, gleicht einem goldenen Käfig ... aber einem Käfig ... Es ist still ... Ganz still ...

Draußen fällt der Schnee immer dichter; sanft wie Blumenblüten legt er sich auf die Erde und schläft.

In der Stube schwitzen drei Scheiben unaufhörlich und an der einen steht Lea und schreibt den Namen ihres Liebsten wohl zum hundertsten Male auf das beschlagene Fenster; aber niemand sieht es ...

Die Kuckucksuhr, die das einzige Geräusch macht, meldet eben die vierte Nachmittagsstunde und weckt mit ihrem Ruf den schlummernden, wohlgesättigten Hausierer aus seinen

Träumen von der künftigen Welt. Das schwarzseidene Käppchen, das ihm fast auf das linke Ohr gerutscht ist, fällt durch eine jähe Kopfbewegung herab und seinen schlaffen Händen entfällt vor Schreck die heilige Bibel mit den abgestumpften Messingkanten. Welch eine Sünde! Mit beiden Händen hebt er eilig und dennoch sanft das Buch vom Boden auf und küßt innig den Einband, den die Zeit schon lange zernagt hat. Dann setzt er sich das Käppchen auf und summt und murmelt in den überkommenen Melodien den Wochenabschnitt. Das Summen wird immer leiser und eintöniger ... Die Töne haben etwas Einschläferndes und es dauert auch nicht lange, bis er schläft ... aber er wacht wieder auf und summt wieder ... und schläft wieder ein.

Die Uhr hat aber auch seine Frau geweckt, dieses kleine Mütterchen mit den scharfgemeißelten Zügen. Die Wochenarbeit hatte sie übermannt, und ihren Kopf auf die plüschene Lehne des grünen Sessels stützend, war sie eingeschlummert. Aber jetzt fällt ihr Blick auf Lea. „Großer Gott!“ ruft sie, „mein Kind, was tust du! Am heiligen Sabbat schreibst du! Weh mir, weh mir! Wehe meinen alten Tagen!“

Lea läßt die Hände sinken und es wird ihr auf einmal so weh ... Tränen rinnen ihr über die Wangen; aber sie fühlt es nicht. Sie starrt hinaus auf die Straße, wo kleine blaugefrorene Mädchen sich mit Schnee bewerfen und lustig lachen ...

Und das Feuer scheint der Kuckuck auch aufgemuntert zu haben, denn es prasselt und knistert jetzt, als ob Salz auf die verglimmenden Kohlen geraten sei.

Temma liegt noch auf dem Sofa und kämpft mit sich, ob sie die Augen aufschlagen soll oder nicht ...

Bernhard, der im Hinterstübchen liest, beginnt wieder seine mathematischen Formeln zu studieren ...

Kurzum alles, wie eines bösen Zauberbannes entfesselt, wacht.

Aber dennoch ist alles still in der Stube. Tonlos schwatzt die Wanduhr fort, gemütlich die Stunden zerhackend. Schnurrend putzt sich die Katze, wohl Gäste meldend.

Der Lehnstuhl mit den alten Schnitzereien auf dem Haupte ächzt unter der sich zur Seite neigenden Last des alten Hausierers.

Der Samowar steht auf dem Tisch und singt mit seiner feinsten Kopfstimme eine süße Melodie ...

Die ganze Stube duftet nach den starken Teeblüten ...

Die Fenster sind schon dicht beschneit und die Sünde Leas ist kaum zu erspähen; nur mit Mühe erkennt man noch die verblaßten Buchstaben.

Tritte erschallen im Korridor ... man hört, wie jemand den Schnee von sich abschüttelt und mit den Füßen stampft. Pelzvermummt tritt Rafael ein. Er sieht, daß alles schlummert und tritt leise auf, wirft ebenso vorsichtig den Pelz ab und rückt mit seinem Stuhl an den Ofen. Er haucht in die Hände und schaut in die Feuersglut, seinen Gedanken nachhängend ...

Im Hofe kräht eben der Hahn, sich ins Hühnerhaus begebend, wo die Hennen ihres schönen, stolzen Beschützers harren ...

Der Hausierer schlägt verwundert seine schlafsüchtigen Augen auf und sinnt und sinnt ... durch seine Seele zieht ein Lied ... und leise, leise beginnt er tiefbewegt die Melodien des heiligen Versöhnungstages mit feiner Kopfstimme zu singen. Rafael begleitet ihn unwillkürlich im tiefsten Bariton, Lea im Mezzosopran und Bernhard im warnenden Baß. Temma spielt die kritische und das Mütterchen die mitempfindende Zuhörerin ...

Und das Lied schwillt an und wächst ... die Herzen weiten sich, und wuchtigen Wogen gleich, strömt der Ton hinaus ... er wird zur Klage, zum Schmerzensschrei ... zum Hilferuf.

Und immer dunkler wird es in der Stube, und in einem düſteren Winkel lauſcht das Märchen im Gewande des Ghetto.

In wehvolle Klagen verwandelt ſich das Singen, in ſchmerzensreiche Klagen ... in hilfloſes Wimmern ... in ein erlöſendes Weinen.

Nein, es gibt keine Rettung aus dem Ghetto, wenn Gott kein Wunder tut ... aber Gott wird ſchon helfen ... das iſt das Gefühl, das in allen lebt.

Der frommen Mutter fallen ſchwere, ſchnelle Tropfen — wie Regen nach einer Sommerſchwüle — aus den ſanften, treuen, ſtets betrübten Augen.

Es iſt ſchon mächtig dunkel geworden und immer ſtiller und ſtiller ... Die Herzen ſingen innerlich ...

Plötzlich ruft die Kuckucksuhr die fünfte Stunde ... Jäh fährt alles bang erſchreckt empor ... man ſtreckt und reckt ſich und räuſpert ſich und wiſcht die Augen aus ... als ſei man aus einem herrlichen Traum, aus dem Reiche der Poeſie zur alltäglichen Proſa zurückgekehrt.

Die Zeit iſt herangerückt ... man muß in die Synagoge eilen, um das Nachtgebet zu verrichten, um dem Sabbat das Abſchiedslied zu ſingen ... Traurig wird es in der finſteren Stube ... der Abſchied naht ...

Still ziehen der Vater und die Söhne die Überröcke an; ein Schauer durchhaſtet die Juden. Kaum hörbar wünſchen ſie „guten Sabbat“, und ſtill gehen ſie hinaus auf die beſchneite Straße ... Der Weg zur Synagoge iſt weit; aber jeder verkürzt ihn ſich durch ſeine eigenen Gedanken ...

Zu Hauſe ſitzt das Mütterchen mit ihren beiden Töchtern eine Weile ſchweigſam da. Man erkennt vor Finſternis keinen Gegenſtand mehr im Zimmer ... aber wie draußen der wirbelnde Schnee herniederflockt, ſieht man deutlich.

Und dann beginnt auch die Mutter dem heiligen Sabbat das Abſchiedslied zu ſingen ... leiſe ... leiſe ...

„Gott von Abraham ... Gott von Isaak ... Gott von Jakob und von Deinem ganzen Volk ... Dein heiliger Sabbat geht dahin ... dahin ... dahin ... Die neue Woche sie möge uns bringen Glück und Segen ... Gesundheit und Ehre und tägliches Brot ... die neue Woche komme endlich uns allen zum Guten — Amen — Amen ... Ach, dann wird erlöst sein Dein armes Volk durch Deine Gnade von der tausendjährigen ewigen Pein ... der heilige Sabbat geht dahin ... dahin ... dahin ...“

Und noch im Singen entgaukelt ihr der Sabbat wie ein vielfarbiger Schmetterling, und gleich einem süßen Himmelskuß umschmeichelt es ihre Sinne ...

Ahnungsvoll starren die Töchter in das Dunkel ...

Und dieser Zauber durchschwebt das kleine, müde Häuschen, das da draußen in der Vorstadt, in irgendeinem verborgenen Winkel steht.

Ein Märchen.

Aus den Memoiren der Glückel von Hameln.

(Aus dem Jüdischen übersetzt von Leo Goldhammer.)

Es war einmal ein frommer Mann, der hatte ein frommes Weib und zwei Söhne. Er hatte auch etwas Geld, davon lebte er, aber ein Geschäft konnte er nicht betreiben, denn er war nur des Lernens kundig. Doch wollte er um alles in der Welt Weib und Kind selbst ernähren und sein Gut mehren, um nicht dereinst von den Gaben fremder Leute leben zu müssen. Aber das Glück wollte ihm nicht wohl und er geriet in Schulden, und da er keinen hatte, der für ihn bürgte, so verklagten ihn die Leute, denen er schuldig war. Der Richter ließ ihn deshalb in den Schuldturm werfen. Sein Weib weinte bittere Tränen und wußte nicht, auf welche Art sie ihre Kinder ernähren solle, da doch ihr Mann im Gefängnis war, der für sie alle hätte sorgen sollen. Als sie nun so jammerte und weinte, kam zu ihr ein alter Mann und fragte sie, warum sie weine. Sie sah, daß es ein ehrwürdiger alter Mann war, und so erzählte sie ihm all ihre Not. Da sagte der alte Mann: „Hör' auf zu weinen, Gott wird euch wieder helfen. Weil dein Mann die Lehre geachtet hat, wird der Herr seiner nicht vergessen. Denn Gott läßt keinen Gelehrten untergehen. Hilft er ihm nicht in der Jugend, so hilft er ihm im Alter. Ich weiß es, du wirst in noch größere Not geraten, und dein Mann und deine Kinder werden noch viele Tränen weinen. Aber alles wird euch Gott entgelten, wenn ihr in Geduld euer Schicksal ertragen werdet." So tröstete sie der Alte und gab ihr den Rat, sie möge Wäscherin werden und den Leuten um Lohn die Wäsche waschen. „So wirst du dich und deinen Mann und deine Kinder ernähren können, wenn du dich nur nicht schämst, die Leute aufzusuchen und sie um ihre Wäsche zum Waschen zu bitten." Die Frau ward durch die Trostworte des alten Mannes etwas mutvoller, dankte ihm freundlich und versprach, seinem Rate zu folgen. Der Alte ging wieder seines Weges und sie ging in ihr Haus und bereitete ein Nachtmahl für ihren Mann vor; dann ging sie ins

Gefängnis zu ihrem Manne und tröſtete ihn, er möge nur Geduld haben und beim Lernen des Gotteswortes ausharren. „Ich will Tag und Nacht arbeiten, damit ich dich und die Kinder ernähre.“ Da hub der Chaſſid bitterlich zu weinen an und ſein frommes Weib weinte mit ihm und beide jammerten, daß ſich Gott erbarme. Aber die kluge, fromme Frau ermannte ſich zuerſt und ſprach: „Das Schreien und Weinen wird uns und unſeren Kindern nicht helfen und kein Brot bringen. Ich will gehen und nachſehen, was für eine Arbeit mir Gott beſcheren wird, damit ich etwas für uns alle verdiene.“ Da ſprach der Chaſſid: „So geh denn mit Gott, mein liebes Weib.“ Sie ging zu ihren Kindern nach Hauſe, um ſich ſchlafen zu legen. Frühmorgens, als ihre Kinder noch ſchliefen, ſtand ſie auf und ging in die Häuſer und bat, man möge ihr zum Waſchen geben. Und die Stadtleute erbarmten ſich ihrer und gaben ihr die Wäſche; ſo ward die arme Frau eine Wäſcherin. Die Stadt, in der ſie wohnte, lag am Strande des Meeres, und alle Tage ging die Frau mit ihren zwei Kindern zum Meere hinaus und wuſch dort die Wäſche und breitete ſie dann zum Trocknen auf den Sand.

Einſt geſchah es, daß ein Schiff vorbeifuhr; der Schiffsherr ſteuerte nahe dem Ufer. Er bemerkte ſie und ſah, daß ſie ſehr ſchön ſei, und er wunderte ſich ob ihrer Schönheit. Und die Frau ſagte: „Mein Herr, warum ſeid Ihr ſo verwundert!“ Da antwortete der Schiffer: „Meine liebe Frau, Ihr dauert mich; was zahlt man Euch für ein Hemd, wenn Ihr es waſcht!“ Darauf die Frau: „Zwei Groſchen für ein Männerhemd, denn ich muß es ſauber waſchen.“ Da ſprach der Schiffer: „Ich will Euch vier Groſchen zahlen, wenn Ihr mir mein Hemd ſauber waſchen wollt.“ Da ſprach ſie: „Gar gerne will ich es waſchen.“ Und ſie nahm das Hemd, wuſch es und trocknete es auf dem Sande und der Schiffer wartete auf ſein Hemd. Er ſah ihr zu, wie ſie es wuſch, trocknete und ſauber zuſam-

menfaltete. Da der Schiffer mit ſeinem Schiffe nicht ganz ans Ufer fahren konnte, ankerte er ſein Schiff einige Ellen vom Ufer entfernt. Er warf ihr darum die vier Groſchen in Papier eingewickelt zu und ſie fing ſie auf. Dann ſprach er: „Langet mir mein Hemd hinüber!“ Die Frau watete in das ſeichte Waſſer und brachte ihm das Hemd zum Schiff. Da ergriff er ihre Hand und zog ſie ins Schiff und fuhr eilig fort, und ſie ſchrie furchtbar im Schiff und die Kinder am Ufer. Es half aber nichts. Das Schiff fuhr ſchnell und gar bald hörte ſie nicht einmal das Schreien der Kinder.

Als die zwei Kinder nichts mehr von der Mutter hörten und ſahen, liefen ſie zu ihrem Vater ins Gefängnis und erzählten ihm weinend und klagend den ganzen Vorfall. Als dies der Vater hörte, da weinte er und ſchrie und rief: „Gott, mein Gott, warum verläſſeſt du mich in einem ſolchen Elend? Ich habe ja niemand mehr, der mich im Gefängnis ernähren könnte.“ Über ſeinem Jammer und Wehklagen ſchlief er ein. Da träumte ihm von einer großen Wüſte, die war voll von wilden Tieren; die ſtanden über ihm und wollten ihn freſſen. Und er begann vor Furcht und Angſt zu zittern. Angſtvoll blickte er um ſich; da ſah er eine Herde von Schafen und Rindern, und als die wilden Tiere dieſe ſahen, da ließen ſie von ihm ab und liefen dem Vieh nach. Indes entfloh er und kam zu einem Schloſſe, das bei einem Waſſer lag, und auf dem Waſſer ſegelten viele Schiffe. Er kam ins Schloß und man ſetzte ihn auf einen Königsthron und er freute ſich mit den Schiffsleuten gar ſehr.

Als er vom Schlafe erwachte, dachte er über den Traum nach und ſagte zu ſich ſelber: „Der Traum deutet darauf, daß nun mein Elend zu Ende iſt, und daß mir Gott wieder helfen und durch Schiffer Glück bringen wird, ſo wie ich durch Schiffer unglücklich geworden bin.“

Zur ſelben Zeit war der König der Stadt geſtorben und

das Volk wählte den Sohn zum König an des Vaters Stelle. Der neue König befreite die Stadt vom Tribut für drei Jahre und gab Befehl, alle, die im Gefängnis saßen, in Freiheit zu setzen, damit er sich einen guten Namen beim Volke erwerbe. So wurde auch der Gelehrte befreit und er ging zu seinen Kindern. Doch hatte er nun keinen Pfennig, um für die Kinder Brot zu kaufen, und es gab nichts zu verdienen. Denn jedweden Gewerbes war er unkundig. Da erblickte er ein Schiff, das nach Ostindien fahren wollte; er erinnerte sich des Traumes und sprach zu seinen Kindern: „Kommt! Eure Mutter wurde von Schiffsleuten hinweggeführt, wir wollen auch in ein Schiff gehen, vielleicht treffen wir eure Mutter und Gott führt uns wieder zueinander."

Und der arme Mann ging zum Schiffsherrn und bat, man möge ihn und seine Kinder unentgeltlich aufs Schiff nehmen, da er so arm sei, daß er nicht einmal einen Bissen Brot kaufen könne. Und er erzählte dem Schiffer, wie es ihm bisher ergangen. Und der Schiffer erbarmte sich seiner, nahm ihn und seine zwei Kinder aufs Schiff und gab ihnen Essen und Trinken, soviel sie wollten. Als sie mitten auf dem Meere waren, ließ Gott einen starken Sturmwind wehen; der zertrümmerte das Schiff und alle ertranken bis auf den Gelehrten, seine zwei Kinder und den Schiffer, der sie gespeist. Diese waren nicht ertrunken, da jeder ein Brett ergriffen hatte, an dem er sich festhielt. Das Meer warf sie ans Land, jeden an ein anderes. Der Gelehrte wurde in eine große Wildnis verschlagen, wo Wilde hausten. Die Tochter des Königs der Wilden erblickte ihn, denn sie weidete die Schafe und Rinder in der Wüstenei. Sie war ganz nackt, mit Haaren bewachsen und mit Feigenblättern umgürtet, um ihre Scham zu verdecken. Sie ging zu ihm, empfing ihn liebreich und bat ihn, sie zum Weibe zu nehmen. Aus Furcht kam auch er ihr mit Liebe entgegen und gab ihr zu verstehen, daß er sie zum Weibe neh-

men wolle. Als ihn einige Wilde im Gespräche mit dem Weibe erblickten, begannen sie zu pfeifen. Da sprangen die Alten und Jungen aus den Löchern, wo sie Wohnungen hatten, hervor und liefen auf ihn zu, um ihn zu töten und sein Blut zu trinken und sein Fleisch zu fressen. Der König war auch dabei. Der Gelehrte erschrak so sehr, daß fast kein Atem in ihm blieb. Die Königstochter sah es und sagte ihm, er solle nichts fürchten. Sie ging zum König, ihrem Vater, und bat ihn gar sehr, daß er den Fremden am Leben lasse und ihn ihr zum Manne gebe. Der König willfahrte seiner Tochter und ließ ihn am Leben; der Gelehrte mußte sich in der Nacht neben sie legen und ward so ihr Mann und sie sein Weib. Gar oft aber dachte er an sein schönes frommes Weib, das ihm entrissen ward. Doch daran war nichts zu ändern und er ertrug alles mit Geduld; denn er hoffte heimlich im Inneren seines Herzens, daß ihm Gott doch noch zu seinem frommen Weibe und zu seinen Kindern verhelfen werde.

Nach Jahresfrist gebar die Königstochter ihrem Manne ein Knäblein, ein wildes. Er hütete Tag für Tag das Vieh in der Wildnis und so waren bereits zwei Jahre verstrichen. Er mußte mit den Wilden das Fleisch von Menschen und Tieren essen und wohnte in den Höhlen des Gebirges mit seinem Weibe. Er selbst sah schon einem Wilden ähnlich.

Einst stand der arme Mann in der Wüste auf einem Hügel, nicht weit vom Meere, und dachte über sein Unglück nach, wie er sein frommes Weib und seine Kinder verloren und — was ihn am schwersten traf — daß er nun schon zwei Jahre zwischen unverständigen Wilden leben mußte. Er sagte sich: „Wenn sie meiner müde geworden, werden sie mich ja doch einmal fressen. Dann werde ich nicht einmal neben anderen Frommen meines Volkes bestattet werden, wie es einem frommen Juden geziemt. Ich habe doch keinen anderen Ausweg, als mich ins Meer zu stürzen, wo auch meine zwei Kinder

ertranken" — er wußte nicht, daß auch ſie das Meer ausgeſpien — „ſo kann ich wenigſtens zu ihnen kommen und mich im Jenſeits mit ihnen freuen."

So beſchloß er denn, ſein Leben zu enden, bereitete ſich auf den Tod vor und bekannte ſeine Sünden vor Gott in heißen, bitteren Tränen. Als er ſein Bekenntnis beendet hatte, lief er zum Meer hin, um ſich zu ertränken. Da ließ ſich eine Stimme vernehmen, die ihn beim Namen rief und ihm ſagte: „Warum verzweifelſt du, Menſch, und willſt deine Seele verderben! Geh auf den Hügel zurück, wo du früher geweſen, grabe nach und du wirſt einen Kaſten voll Gold und Edelſteinen finden. Mit dem Kaſten geh an den Strand und warte. Bald werden Menſchen auf einem Schiff kommen und dich mit deinem Kaſten auf ihr Schiff nehmen. Nicht lange wird es dauern und du wirſt ein König werden. Dann iſt das Ende deiner Leiden gekommen und die Freude beginnt."

Als der Gelehrte dies hörte, ging er zum Hügel zurück und fing zu graben an, wie ihm die Stimme befohlen. Er fand auch wirklich den Kaſten mit Gold und Edelſteinen und er ſchleppte ihn bis ans Ufer des Meeres. Bald ſah er ein Schiff und er ſchrie mit lauter Stimme, ſie mögen anlegen und ihn aufnehmen, denn er wäre auch ein Menſch wie ſie.

Als die Leute hörten, daß er wie andere Menſchen ſpreche, fuhren ſie ans Ufer heran und fragten ihn, wer er ſei und was ihn hierhergebracht. Er erzählte ihnen, wie es ihm bisher erging. Sie nahmen ihn und ſeinen Kaſten ins Schiff. Als er ſchon auf dem Schiffe war, da eilte ſein wildes Weib mit dem wilden Kinde herbei, die ſein Schreien vernommen hatte, und bat ihn, er möge ſie auch mitnehmen. Er aber ſpottete ihrer und ſprach: „Wozu brauche ich wilde Tiere! Ich habe ein beſſeres Weib, als du es biſt." Als die wilde Königstochter dies hörte, ergrimmte ſie, nahm das Knäblein bei

den Füßen, zerriß es, warf ihm einen Teil aufs Schiff, den andern verzehrte sie und lief zornentbrannt davon.

Auf einer Insel des Meeres stiegen sie ans Land. Der Gelehrte öffnete den Kasten — drin waren Gold und Edelsteine, wie sie in keinem Königsschatze zu finden sind — und zahlte mit Freuden dem Schiffer seinen Lohn. Dann ließ er sich den Kasten in seine Herberge tragen. In der Nacht dachte er: Wenn ich die Insel vom König kaufen könnte, so würde ich ein Schloß und eine Stadt allhier bauen; ich brauchte dann nicht zu fürchten, daß mir jemand mein Geld stehlen könnte.

Des Morgens ging er zum König und kaufte ihm die Insel ab, welche einige Meilen lang war. Er baute sich ein Schloß und eine Stadt. Schließlich ward aus dieser Insel ein wirkliches Reich. Der Bewohner wurden immer mehr und sie wählten ihn zum Fürsten.

In all seinem Glück dachte er noch immer an Weib und Kinder, die er so jämmerlich verloren hatte, und da ließ er verkünden, daß keines der Schiffe, die an seiner Insel vorbeiführen, ununtersucht passieren dürfe. So hoffte er, sein Weib wiederzufinden, das ihm durch Schiffer geraubt worden war.

So geschah es auch: alle Schiffer meldeten sich bei ihm und speisten mit ihm.

Doch lange erfuhr er nichts von seinem Weibe und seinen Kindern. An einem Passahtage saß der Gelehrte mittags bei Tische und war fröhlich, da kam ein Knecht und meldete ihm einen braven reichen Fischer an, der darum ersuchte, daß man sofort die Untersuchung des Schiffes vornehme und ihn nicht allzulange aufhalte. Da sprach der Gelehrte: „Heute ist Feiertag. Ich darf ihn nicht fragen, was für Ware er führt. Er muß bis nach den Feiertagen warten. Er möge heraufkommen und mit mir speisen.“ Er schickte einen Diener, um ihn zu holen. Der Schiffer kam und wurde vom Fürsten zum Sitzen eingeladen. Aber der Schiffer bat gar sehr, man möge

ihn weiterfahren lassen. Es half aber nichts, er mußte bleiben und mit dem Gelehrten speisen.

Der fürstliche Gelehrte fragte den Fremden, woher er sei und ob er Frau und Kinder habe. Der fremde Schiffer erzählte ihm, woher er komme, und daß er zwei Weiber habe, die eine wäre zu Hause und mit ihr hätte er drei Kinder. „Diese halte ich als Hauswirtin. Die andere aber ist gar zart und taugt nicht zur Hausarbeit. Aber verständig ist sie, weswegen ich sie immer mit mir führe. Sie empfängt von den Leuten das Geld, das sie mir schulden, schreibt es auf und verwahrt mir alle meine Sachen. Ich habe sie aber noch kein einziges Mal berührt."

Da fragte der Gelehrte: „Mein lieber Schiffer, warum habt Ihr sie noch nicht berührt?" Da antwortete ihm der Schiffer: „Die Frau hat früher einen Mann besessen, der sehr verständig war, und von dem sie ein Rätsel gelernt. Wer das Rätsel löst, der ist ihr Mann und den läßt sie neben sich schlafen. Wer aber das Rätsel nicht trifft, dem weigert sie sich."

Da sprach der Gelehrte: „Lieber Schiffer, ich bitte Euch, erzählet mir, wie das Rätsel lautet." Da sagte der Schiffer: „Die Frau behauptet, wie ein Vogel fliegen zu können, vom Himmel bis auf die Erde, ohne Flügel,

Un setzt sich auf ein kleines Bäumlein,
Gar hübsch un gar fein.
Es wendet und kehrt sich das Bäumlein hin und her,
Man sieht den Vogel nimmermehr,
Es kräftigt das Bäumlein, bis es tut blühen die schönsten Blumen.
Es zieht an sich alle Kräft', die es nur kann bekummen.
Unversonnen dörret das Bäumlein un wird ganz vergift.
Der Vogel fliegt von ihm in die Lift,
Hebt an zu singen un zu brummen,
Schreit: ‚Ei, du betrübtes Bäumlein, wer hat dir deine Kräft' genummen,
Da du sie gern gehabt hast, kannst du sie nit bekummen,
Nun hast du sie bekummen durch mich,
So verdorrst du, was hilft es dich!'

Weiser König, das ist das Rätsel, das ich unmöglich lösen kann."

Als der Gelehrte dieses Rätsel vernahm, erschrak er gar sehr, da er wußte, daß dies sein Rätsel sei und das Weib das seinige sein mußte. Als der Schiffer den Fürsten so erschrocken sah, sprach er zu ihm: „Lieber Herr, warum erschreckt Ihr!" Und der Fürst antwortete: „Ich wundere mich über das herrliche, vernünftige Rätsel, ich möchte es von der Frau selber gerne hören. Vielleicht habt Ihr was vergessen oder etwas hinzugefügt. Und wenn sie mir auch so erzählt, so will ich dann darüber nachdenken, vielleicht errate ich es."

Der Gelehrte sandte denn auch einen Boten zu ihr und der Knecht lief geschwind zu der Frau und sagte: „Macht Euch fertig! Ihr sollt zum Fürsten kommen und mit ihm und Eurem Mann dort essen und trinken."

Als die gute Frau dieses hörte, schlug ihr das Herz gar stark, denn sie wußte nicht, warum sie hingeführt werde, und fürchtete, sie könnte aus dem einen Unglück in ein noch größeres kommen. Doch was konnte sie tun? Sie mußte dort hingehen, wohin man sie führte. Nun kleidete und schmückte sie sich, wie eine, die vor einen König kommen soll. Sie kam ins Schloß und der Fürst ließ sie eintreten. Sie trat ein, man reichte ihr einen Sessel neben ihren Mann hin und der Gelehrte begrüßte sie. Er zweifelte aber, ob sie sein Weib sei und auch sie erkannte ihn gar nicht; denn es waren bereits viele Jahre verstrichen und beide hatten sich ganz verändert sowohl im Aussehen als auch in der Kleidung. Und der Gelehrte schwieg und sie aßen und tranken und waren fröhlich und guter Dinge. Nur der Fürst konnte nicht lustig sein und saß in Gedanken vertieft. Da sprach der Schiffer zu ihm: „Mein Herr, warum seid Ihr so traurig und sitzt in so schweren Gedanken! Wenn Ihr es nicht gerne sehet, daß wir so lange essen und trinken, so wollen wir aufhören und unseren Weg gehen." Da sprach

der Gelehrte: „Ihr seid mir gewiß liebe, werte Gäste, doch ich denke eben über das Rätsel nach. Ich möchte es von der Frau selbst gerne hören.“ Und der Schiffer hieß die Frau das Rätsel wiederholen. Und sie sagte es so, wie es der Schiffer getan. Der Gelehrte fragte sie: „Von wem habet Ihr das Rätsel?“ Sie sprach: „Herr, ich habe einen frommen Mann gehabt, einen großen jüdischen Rabbi, und er erzählte mir oft derlei alte Geschichten und Rätsel. Von diesem schwierigen alten Rätsel aber weiß kein Mensch die Lösung.“

Da fragte der Gelehrte: „Wenn aber einer doch die Lösung trifft, wollt Ihr dann die Wahrheit bekennen?“

Sie antwortete ihm: „Mein lieber Herr, es ist keiner auf der Welt, der dieses lösen kann, es sei denn mein Mann.“

Und der Gelehrte sprach: „Nun, ich kann Euch das Rätsel lösen. Der Vogel, der vom Himmel auf die Erde fliegt, ist die Seele des Menschen, und sie setzt sich auf ein Bäumlein, das ist auf den Leib des Menschen. Dieser gleicht einem Baume, der grün und verzweigt aufwächst, das ist die Jugend, die einem hübschen Lustgarten gleicht. Und der Vogel kehrt und wendet den Baum, das heißt — die Seele, die ganz unsichtbar ist wie der Vogel, regiert den Menschen. Und daß der Baum alle Kräfte an sich zieht und danach verdorrt, heißt, daß der Mensch alles, das Rechte und Unrechte, an sich reißt und die Seele vernachlässigt. Nun klagt die Seele den Leib an, daß bei ihrem Leben dem Leib nichts genug war, bis sie ihm Reichtum verschafft, nun sei er aber vertrocknet. Hätte er mit dem Reichtum Wohltaten erwiesen, so wäre beiden wohl, jetzt hilft beiden nicht das Klagen. Das ist die Lösung. Willst du es gestehen, so will ich dich wieder nehmen.“

Sie hob die Augen, sah den Gelehrten besser an und erkannte ihn. Sie sprang auf und fiel ihm um den Hals und weinte gar sehr. Sie freuten sich und bereiteten ein großes Festmahl. Der Schiffer aber fiel auf die Knie und bat um sein

Leben. Und der Gelehrte sprach: „Weil du mein Weib nicht berührt hast, so schenke ich dir dein Leben, aber da du dir das angeeignet hast, was nicht dir gehört, so nehme ich dir dein Eigen.“ Er nahm ihm seinen Reichtum und ließ ihn laufen. Und sie verblieben in großer Frömmigkeit mit großem Reichtum. Sie erzählten einander ihre Erlebnisse.

Als nun der Mann erzählte, daß die Kinder im Meere ertranken, da weinten beide vor Gram und Schmerz. Denn sie wußten nicht, daß sich die Kinder gerettet hatten.

In einer heißen Sommernacht gingen alle Schiffer, die mit ihren Schiffen vor der Insel vor Anker lagen, da sie nicht schlafen konnten, ans Land und erzählten einander ihre Abenteuer, um sich die Zeit zu vertreiben. Die zwei Söhne waren auch unter ihnen. Sie wußten nicht, daß ihr Vater und ihre Mutter so nahe waren. Da sagten die zwei Knaben: „Wir wollen einander Rätsel aufgeben, wer die Lösung trifft, bekommt zehn Gulden, wer sie verfehlt, zahlt den Aufgebern zehn Gulden.“ Die Schiffer waren einverstanden und sagten: „Da die zwei Knaben verständiger sind als wir, so mögen sie beginnen.“

Da fingen die Knaben an und sagten: „Wir haben eine köstlich schöne Jungfrau gesehen und sie sieht nichts mit ihren Augen, sie hat einen schönen Leib, aber sie ist nicht vorhanden. Sie steht jeden Frühmorgen auf und zeigt sich nicht den ganzen Tag. In der Nacht kommt sie wieder, in einem Schmuck, der nicht einmal noch erschaffen wurde und auch nicht besteht. Mit geschlossenen Augen sieht man sie, bei geöffneten schwindet sie. — Das ist das Rätsel, löset es!“

Alle wunderten sich über das Rätsel und sagten, es wäre so schwer, daß man es nicht lösen könne. Unter ihnen war auch ein alter Kaufmann, der es mit aller Gewalt lösen wollte und auch eine Lösung sagte. Die Knaben ließen seine Lösungen nicht gelten und man stritt darüber, bis es Tag

wurde. Da ſprach ein Schiffer: „Höret mich an! Gehet aufs Schloß und der Fürſt wird entſcheiden, wer im Rechte iſt.“

Die Streitenden waren damit zufrieden und begaben ſich zum Fürſten. Der Fürſt fragte: „Was wollt ihr ſo früh?“ Sie erzählten den ganzen Vorgang. Als der Fürſt das Rätſel hörte, erſchrak er gar ſehr. Er ſah die Knaben an und erkannte ſie. Sie waren nicht ſehr groß gewachſen. Er ſagte zu ihnen: „Woher wiſſet ihr, daß die Löſung des Kaufmannes nicht die richtige iſt?“ Sie antworteten: „Lieber Herr, unſer Vater war ein gelehrter Mann und der hat das Rätſel erdacht und ſeine Löſung geſtellt. Alſo kann es keiner löſen als wir oder unſer Vater.“

Da ſprach der Fürſt: „Wenn ich es treffe, ſo bin ich euer Vater!“

Sie ſagten: „Wenn es einer trifft, ſo muß es unſer Vater ſein, denn er hat das Rätſel keinem anvertraut, nur uns Knaben, und wir haben es keinem verraten.“

Da ſprach der Fürſt: „So hört meine Löſung! Vielleicht treffe ich es. Nach meiner Meinung iſt die Jungfrau die Jugend. Dieſe denkt den ganzen Tag nur an die ſchönen Jungfrauen. Bei Nacht ſieht ſie dieſelben im Traum. Sie ſieht ſie nicht, da ſie bloß ein Traumbild ſind. Öffnet man die Augen, ſo ſieht man ſie nicht. Morgens gehen ſie weg, da der Menſch aufwacht, des Abends kehren ſie wieder im Traum und geſchmückt mit einem Schmuck, der nicht geſchaffen und vorhanden iſt, weil er ebenfalls nur ein Traumbild iſt. Wenn ihr nun die Richtigkeit dieſer Löſung zugebt, ſo ſeid ihr meine Kinder.“ Und die Knaben wunderten ſich über die Löſung, ſahen den Fürſten näher an und erkannten in ihm den Vater. Sie umarmten einander und weinten Freudentränen. Die Mutter hatte während des Geſpräches die Stimme ihrer Kinder erkannt und eilte herbei und alle weinten vor Freude. Sie erzählten einander ihre Erlebniſſe. Der Fürſt ſagte ſeinen

Kindern, sie mögen fromm sein und Gott dienen, so werde der Herr ihnen allzeit helfen:

„Und wenn Gott einem Übles tun will,
So werden seine Freund' alle schweigen still,
Sie werden ihm nicht helfen noch raten,
Sie werden von ihm weichen und werden sagen: ‚Er ist übel beraten.'

So bleibt derselbe Mensch allein,
Unter tausend sagt keiner: ‚Du bist mein.'
So aber Gott dem Menschen wohl will,
So werden seine Feinde schweigen still,
Und wenn der Feinde wären noch so viel."

Die Schiffer sahen und hörten dieses. Und viele von ihnen nahmen das Judentum an und auf der Insel entstand eine schöne Gemeinde.

Maßer.

Von M. Goldschmidt.

(Aus dem Dänischen von L. von Liliencron.)

Simon Levi war plötzlich sehr reich geworden.

Die Umstände dabei waren in gewissem Sinne poetisch, in anderem aber nicht, diese aber sind es, die ich hier mitteilen will.

Simon Levi saß an einem Freitagabend in seiner kleinen, dürftigen Stube und genoß nach der Arbeit der Woche die Heiligkeit des Sabbats in tiefstem Frieden. Nach dem Gottesdienst hatte er mit seiner Schwester Gidel eine gute Suppe und Braten gegessen, dann ein Dankgebet gesungen. Gidel hatte leise mitgesummt, bis des Bruders einförmiger, gedämpfter Gesang und ihr eigenes Summen sie eingeschläfert hatten; sie saß mit untergeschlagenen Armen in einer Ecke des Sofas und nickte, und die Art, wie sie dann halb aufwachte und einen Augenblick wieder sang, zeigte, daß sie sich selbst Vorwürfe machte, nicht mitzusingen, lange nachdem der Bruder schon aufgehört hatte. Er hatte ein Chummisch (hebräische Bibel) hervorgeholt und sich nach und nach ganz in das Lesen vertieft. Wie er so dasaß, die alte Sammetkappe zurückgeschoben über einen Büschel graugesprenkelter Haare, welche die Stirn wie Borsten umstanden, war es nicht eigentlich tiefer, milder Glaube oder Gottesfurcht, was sich in seinem scharfen, kantigen Gesicht malte, obwohl offenbar eine religiöse Stimmung ihn beherrschte, sondern es war zugleich und wesentlich eine eigentümliche Befriedigung, ein gedämpfter Triumph, als hätte er einen Prozeß und hörte eben seine Zeugen die gewünschte Erklärung abgeben. Es war auch ein Prozeß: die sechs Werkeltage standen in seiner Phantasie vor dem Richterstuhle des siebenten Tages; mit den sechs Werkeltagen war die ganze Wirklichkeit, und alles zusammen ward zunichte, ward zu lauter Schein und Trug, den großen Tatsachen und Verheißungen gegenüber, die ihn und sein Geschlecht betrafen. Durch kein Räsonnement konnte er beweisen, daß die Bibel recht habe, aber die Bibel bewies ihm als ein-

zige Realität, daß alles andere unrecht habe. Von Zeit zu Zeit ſtreckte er, ohne den Blick vom Buch zu wenden, die Hand aus und nahm ein wenig von ſeinem Deſſert. Es war jedoch nicht das, was man gewöhnlich ſo nennt, ſondern nur graue Erbſen. Die Erbſen waren, ohne zu platzen, in Salzwaſſer gekocht und wurden einzeln und kalt gegeſſen. Als große Delikateſſe trank er bisweilen ein wenig Bier dazu. Verachtet ſeinen Geſchmack, ihr chriſtlichen Gourmands; aber beneidet ihm ſeinen Magen!

Alles zuſammengenommen kann es einem ſolchen Manne gleichgültig ſein, ob der Reichtum oder das „Glück“, wenn es auf der Wanderung iſt, in ſein Haus eintritt oder nicht. Aber das Schickſal wollte es nun einmal ſo; die große Botſchaft kam überraſchend, plötzlich und gewaltig. Phillips oder Philpots war in Buenos Aires kinderlos geſtorben und hatte nach Abzug einiger Legate Ferdinand Carôe, der ihm einmal das Leben gerettet, und Simon Levi, der ihm einmal mit ſeinem ganzen Vermögen beigeſtanden hatte, als Erben ſeiner Hinterlaſſenſchaft zu gleichen Teilen eingeſetzt. Der dortige däniſche Konſul hatte darüber an das Miniſterium des Auswärtigen berichtet, und einer der Miniſterialbeamten, ein Legationsrat, hatte es ſelbſt übernommen, Simon Levi aufzuſuchen, um zu ſehen, wie ein Mann und ein Jude ausſähe, wenn er plötzlich reich würde. Als es an die Tür klopfte, glaubte Levi, es ſei die Schabbesgoie — die Chriſtin, die es gegen Bezahlung oder aus Freundſchaft übernimmt, am Sabbat das Licht zu putzen und einzuheizen, da man kein Feuer anrühren darf. Nachdem er daher Herein! gerufen und die Tür ſich öffnen und ſchließen gehört hatte, ohne daß die Schnuppe des Lichtes kürzer wurde, rief Simon, unverwandt in das Buch blickend, ein ungeduldiges Nun! oder eigentlich Nu!

Der Fremde verſtand es nicht, fand aber vielleicht ſein Ver-

gnügen daran, die Situation noch etwas pikanter zu machen, und blieb stumm, weshalb Simon Levi nach einer kleinen Weile hinzufügte: „Nu, weshalb putzen Sie nicht das Licht?“

Der fremde Herr fand das spaßhaft, nahm die Lichtschere und putzte das Licht.

„Sehen Sie auch nach dem Ofen,“ sagte Levi, noch immer mit den Augen in seinem Chummisch.

Jetzt fühlte sich der Legationsrat gleich einem Harun al Raschid in das Märchen mit hineingezogen und ließ sich auch zu dem neuen Dienste herab, der von ihm begehrt ward; aber das Feuer war ausgegangen, und Feuer anmachen war ihm doch zuviel. „Das Feuer ist ausgegangen,“ sagte er.

Die Stimme kam Levi so wunderbar fremd vor; er blickte von seinem Buch auf. „Was ist das?“ sagte er beim Anblick des feinen fremden Herrn, „was ist das? Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Was haben Sie hier zu tun?“

„Sie baten mich einzuheizen.“

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ fuhr Simon Levi fort, dem es ganz unheimlich wurde.

„Ich bin gekommen, um mit dem Kommissionär Levi zu sprechen.“

„Ja, der bin ich,“ sagte Simon Levi.

„Das vermutete ich. Aber ich soll zugleich fragen, ob Sie es beweisen können, daß Sie Herr Simon Levi sind?“

„Beweisen? Wer zweifelt?“

„Ich zweifle nicht. Aber haben Sie Zeugnisse dafür, daß Sie Simon Levi sind, der in Friedericia geboren ist und die Handlung bei einem Herrn Heymann erlernt hat?“

„Zeugnisse dafür? Weshalb soll ich dafür Zeugnisse haben? Ich fordere nichts von meinem alten Prinzipal. Er kann in seinem Grabe ruhig schlafen, und heute abend ist mein Sabbat. Bitte um Vergebung.“

„Ja, aber ſind Sie es nicht, der einen Herrn Phillips oder Philpots gekannt hat!“

Jetzt merkte Levi, daß es ſich um etwas handle, und es war, als ob der elektriſche Schlag, der ihn durchzuckte, ſich auch ſeiner Schweſter mitteilte; aber, obwohl ſie ganz aufgewacht war und den Fremden ſorgfältig muſterte, gab ſie doch kein Zeichen von Leben oder Teilnahme, außer daß ſie, ſo unmerkbar wie möglich, die Arme auseinandergleiten ließ.

„Phillips!“ fragte Levi. „Kommen Sie aus Südamerika! Haben Sie die Güte ſich zu ſetzen.“

„Nein, ich bin Legationsrat — — und komme aus dem Miniſterium des Auswärtigen.“

Jetzt fragte Levi nicht mit Worten, er ſah.

Der Legationsrat fuhr fort: „Herr Phillips oder Philpots iſt geſtorben.“

„Geſtorben!“ rief Levi. „Phillips geſtorben! ... Der Arme! ... Boruch dajon emmes! ...*) Woran iſt er geſtorben! ... Hm! Hm! Phillips geſtorben!“

„Ja, und hat Ihnen zweimalhunderttauſend Taler vermacht.“

„Zweimalhunderttauſend Taler! Mir! Wer ſind Sie!“

„Ich bin Legationsrat ...“

„Können Sie es beweiſen!“

„Hier iſt meine Karte,“ antwortete der Legationsrat lächelnd; „aber Sie können ſich zu jeder beliebigen Zeit ans Miniſterium wenden, um ausführlichere Erkundigungen einzuholen.“

„Träume ich!“ ſagte Simon Levi; „Gidel, hörteſt du's!“

„Ich weiß es nicht, Simon, ich glaube es,“ antwortete Gidel ſanft.

„Was ſagte er!“

*) Geſegnet ſei der gerechte Richter!

„Er sagte, daß Phillips tot sei und dir zweimalhunderttausend Taler vermacht habe."

„Und du hast gehört, daß er sich Legationsrat nennt und vom Ministerium des Auswärtigen geschickt ist?" fuhr Levi mit einem beinahe drohenden Blick gegen den Fremden fort, einem Blick, der sein Signalement aufnahm und ihn gleichsam als Geißel festzuhalten suchte.

Der Legationsrat sagte: „Sie werden alles so finden, wie ich es Ihnen gesagt habe; ich kann noch hinzufügen, daß Sie wahrscheinlich etwas zu kurz gekommen sind. Auswärts stürzt man sich auf solche Hinterlassenschaften und läßt sich so wenig als möglich entgehen. Aber viermalhunderttausend Taler sind doch noch ein recht hübscher Pfennig zum Teilen. Ich gratuliere Ihnen. Gute Nacht!"

Als er fort war, sahen sich Simon und Gidel beinahe dumm an. Von der inneren Aufregung waren sie äußerlich wie gelähmt. Sich die Ankunft eines solchen Reichtums zu denken, ist sehr viel poetischer als sie zu erleben. Wenn man sie sich ausmalt, dann ist der Reichtum nicht materiell, nicht ein Haufen Silber, Gold oder Papier, sondern es ist die Erfüllung einer Sehnsucht, die Erreichung aller Ideale, eine Reihe glücklicher Bilder, die sich auf der Schwelle der Wirklichkeit zeigen, während die Seele mehr oder minder deutlich im Hintergrunde eine wunderbare Lichterscheinung erblickt, einen Geist, eine Fee, die Glücksgöttin selbst, mit der man sich heimlich verwandt fühlt, und durch die man sich im Augenblicke wie verwandelt und idealisiert erscheint. Kommt dagegen der Reichtum wirklich, so macht er wohl einen Augenblick den großen Eindruck der Überraschung; aber gleich darauf — statt der Bilder voll Schönheit und Phantasie — entstehen Pläne, die mit einer Begrenzung, ja vielleicht mit Ängsten verbunden sind. Er wirkt beinahe physisch; er fragt die Organe, welchen Genuß sie begehren, und läßt sie zu gleicher Zeit ihre

Endlichkeit empfinden. Wie alles, was neu und plötzlich eintritt, paßt er selten ganz in die gegebenen, gewohnten Verhältnisse hinein; meistens scheint es, als käme er zu spät; er bringt eine Art von Schmerz mit sich, und in einem Fall wie Levis wird dieser Schmerz noch dadurch erhöht, daß dem Reichtum selbst, trotz aller Wahrheit, doch noch etwas zu fehlen scheint: er ist nur als Verkündigung zugegen, das Geld ist noch nicht im Hause.

Endlich fand Simon Levi so ziemlich seine richtige Natur wieder und fing an zu sprechen: „Reich! Zweimalhunderttausend Taler ... Gidel, kannst du das fassen! Kannst du es dir selbst anfühlen, daß du ein reiches Mädchen bist! — Denn das bist du! Bin ich reich, bist auch du reich — Narrenspossen, du hast meine Armut zur Hälfte geteilt ... na, ich will nicht sagen zur Hälfte ... Aber ist eine Veränderung geschehen! Wir sind reiche Leute ... Was heißt reich sein! Gidel, mir schwindelt. Kann ich mehr essen! Ich bin nicht hungrig. Kann ich mehr trinken! Kann ich mich drei Ellen lang ausdehnen und ein Gardist werden! — Du wirst ein schwarzseidenes Kleid kriegen, Gidel ... Aber wenn du dann ein schwarzseidenes Kleid hast! Einmal werden wir doch alle in den Sarg müssen, wie der arme Phillips — hm! der Arme! Wir werden in ein Stück Leinwand gewickelt, ein bißchen Erde unterm Kopf — was ist alsdann Geld! Kannst du's mitnehmen! Narrenspossen, etwas muß doch daran sein, ein Mann aus dem auswärtigen Ministerium kommt nicht mit bloßem Klatsch ... Zweimalhunderttausend Taler, zweitausend mal hundert Talerscheine ... achttausend Taler jährlich, zu vier Prozent gerechnet, und ich werde ein Narr sein und vier Prozent machen. Was wäre das für ein Geschäft! Wir wollen nur fünf Prozent sagen, macht zehntausend Taler im Jahr ... zehntausend Taler im Jahr, Gidel! Das macht dreißig Taler täglich ... Aber laß mich auch in Em-

mes*) dreißig Taler täglich haben! — Was dann! Dreißig Taler täglich, was ist das! — Gidel, ich will dir was sagen, wovon wir nicht gesprochen haben, seitdem wir ganz kleine Kinder waren: mein Rücken ist nicht ganz so gerade, wie anderer Leute ihrer. Narrenspossen, das habe ich nun so viele Jahre mit mir herumgetragen, ohne davon zu sprechen; aber könnte ich für siebenundzwanzig Taler täglich den kleinen Buckel loswerden und mir drei Taler sichern, und ein junger Mann sein, — oder für drei Taler täglich den Buckel loswerden und siebenundzwanzig Taler behalten, dann würde ich die dreißig Taler täglich begreifen. Aber was tu' ich jetzt mit dreißig Taler täglich! Der Buckel bleibt, und die zweimalhunderttausend Taler kommen vielleicht nicht, und es ist besser, nicht daran zu glauben — obgleich, Narrenspossen! Ein Mann aus dem Ministerium des Auswärtigen kann die Leute nicht zum Narren haben — — Gidel, was nützt es reich zu sein, wenn man kein Geld hat! Hier sitzen wir zwei reichen Leute — kannst du mir es ansehen! Kann ich dir es ansehen, du Nebbich**)! Was meint der liebe Gott damit! Will Er uns zwei Alten zum Narren haben! Na, laß uns sagen: Er will uns nicht zum Narren haben, sondern es ist Sein Wille, daß uns in unseren alten Tagen nichts fehlen soll. Gesegnet sei Gott! — Gidel, ich möchte, daß ich heute nacht schlafen könnte."

Er machte eine Bewegung, als wollte er in seine Schlafkammer gehen, blieb aber stehen und sagte:

„Und was wird mein Bruder, der Windbeutel, sagen!"

„Er wird sich freuen," sagte Gidel.

„Ja, freuen wird er sich, und wie wird er sich freuen! Er wird wohl gleich viermalhunderttausend Taler von mir borgen wollen. — Gidel, ich sage es dir, ich mache es dir zur Pflicht:

*) In Wahrheit, wirklich.

**) Arme!

du darfſt von den zweimalhunderttauſend Talern gar nicht ſprechen."

„Aber, Simon, glaubſt du denn, daß das ein Geheimnis bleiben kann!"

„Geheimnis! Wer ſagt, daß ich geheim halten will, daß ich das bißchen geerbt habe! Hörteſt du nicht ſelbſt, daß er ſagte, ich ſei betrogen worden, ich hätte noch viel mehr haben ſollen! Hätten ſie mich noch mehr betrügen können, ſie hätten es getan, darauf kannſt du einen Eid leiſten. Nun, laß die Schweilim (Halunken) mir dafür auch Nutzen ſchaffen — laß uns ſagen — Gott bewahre! ſei's zur guten Stunde geſagt, und ich will nicht beim Wort genommen werden — aber laß uns ſagen, daß ſie mich um hundertachtzigtauſend Taler betrogen haben, dann behalte ich nur zwanzigtauſend Taler, von denen ich meinem Bruder erzählen kann, dem Windbeutel!"

„Er iſt zu ſtolz, um dich um etwas zu bitten, Simon," ſagte Gidel; „aber Maßer mußt du ja einmal geben, und da kannſt du's ebenſogut ihm wie einem Fremden anbieten."

„Mein Bruder ſtolz! Ja, er iſt ſtolz! Gegen wen! Gegen mich, weil ich ein armer Mann bin! Und gegen dich, weil du ein armes Mädchen biſt! Aber es tut nichts! Er hat das Recht ſtolz zu ſein! Er ſoll das Haupt der Familie ſein! Tut es dir nicht leid, daß die Erbſchaft nicht ihm zugefallen iſt!"

„Simon, Simon! Du!" ſagte Gidel faſt weinend, „iſt das der Segen, den der Reichtum ins Haus bringt!"

„Was habe ich denn geſagt, Gidel! Narrenspoſſen; trockne deine Tränen, dein Bruder Simon tut dir nichts zuleide. Sprich kein böſes Wort gegen den Reichtum. Er wird uns zum Segen, er ſoll uns zum Segen werden, mit Gottes Hilfe! Du und ich, wir ſollen im Alter gute Tage haben. Wer weiß, vielleicht könnte noch ein Freier . . . Ach, nun weiß ich, Gidelche, weshalb du es ſtadtkundig haben willſt, mit den

zweimalhunderttausend Talern. Du willst vom Kopf bis zur Fußspitze vergoldet sein, dann kommen sie gelaufen!"

Gidel lachte und meinte: „Ja, das ist der Grund."

„Wie alt bist du, Gidel — lebe lang — laß sehen, siebenundvierzig — in Emmes, Gidelche, du kannst noch heiraten; ich bezahle."

„Scherze nicht so, Simon! Laß mich ein altes Mädchen sein und bei dir bleiben, bis ich die Augen schließe."

„Gidel, davon darfst du nicht reden. Weißt du, seit ich älter geworden bin, habe ich oft einen Gedanken gehabt, und jetzt eben kam er wieder mit dem vielen Geld: wozu nützt es alles? Wir Menschen werden alle begraben. Entweder sterbe ich vor dir oder du vor mir, und beides ist sehr hart, Gidel."

„Sprich nur jetzt nicht davon, Simonche. Wir bleiben zusammen, wir zwei."

„Ja, falls du dich nicht verheiratest."

„Simon!"

„Nun, nun, ich werde es nie mehr sagen, außer wenn du verlangst, daß die Leute von den zweimalhunderttausend Talern erfahren sollen."

„Wenn du's nicht willst, werde ich nicht davon sprechen."

„Wenn du nicht sprichst, spreche ich auch nicht. — Wir wollen jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht, Gidelche, versuche nun, wie ein reiches Mädchen schläft.

* * *

Es wird jetzt nötig sein, ein paar Worte von jenem Bruder Simon Levis zu sagen, den er aus vielen Gründen den Windbeutel nannte. Der Bruder war ein schlankgewachsener, schöner Mann, der sich, wenn auch etwas oberflächlich, christlichem Geist und christlicher Denkart angeschlossen hatte und in ganz anderer Weise als Simon mit Christen verkehrte. In

dieſer ſeiner Leichtigkeit lag etwas, was Simon Levi ſchon vor Jahren Windbeutelei genannt hatte. Dann hatte der Bruder aber auch, mit Rückſicht auf ſeinen Umgang mit den Chriſten, ſeinen Namen ein klein wenig verchriſtlicht oder moderniſiert. Eigentlich hieß er Mordochai, war aber von Kindheit an Mortche genannt worden, und die gewöhnliche Überſetzung davon iſt Markus. Da jedoch auch dies ziemlich ſtark nach Judentum ſchmeckte, hatte es Mortche nach und nach in Martin gemildert; das war nun nach Simons Meinung eine neue Windbeutelei, obwohl ganz im Einklang mit allem übrigen. Mein Bruder Mortche-Martin pflegte er ihn zu nennen, aber doch nur gegen die Schweſter Gidel; denn Simon war noch ein armer Mann und kritiſierte nicht laut. Aber wenn die Gelegenheit es gab, pflegte er hinzuzuſetzen: Wenn aus Mortche Martin wird, was wird dann aus Simon! Dann konnte er daſitzen und alle Namen durchgehen von Hans bis zu Gretel und ſich daran halb ärgern, halb ergötzen; denn was ſoll ein armer Mann machen! Er muß ſich bemühen wie die Biene, auch aus dem Bitteren Süßes zu ſaugen. Dies alſo war die zweite Windbeutelei. Die dritte und weſentlichſte war, daß Mortche oder Martin eigentlich in bedrängten Umſtänden war, und gleichwohl auf einem verhältnismäßig großen Fuße lebte. Er war nun einmal ebenſo ſanguiniſch, wie Simon melancholiſch, und lebte des Glaubens, daß der liebe Gott ſchon für ihn ſorgen werde, wenn er ſelbſt ſich nur wohl und munter hielte. „Ich werde doch nie reich genug, um meinem Sohne und meiner Tochter etwas zu hinterlaſſen,“ pflegte er zu ſagen; „mögen ſie denn bei mir und meiner Frau eine frohe Jugend genießen und lernen mit Menſchen umzugehen; nach meinem Tode werden ſie's ebenſo machen, wie ich nach meines ſeligen Vaters Tod: ich fand, was not tat zum Leben. Was nützt es, grämlich zu ſein und ſich vor der Zeit graue Haare wachſen zu laſſen!“ Das konnte nun Simon Levi

seiner Natur nach nicht verzeihen, zumal der Bruder infolge dieser Philosophie für Schwester Gidel niemals etwas übrig hatte, oder doch nur sehr selten und dann nur sehr wenig, es vielmehr Simon allein überließ, für sie zu sorgen. Wenn die Gedanken diese Richtung nahmen, sagte Simon zu Gidel: Dein Bruder Mortche.

Von allen Anzeichen dafür, daß Mortche oder Martin zu groß lebte, war Simon keines unangenehmer, als daß er im Sommer Markisen vor den Fenstern hatte. Simon wohnte parterre auf der Schattenseite, der Bruder im dritten Stock auf der Sonnenseite, Simon empfand deshalb nicht, daß der Bruder von der Sonne belästigt sein könnte; aber eines wußte Simon bestimmt, und das war, daß weder seine Eltern noch seine Großeltern Markisen gehabt hätten. Diese drei weißen Markisen vor des Bruders Fenstern erschienen ihm wie weiße Flaggen, deren Wehen einen unnatürlichen Ehrgeiz, Frohsinn oder Jubel verkündigten, und niemals konnte er vorübergehen, ohne hinaufzusehen und zu murmeln: Markisen! Owaus Awaseinu*), Markisen! — Aber es war alles nur ein unterdrücktes Murmeln, denn Simon war ein armer Mann.

Mittlerweile waren Mortches oder Martins Kinder groß geworden, und er sprach davon, daß sein Sohn Friedrich — in der Synagoge hatte er bei seiner Geburt nach dem Großvater den Namen Schlaumo erhalten; aber Schlaumo oder Salomo**) läßt sich mit Friedrich übersetzen — die Geschäfte übernehmen sollte, und zugleich munkelte man davon, daß Friedrich in die hübsche Rike Jakobson verliebt sei. Hübsch war sie, galt auch für ein munteres und gutes Mädchen; das war aber alles, denn Jakobson schlug sich mit Mühe durch. Das schien indessen Mortche oder Martin nicht zu kümmern.

*) „Väter unserer Väter!" Ein Ausruf.

**) Es ist von derselben Wurzel wie Scholem, Salem = Frieden.

„Was brachte denn meine Frau mir mit?“ ſagte er. Eine abgemachte Verlobung war es nicht; aber man ſprach von den jungen Leuten, und Simon Levi, der das junge Mädchen kannte, konnte nicht umhin, Anteil daran zu nehmen. Gegen Dritte ſprach er ſich zwar nicht darüber aus; zu Gidel aber ſagte er, als zum erſtenmal die Rede darauf kam: „Tanzen zwei Meiſim, wer bezahlt die Leiſim!“*) Seine Meinung war, daß Friedrich als ein hübſcher, tüchtiger, aber unvermögender junger Mann eine gute, d. h. vermögende Partie machen müſſe. Doch iſt es im Grunde eine Frage, ob dieſe Meinung bei Simon Levi mehr als Verſtandesſache war; von Herzen konnte er entweder nur den jungen Leuten Glück wünſchen, oder auch, weil er ſelbſt ganz überſehen ward, zufrieden damit ſein, daß der Bruder nicht mit einer reichen Familie in Verbindung käme, und dann behielt er doch zugleich mit ſeiner Windbeutelei vollſtändig recht.

So ſtanden die Sachen in dem denkwürdigen Augenblick, als Simon Levi die Nachricht von ſeiner großen Erbſchaft erhielt.

In dieſer Nacht ſchlief Simon nicht viel. Sobald er von dem Licht, das den Fremden beſchienen hatte, und von Gidel, welche ihn geſehen und gehört hatte, entfernt war, verlor die Sache an Zuverläſſigkeit. Er mußte dieſe erſt durch Hilfe von Wahrſcheinlichkeitsberechnungen wieder hervorrufen, oder richtiger durch Erwägung der Unwahrſcheinlichkeit, daß jemand hier Philpots kennen und etwas über ihn und ſeine Jugendbeziehungen zu ihm, Levi, wiſſen ſollte, um ſich deſſen zu einem grauſamen Scherz zu bedienen. Aber jedesmal, wenn ihm die Sache dann wahrſcheinlich wurde, wurde ſie auch zu groß, um recht wahr zu ſein, und eine neue Unruhe bemächtigte ſich ſeiner bei der Frage, inwiefern er ein Recht

*) Wenn zwei Tote tanzen, wer bezahlt die Muſikanten?

habe, am nächsten Tage, als am Sabbat, ins Auswärtige Ministerium zu gehen, um in einer Geschäftssache Gewißheit zu erlangen. Er bewies sich selbst, daß die Sünde genau betrachtet nicht groß sei, oder doch wenigstens verzeihlich, und dabei schlief er auf einige Augenblicke ein; aber als er erwachte und aufstand, kamen die Bedenken wieder. Teils erschreckte ihn der Gedanke, einem Manne gegenüberzustehen, der ihm eine plötzliche, entscheidende, vielleicht zerschmetternde Gewißheit geben würde, teils hatte er das abergläubische Gefühl, als ob der Reichtum wieder schwinden könnte, falls er Gott im Geringsten versuchte und an einem Sabbate danach griffe.

Als er zur gewöhnlichen Zeit in die Synagoge kam und unbeachtet wie immer nach seinem Stand in einer der untersten Reihen an der Seite ging, sagte er zu sich selbst: Hier kommt ein Mann von zweimalhunderttausend Talern — dann würden wir sehen! Was würden wir sehen! Nein, wir würden nicht sehen! Sie würden fragen: Simon, wo sind die zweimalhunderttausend Taler!

Seine Nachbarn, kleine Leute wie er selbst, begrüßten ihn mit dem Wunsch eines guten Sabbats. Da der eigentliche Gottesdienst noch nicht angefangen, hatte man auch ein wenig Zeit, sich gegenseitig nach dem Verlauf der Woche zu erkundigen. Einer zog die Schultern auf joviale Weise und sagte, man müsse sich in das finden, was einem gegönnt werde. Ein anderer klagte über die schlechten Zeiten. Ein dritter sagte, daß er tags zuvor einen unerwartet guten Handel gemacht und zwanzig Taler verdient habe. — „Kontant!“ fragte Simon Levi. „Ja. — Pischt! das ist mehr als ich sagen kann.“ — Diese Zweideutigkeit ergötzte ihn, aber ihm war doch sonderbar zumute: wie einem Königssohn, dessen Herkunft plötzlich entdeckt ist, und dessen Legitimitätsbeweise nun dem König zur Entscheidung vorliegen; oder wie einem Vogel, der flügge

werden und gleich auffliegen wird, zum allgemeinen Erstaunen derjenigen, die ihn für einen kleinen buckligen Kommissionär gehalten hatten. Wie es uns oft ergeht, wenn wir inbrünstig etwas für uns selbst wünschen, daß das Herz von inniger Liebe zu Gott zu schwellen scheint, der uns das Gewünschte geben kann, so wurde Simon sehr fromm gestimmt und versprach in großen aber unbestimmten Zügen, welch ein Mann für die Synagoge und die Gemeinde er werden wollte. Da trat ein Mann herein, den er als Besitzer einer halben Million kannte. Es war ein stattlicher, großer Mann, mit selbstbewußten Mienen, aber zugleich mit dem Ausdruck von Ernst und Frömmigkeit. Er ging nach einem Platz nahe beim Betpult.

Ein Mädchen, die im Theater von der Galerie aus ihren Geliebten eintreten sieht, kann ihm nicht mit größerer Aufmerksamkeit folgen, als Simon Levi mit seinen kleinen scharfen Augen allen Schritten dieses Mannes. Er wurde von niemand mit sklavischer Ehrfurcht empfangen; niemand grüßte ihn tiefer, als er selbst grüßte; aber dennoch lag in dem vertrauten Blicke, mit dem die Vornehmeren grüßten, in der Achtung, die gleichsam in der Atmosphäre war, die den Mann umgab, ein Etwas, wobei Simon Levi sich sagen mußte, dies erwerbe sich nicht allein durch zweimalhunderttausend Taler oder mehr, sondern es sei zugleich durch Geburt und Familienverhältnisse, durch die Wirksamkeit eines ganzen Lebens bedingt. Mit scharfem Verständnis erfaßte er die Begrenzung seiner eigenen Persönlichkeit und fühlte, daß ihm in gewisser Beziehung der Reichtum zum Schmerz werden würde. Von neuem und bestimmter als am Abend vorher beschloß er, daß niemand genaue Kunde von der Erbschaft haben solle; daß er nicht den äußeren Schein des Reichtums suchen wolle, sondern seine Wirklichkeit; und dann kam ein Augenblick, aber auch nur ein Augenblick, wo er ihm gleichgültig ward.

Am nächsten Morgen reiste er in der Frühe nach der Fabrik bei Helsingör und fragte dort bei Carões an, ob sie etwas wüßten. Es schien, als wollte er sich der Entscheidung auf so weiten Umwegen wie möglich nähern. Sie antworteten, daß eine Anfrage gekommen sei; da aber Ferdinand und seine Frau abwesend seien — er hatte ein Schiff zu führen bekommen —, so wüßten sie weiter nichts, als daß ihm in Südamerika eine Erbschaft zugefallen sei.

Levi holte tief Atem. Hier begegnete ihm also die Sache in wirklicher Gestalt. Er sagte: „Ich frage, weil es mich interessiert, daß Herr Carõe reich wird, und weil ich bei derselben Gelegenheit auch ein bißchen kriegen werde."

„Sollen Sie nicht zu gleichem Teil mit Ferdinand erben?" fragte man.

„Ich soll einen Teil haben; aber es sind große Halunken drüben in Südamerika: ich kriege nur zwanzigtausend Taler. Aber auch das ist gut, und ich bin sehr zufrieden damit!"

Die Carões nahmen es arglos für Wahrheit hin; somit fühlte Levi sich sicher, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, und daß man die Sache so darstellen werde, wie er es wünschte.

Aber er konnte es denn doch nicht hindern, daß das Gerücht sich schnell über Kopenhagen verbreitete, und daß es nicht bloß die Wahrheit erzählte, sondern diese sehr übertrieb. Er beschloß als kluger Mann, sich dem Strom nicht gerade entgegenzustemmen, solange er am reißendsten war.

„Ja," sagte er, „ich erbe eine Million. Wollen Sie sie mir für neunmalhunderttausend Taler abkaufen?"

Kam einer und fragte, ob es nicht zweimalhunderttausend Taler seien, dann antwortete Levi: „Wollen Sie mich zum besten haben? Gönnen Sie mir nicht mehr als zweimalhunderttausend Taler? Es sind dreimalhunderttausend Taler nebst Stallung und Wagenremise und alles im Hause frei.

Ich hoffe auf Ihren freundlichen Beſuch, wenn ich meine Wagenremiſe erſt habe.“

Pfiffig war er; aber er hatte es auch mit geriebenen Leuten zu tun, die die Spur nicht verloren, wie ſehr er ſie auch zu verwiſchen ſuchte. Inzwiſchen kam verſchiedenes hinzu, um die Leute dennoch unſicher zu machen. Es währte lange, bis die Gelder wirklich ankamen, ſo lange, daß man ſchon anfing über die Gold- und Silbergruben zu lächeln, die Simon Levi in Peru und Mexiko hätte. Als das Geld endlich kam, kam es doch nicht auf einmal, ſondern in Terminen, ſo daß ſelbſt wohlunterrichtete Leute dem Gerücht von den großen Summen widerſprachen. Und damals gab es in Kopenhagen noch keine ſcharfblickende Einſchätzungskommiſſion, die es einem ehrlichen Manne verwehrte, ohne Bürgerbrief ſtill zuſammengebückt über ſeinen Reichtümern zu ſitzen, ohne Steuern zu zahlen oder ſeinen Status gar im grünen Buche zu veröffentlichen.

So wurde Levis Wunſch erfüllt. Aber als nun das Ganze oder doch der größte Teil der Erbſchaft in ſeinem Beſitze war, verfiel er einer großen Inkonſequenz. Wie viel hatte er gelitten von Neid, von Schadenfreude, von all den Stimmungen, die durch die beſtändig wechſelnden Gerüchte erzeugt waren! Er war aus ſeiner ganzen bisherigen Lage hinausgeſchoben worden, aus der Klaſſe von Menſchen, der er bis dahin angehört hatte, wenn auch nicht aus Freundſchaft, ſo doch um der kameradſchaftlichen Beziehung willen, wie gleiche Umſtände ſie bedingen. Einen Augenblick war er ihnen zu reich geworden; im nächſten Augenblicke war es nur eine Seifenblaſe mit den Farben des Reichtums geweſen; dann hatte er wohl wieder eine gewiſſe Achtung erlangt, jene ſoziale Achtung, die man dem vermögenden Manne immer zollt, aber hieran hatte ſich weder Freundſchaft noch Verkehr geſchloſſen: an Rang war er in eine höhere Klaſſe geſtiegen, aber

es war nur ein titulärer Rang, die Person blieb, was sie gewesen war — er war und blieb der kleine Kommissionär ohne Bildung und ohne Einfluß. Hierdurch nun schmerzlich gekränkt, wollte er plötzlich seinen Zauberstab schwingen und in seiner ganzen Herrlichkeit hervortreten. Er hatte bei einem Feste fünfhundert Taler an die Armen gegeben; bei diesem Anlaß beehrte man ihn in der Synagoge mit einer Mitzwo (einer gewissen Zeremonie, beim Lesen der Thora), und da dergleichen im voraus angeordnet wird, und zwar mit derselben Sorgfalt, wie irgendwelche Hofzeremonie, so hatte er sich auf den Tag vorbereiten und Anstalten zu einem großen Festessen in seinem Hause treffen können. Nur die Gäste fehlten; aber die lud er in der Synagoge. Er wendete sich zuerst, mit Angst und Demut im Herzen, an jenen stattlichen reichen Mann, und bat ihn um die Ehre usw. Der stattliche Mann beschloß, weil die Einladung in der Synagoge geschah, Gott ein wohlgefälliges Opfer zu bringen und sich herabzulassen; er antwortete mit seiner tiefen Gutturalstimme: „Oh, ja, warum nicht? für einmal. Ich werde kommen.“ Andere antworteten auf eine mehr wohlerzogene Art mit Ja, wieder andere entschuldigten sich. Levi lud auch einige Ärmere ein, alte Bekannte. Einer von ihnen hatte genau achtgegeben, wer zuerst eingeladen ward, und antwortete: „Ich bin zu gering für Eure neue Gesellschaft. Gleich und gleich gesellt sich gern.“ In den letzten Worten lag für Simon eine grausame Ironie; gegen seine Gewohnheit hatte er kein Wort der Erwiderung.

Die Gesellschaft begab sich in sein Haus, und im Grunde ging alles sehr gut, ausgenommen für Simon. Er mochte sich immerfort wiederholen: Ich bin ein Mann von zweimalhunderttausend Talern, war aber nicht imstande, sich von seiner eigenen Person loszumachen und die Rolle des Wirtes mit Freiheit zu spielen. Er wußte, daß der Wirt zwar das Geringste in seiner Stube ist, aber doch zugleich der Erste,

daß er den angesehensten Gast in der rechten Weise ehren soll usw. Aber jedesmal, wenn er sich mit dem Rechte des Wirtes jenem stattlichen Manne nähern wollte, fühlte er sich wie im Schatten eines Turmes, der hoch über ihn hinausragte, nicht nur das Verhältnis von fünfmalhunderttausend zu zweimalhunderttausend, sondern vielmehr durch jenes Unbeschreibliche: die Autorität vieler Jahre. Unwillkürlich stand er nach Verlauf weniger Minuten immer wieder in der Ecke, im Gespräch mit seinem ärmsten Gast. Er fühlte das Schiefe seiner Lage und ergriff jede Gelegenheit, um aus der Stube zu kommen und fern von allem zu sein. Die beiden alten Geschwister hatten einen schrecklichen Augenblick in der Schlafkammer. Man sollte zu Tisch gehen, und Simon meinte, daß es an Gidel sei, hinzugehen und dem vornehmen Mann den Arm zu bieten. Hineingehen wollte Gidel schon, nur meinte sie, der vornehme Mann müsse ihr den Arm bieten: „Aber falls er's nicht tut, Simon!" — „Falls er's nicht tut!" sagte Simon, vor Angst und Wut erblassend und außerstande, sich zu rühren. — „Simon leb'," sagte endlich Gidel, „zu Tisch müssen sie. Geh du hinein und sage ihm: ‚Seid mauchel*)' und führe ihn zu Tisch." — Nach einigem Zaudern antwortete Simon: „Ich will hineingehen und ihm sagen: ‚Seid mauchel', und will er mir nicht mauchel sein — na! so lebe ich morgen doch noch, falls es des allmächtigen Gottes Wille ist!"

Bei Tisch herrschte natürlich nicht der gesellschaftliche Ton, welcher auf Gemeinschaft der geistigen Interessen beruht. Eine wie hohe Bedeutung die Religion auch hat, so ist doch weder die Kirche, noch die Synagoge der Ort, an welchem man seine Gesellschaft ohne andere Rücksicht wählen soll. In der Regel haben jedoch zufällig zusammengeführte Juden

*) Wenn's Ihnen gefällig ist.

etwas Gemeinsames, zu dem die Unterhaltung ihre Zuflucht nehmen kann, nämlich die Freude an polnischen Geschichten. Eine wunderbare Naivität, gepaart mit Pfiffigkeit, Unverschämtheit, schlagendem, sprudelndem Witz und Selbstironie, scheint vorzugsweise die polnischen Juden auszuzeichnen; Anekdoten von ihnen werden von der Leipziger Messe aus über alle Lande verbreitet, wo die Juden jenen Jargon verstehen, ein Gemisch von Deutsch und Hebräisch, den man Mauscheln nennt, und der durch seinen eigentümlichen Rhythmus und seine Wortspiele diesen Geschichten ihre eigentümliche Würze gibt. Während der Mahlzeit, die anfangs still und steif war, fing erst einer an, seinem Nachbar eine solche Geschichte zu erzählen, ein zweiter erinnerte sich auch einer guten, und ein dritter hatte eben eine neue gehört. Bald war man so gemütlich, wie es eine Gesellschaft durch gemeinschaftliches Lachen werden kann. Der stattliche Mann verlangte nicht das Wort zu führen; er gestattete gutmütig, daß man ihn durch Erzählen unterhalte. Als Simon Levi diese glückliche Wendung der Dinge beobachtete, schwamm er in einem Meer von Glückseligkeit und wähnte sich einen wahren Balboes, einen großen Wirt. Aber das Schicksal wollte, daß eine geringfügige Kleinigkeit ihn von seiner ganzen Höhe wieder herabstürzen sollte. In einer christlichen Tischgesellschaft würde bei so lustigen Geschichten auch die Stimmung wachsen und durch den Wein erhöht werden. Aber die Juden trinken sehr wenig. Sie gehen nicht leicht aus ihrer Natur heraus, aus ihrer kühlen, für praktische und religiöse Leute passenden Besonnenheit; denn sie wissen, daß die Mahlzeit mit dem würdigen Hersagen des langen hebräischen Dankgebets schließen soll. Man hört nie ganz auf, eine Gemeinde zu sein, deren religiöses Gepräge mit dem nationalen vermischt ist. So geschah es, daß die durch die polnischen Geschichten hervorgerufene Gemütlichkeit in eine offenherzige und vertrauliche

Beſprechung der jüdiſchen Verhältniſſe im allgemeinen über=ging. Aus einer Stadt war eine Verfolgung zu berichten, anderswo hatten einer oder mehrere Juden ſich empor=geſchwungen. Die Fehler der Juden wurden beſprochen, und als Beiſpiel dafür wurde von einem erzählt, der die Chriſten mit ſeinem Reichtum herausforderte, ſich überall vordrängen wollte, intrigierte, ſich wichtig machte, zuletzt aber gedemütigt worden ſei. Da nahm der ſtattliche Mann das Wort: „Ge=ſchieht ihm recht! Chutzpo*)! Es geſchieht ihm ganz recht! Man ſtellt ſich nicht auf die Fußſpitzen, wenn man auch ein reicher Mann iſt. Geld iſt viel, Geld iſt aber nicht alles.“

Der ſtattliche Mann dachte bei dieſen Worten vielleicht gar nicht an Simon Levi, und die anderen im erſten Augenblick auch nicht. Aber Simon empfand ſie als Anſpielung, und vielleicht war eben der Ausdruck ſeines Geſichts für die an=deren der Anlaß, die Worte noch einmal zu hören. Die Na=tur des Geſprächs hatte von ſelbſt eine Pauſe herbeigeführt; jetzt wurde ſie peinlich, und keiner wußte ſie zu brechen. Es fiel ein Wink, daß es Zeit ſei zum Benſchen (das Tiſchgebet herſagen), dadurch ward Simon vom Starrkrampf, der ihn befallen hatte, befreit. Aber er vergaß ſich bis zu dem Grade, daß er, anſtatt den Würdigſten oder Vornehmſten dazu auf=zufordern, das Gebet ſelbſt vorſprach. Während er mit allen äußeren Zeichen der Devotion, mit geſchloſſenen Augen und ſchaukelndem Oberkörper das Gebet ſprach, ward er ſeines Fehlers eingedenk, bereute ihn, aber freute ſich dennoch in ge=wiſſem Sinne darüber aus Trotz und Ärger, dachte an ſeinen Reichtum, fand ihn nicht hinreichend und fühlte ſich unglücklich.

Als das Ganze vorüber und die Gäſte fort waren, ſagte Simon Levi nach langem Stillſchweigen zu Gidel: „Na, ein=mal iſt keinmal! Einmal war ich meſchugge**).“ Nach einer

*) Unverſchämtheit.

**) Toll, aber das Wort hat eine unüberſetzbare komiſche Bedeutung.

neuen langen Pause fügte er mit der wunderlichen jüdischen Selbstironie hinzu: „Höre, Gidel, weißt du was! Ich verstehe es nicht. Man sagt doch, daß das Glück eine Nekeiwo*) sei. Nun, sie soll willkommen sein! Aber was wollte sie bei mir! Ich verstehe es nicht. Weshalb ging sie nicht lieber zu einem jungen, hübschen Mann! Kannst du mir das erklären!"

Gidel antwortete: „Willst du's wissen, Simon!"

„Ob ich es wissen will! Weshalb fragt man! Kannst du antworten!"

„Weil ein junger Mann vielleicht alles selbst behalten würde; du aber kannst jungen Männern geben."

„Hm!" sagte Simon und geriet plötzlich in einen Gedankengang, der ihm durchaus nicht angenehm war.

Lange ehe er seine ganzen zweimalhunderttausend Taler unter Schloß und Riegel hatte, gleich bei der ersten Einzahlung war für Simon Levi eine peinliche Frage eingetreten: wegen Maßer (dem Zehnten). Nach dem Gesetz nämlich soll man den zehnten Teil von seinem Erwerb an die Armen geben, und viel mehr Juden, als man wohl glaubt, kommen in der Tat noch heute diesem rein moralischen Gesetze nach. Als aber Simon Levi anfing, an diese Pflicht zu denken und Betrachtungen darüber anzustellen, schien ihm ein großer Unterschied zwischen demjenigen zu sein, der ein regelmäßiges Einkommen hat, von dem er jährlich sein Zehntel gibt, und dem, der plötzlich zu einem großen Betriebskapital kommt. Sollte er nach dem Buchstaben des Gesetzes den zehnten Teil des ganzen Kapitals, also zwanzigtausend Taler, geben, oder jährlich den zehnten Teil von den Zinsen des Kapitals! Zwar würde dem Anschein nach in beiden Fällen das Resultat dasselbe bleiben, aber die Rechnung war diese: Wenn ich auf einmal zwanzigtausend Taler gebe, dann muß ich demnach

*) Frau.

jährlich den zehnten Teil der Zinsen von den übrigen hundertachtzigtausend Talern geben; behalte ich dagegen die zwanzigtausend Taler, so kann ich jährlich die Zinsen davon geben, und die mögen denn für das Ganze ausreichen. Zwanzigtausend Taler auf einmal, sagte Simon bei sich selbst. Welcher rechtschaffene Kopenhagener wird zwanzigtausend Taler geben, weil ihm aus Südamerika eine kleine Erbschaft zufällt! Wer würde der Nächste dazu sein! Mein Bruder! Bedarf er's! Hat er nicht sein Brot im Hause! Kriegte er zwanzigtausend Taler, er würde auffliegen und Kikeriki schreien, wie ein Hahn, und mir auf den Nacken treten und der Erste in der Familie sein, und dann würde er mit meinem Gelde spekulieren und sich selbst ruinieren, der Windbeutel!

Aber hiermit war die Sache keineswegs abgetan. Gesetzt auch, daß seine Angabe vor Gott als offiziell gelten könnte, daß er sich mit Recht als verantwortlicher und steuerpflichtiger Besitzer von nur zwanzigtausend Talern betrachten und den Rest ganz und gar für sich behalten könnte, so hatte er die Gelder doch so angelegt, daß er von einigen fünf oder sechs, bisweilen sieben Prozent, von anderen nur vier Prozent erhielt. Welche von diesen gehörten dem lieben Gott! Der offizielle Zinsfuß war vier Prozent.

Endlich wurde die Sache durch einen letzten Umstand völlig verwickelt. Wir haben gesehen, daß Levi an jenem Fest fünfhundert Taler an die Armen gab. Im voraus hatte er seinem Bruder Mortche oder Martin tausend Taler gegeben, in der Meinung, einen guten Handel damit zu machen. Der Bruder war zu ihm gekommen; mit jener für Simon unwiderstehlichen Leichtigkeit, Vertraulichkeit und Herablassung hatte er ihn gezwungen zu reden und, wenn auch unbestimmt, doch einzuräumen, daß die Erbschaft eine recht hübsche Summe sei. Darauf hatte der Bruder, ganz wie im Vorübergehen, etwas von einem Wechsel von tausend Talern geäußert, den

er bezahlen sollte, und Simon hatte, um für seine unvorsichtige Rede nicht mit einer höheren Summe zu büßen, dem Bruder gleich gesagt: „Laß das Maßer sein!“ Und der Bruder hatte es angenommen, scheinbar von Herzen zufrieden, aber überzeugt davon, daß viel, viel mehr Geld da und Simon vor Gott sein Schuldner sei.

Dies waren also fünfzehnhundert Taler, und außerdem hatte Simon im Verborgenen hier und da etliche Summen zum Belauf von ein paar hundert Talern gegeben, die er kaum wagte, Gott auf Rechnung zu setzen, denn diese Wohltaten hatten ihm selbst Freude gemacht; aber er führte sie doch zu Buch. Im ganzen zirka siebzehnhundert Taler.

Falls man nun die Geduld hat, die Rechnung anzustellen, so wird man sehen — Levis offizielle Angabe von einer Erbschaft von zwanzigtausend Talern als richtig vorausgesetzt — daß seine Jahreseinnahme nach einem Zinsfuß von vier Prozent sich auf achthundert Taler belief; er stand also, nach dieser Rechnung, vor Gott in einem Vorschuß von nicht weniger als neunhundert Talern.

Ja selbst falls die Zinsen von den zwanzigtausend Talern ganz ungereimt hoch zu sieben Prozent angesetzt würden, also zu vierzehnhundert Talern, stand er im Vorschuß mit dreihundert Talern.

Wäre nur nicht das einzige Unangenehme bei diesem günstigen Status gewesen, daß er nur offiziell war, während das Gewissen eine andere Rechnung machen konnte und keine andere Entschuldigung hatte, als, da er nicht die volle Freude des Reichtums habe, so brauche er auch nicht die volle Steuer zu zahlen. Aber es gibt vielleicht manchen geehrten Mitbürger, der bei der Selbstangabe der Einnahmen in ein ähnliches Dilemma der Frage gegenüber gerät, was Vermögen und was Einnahme sei; wie hoch er nach seinem Dafürhalten zu

besteuern, und wie hoch die Steuerkommission glauben würde, ihn einschätzen zu müssen.

In Levis Gewissen blieb die Unruhe stecken, zwei verschiedene Rechnungen gemacht zu haben, die nicht stimmen wollten, und sie ließ ihn bisweilen Dinge tun, die man nicht verstehen konnte. Da kam er einmal zu einer Gemäldeauktion, nicht um zu kaufen, sondern um Menschen zu sehen und ein wenig zu plaudern, denn er langweilte sich jetzt oft. Dort fand sich ein Kunstkenner oder Kunstliebhaber, der, als er Levi traf und sich ihn gut betrachtete, ihm wohl keine Kunstbegeisterung zutraute, sondern ihn für einen Käufer hielt. Er erzählte ihm, daß namentlich einige der Gemälde Aufmerksamkeit verdienten. Der Künstler sei tot, habe im Leben gegen Armut und Verlassenheit gekämpft, und jetzt erst erkenne man sein Talent. Levi kaufte auf einmal für mehr als tausend Taler, teils weil er sich plötzlich an Maßer erinnert fühlte und in den Künstlern einige der Armen sah, denen er, streng genommen, Geld schuldete; teils wollte er aber auch den Christen zeigen, daß man nicht vergebens an einen Juden appelliert, und schließlich hatte er zu Hause so viele leere Wände. Gleich darauf fand sich der beunruhigende Zweifel ein, auf wessen Konto er die tausend Taler setzen solle. War es ein neuer Vorschuß an den lieben Gott, oder Abzahlung der Schuld, oder keines von beiden, da er doch selbst die Gemälde behalten hatte! Aber, wie er sich selbst ganz richtig sagte, würde er sich für seine eigene Person jemals die Verschwendung erlaubt haben, Gemälde zu kaufen! Würde er sich nicht mit Kupferstichen oder Lithographien begnügt haben! Auf wessen Rechnung also kämen die tausend Taler!

Sein Verstand, der das Gesetz nur zu gut kannte, gab die Antwort außerordentlich klar und unangenehm; sein Gewissen hüllte sich in Dunkel und fand einen, nur aber nie genügenden Versteck.

Falls ein Mensch beständig an seine Sünden oder an seine Schuld gegen Gott denken sollte, müßte er es zur völligen Sühne bringen, oder den Verstand verlieren. Die milde Natur, die uns sündhaft machte, hat uns aber auch bis zu einem gewissen Grade ein Mittel gegen die Angst der Sündhaftigkeit gegeben: wir können an andere Dinge denken. Und Simon Levi fand für eine Zeitlang andere Dinge zu bedenken, zunächst infolge des Gemäldeankaufs. Dieser lenkte wieder die Aufmerksamkeit auf ihn und seinen Reichtum, und man kam zu dem Resultat, daß er sehr vermögend sein müsse, aber es nicht verstehe, mit Geld umzugehen. Kurz, man vermutete, daß er eine Schrulle hätte. Dieses veranlaßte, daß sich ein Mann mit einem Vorschlag an ihn wandte. Im Auslande lebte ein sehr vornehmer, aber auch sehr verschuldeter Herr, der ein Anlehen machen und zugleich Bürgschaft stellen wollte, aber freilich erst auf die sechste oder siebente Priorität seines Grundbesitzes. Der regierende Fürst jedoch, sein Anverwandter, obwohl er nicht gerade für das Anlehen garantieren wollte, interessierte sich doch dafür und war erbötig, den Darleiher mit einem Ritterkreuz zu belohnen. Trotz Simon Levis großer Klugheit loderte es bei dieser Versuchung doch in ihm auf. Sein Reichtum hatte ihm bisher so geringe Befriedigung gewährt, so wenig äußere Achtung und innere Ruhe gebracht! Nicht einmal in seiner Familie war er sicher, der Erste zu sein; sein jovialer, schlank gewachsener Bruder, der von ihm Geld annahm, brauchte sich nur zu zeigen, um ihn zu überragen. Aber falls er ein Ritterkreuz bekäme! Falls in den Zeitungen stünde, daß der Partikulier Simon Levi zum Ritter von dem und dem Orden allergnädigst ernannt sei! Seine Bekannten würden fragen, was er denn getan habe. — Na, dann fragen sie! Die Leute werden des Fragens schon müde, wenn sie keine Antwort kriegen. Mögen sie's bemäkeln! Nach einer Weile sitzt der Orden doch fest und sieht aus wie jedes andere Ver-

dienſt. Und wenn ich am Sabbat mit Gidel am Arm aus der Schul'*) komme, und wir durch die Nordſtraße nach dem Wall gehen, bei der Feuerwache vorbei, da muß die Feuerwache das Gewehr präſentieren, und gehen wir bei der Amalienburg vorbei, dann müſſen die Gardiſten mit ihren großen Pelzmützen das Gewehr präſentieren! Da gibt's keine Ausrede! Sie müſſen! Welch eine Szechie**) für Gidel, die Arme, das zu erleben! Und komme ich zu meinem Bruder — Narrenspoſſen! hat's in der Zeitung geſtanden, dann muß er's reſpektieren, und denkt er, ſo denk' ich auch und ſage zu mir ſelbſt: Wenn man ein Kohzin***) iſt, kann man ſich einen Orden kaufen — was kannſt du mir anhaben!

Es entging aber Simon Levis Aufmerkſamkeit nicht, daß, wenn ſich in einer ſolchen Angelegenheit ein gewöhnlicher Kommiſſionär an ihn wandte, die Sache in finanzieller Hinſicht nicht ganz rein ſein müſſe. Es war ihm klar, daß er Geld verlieren ſollte; er wünſchte nur genau zu ſehen, wieviel wirkliche Sicherheit er habe und wieviel dabei verloren gehen ſollte. Als die Unterhandlungen anfingen, wollte man nicht recht heraus mit der Sprache, wahrſcheinlich, weil man nichts Solides aufzuweiſen hatte, und es zeigte ſich eine neue unerwartete Schwierigkeit. Als man nämlich betreffenden Orts erfuhr, wer den Orden erhalten ſollte, wurde man ſtutzig. Die Verhältniſſe waren derart, daß man ſich für den Augenblick nicht bloßſtellen wollte, indem man einen Mann dekorierte, der, wie es ſchien, wohl ehrlich und geachtet, aber doch nur ein kleiner Jude in einer kleinen Nebenſtraße war, nicht einmal ein Wechſler, geſchweige Bankier. Dies erfuhr indes Levi nicht. Man hielt ihn hin, um ihn doch vielleicht zu brauchen, wenn alle anderen Stricke riſſen. Der betreffende vor-

*) Die Synagoge.

**) Freudige Begünſtigung.

***) Reicher Mann.

nehme Herr schrieb ihm sogar mehrere herablassende Briefe, worin zugleich angedeutet war, wie edel es wäre, falls er, Levi, erst ein Verdienst erwürbe und dann den Lohn erwartete. Aber so dumm war Simon Levi nicht.

Während Levi mit dieser Fata Morgana beschäftigt war, kam auch sein Gewissen zur Ruhe. Er beschloß, ein Legat zu stiften; nach seinem Tode sollte eine Stiftung für alte Jungfern errichtet werden unter dem Namen: „Ritter S. Levi und Schwester Gidel Levi-Stiftung". Einmal jährlich sollte ein besonderer Gottesdienst stattfinden, wobei sein Name erwähnt und ein Lied abgesungen werden sollte. Er genoß in Gedanken die Zeremonie, als wäre er zugegen. Mit Rücksicht auf seine Rechnung sagte er dann zu sich selbst: Bin ich ein Nachtschwärmer, ein Säufer, ein Spieler! Will ich das Geld verschwenden, das mir der liebe Gott geschickt hat! So wenig ist das meine Absicht, daß es sich noch vermehren soll! Wie hätte Er, Gott verzeih' mir, einen besseren Verwalter als mich finden können, wenn ich selbst nur auch ein bißchen frei schalten dürfte!

Dies war eine glückliche Zeit für Simon Levi; aber wie jedes Glück, das zu sehr auf Phantasie gebaut ist, sollte es nicht von Dauer sein, und der Stoß, der ihn traf, kam nicht nur von einer Seite.

Ein Gewitter war ganz in der Nähe aufgegangen. Simons Bruder Mortche oder Martin war nun einmal von sanguinischer Natur; die ihm geschenkten tausend Taler mit der zugleich gewonnenen Überzeugung, daß ihm viel mehr zukäme, veranlaßten ihn zu Spekulationen. Anstatt seinem Sohn das Geschäft zu übertragen und ihn heiraten zu lassen, packte er es selbst mit neuem Eifer an, damit Sohn und Schwiegertochter etwas Erkleckliches vorfänden. Der Plan für ein solches Geschäft ist sehr einfach, man kauft in großen Partien auf Kredit und verschafft sich einen verhältnismäßig großen

Vorteil, indem man in kleinen Partien auf Kredit wieder verkauft; solange die ausstehenden Forderungen richtig eingehen, gibt es einen wirklichen Überschuß. Die Umstände waren Mortche günstig. Man gab ihm Kredit, teils weil er beliebt war, teils weil man in Kopenhagen wie in Hamburg annahm, daß sein Bruder dahinter stehe. Eine Zeitlang ging ihm auch sein Guthaben mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes ein; er bezahlte seine Kreditoren, bekam neuen Kredit und erweiterte das Geschäft. Er hatte einen Bürgerbrief als Großstädter gelöst. Jetzt sollte der Sohn sein Kompagnon werden; bei Jakobsons wurde offiziell angehalten, und die Hochzeit war auf den Herbst festgesetzt. Da gab es denn in beiden Familien viel Feste. Wohl sah Simon Levi den Bruder immer mehr damit drohen, der Erste in der Familie zu werden; aber er fand sich darein und nahm mit stiller Würde teil an den Festlichkeiten, sein Blick haftete am künftigen Ritterkreuz.

Plötzlich aber fallierte ein Hamburger Haus, und damit fiel eine der Stützen des großen, aber gebrechlichen Gebäudes, das Mortche Levi so schnell errichtet hatte. Die Gefahr lag nicht nur darin, daß man diesem Hause Geld schuldete, sondern viel wesentlicher noch darin, daß es mit vielen Kaufleuten in den Provinzen, Debitoren des Hauses M. Levi, in Geschäfte verwickelt war. Wie viele würden sich von ihnen halten! Augenscheinlich konnte man hier und da sein Geld retten, indem man die betreffenden Kaufleute schonend behandelte, um ihnen über die Krise hinwegzuhelfen. Kurz, das Haus Mortche Levi brauchte Geld und abermals Geld.

Wer war näher als Simon! Mortche ging auch sogleich zu ihm, aber zu einer höchst unglücklichen Stunde, denn Simon hatte eben erfahren, daß der vornehme Herr sich auf eine andere Art aus der Klemme gezogen hatte, das leuchtende Ritterkreuz war aus dem Gesichtskreise verschwunden, er saß im

Dunkel, gleichsam wie in einen tiefen Brunnen gefallen, und fühlte sich so erbärmlich klein, zornig gegen das Schicksal, zornig gegen sich selbst, weil er gehofft und geglaubt hatte und ein Beheimo*) gewesen war.

Mortche sah ein finsteres Gesicht, aber er nahm an, daß Simon schon um die Sachlage wisse, und er kannte das aus alter Erfahrung, daß ein Mann, der Geld hergeben soll, wie ein Stück Eis ist, das allmählich aufgetaut werden muß. In diesem Falle meinte er doch, werde es keiner großen Anstrengung bedürfen. Er hatte das stolze Gefühl nicht verloren, Großstädter zu sein. Er war davon überzeugt, daß sein Haus eigentlich „gut" und sein Geschäft „hübsch" sei; es handelte sich um kein Geschenk, sondern um ein Darlehn, das ihm aus der augenblicklichen Verlegenheit heraushelfen und ihn noch höher als vorher stellen sollte. Er ahnte nicht, daß eben dies das größte Opfer sei, das er in diesem Augenblick vom Bruder verlangte. Simon sollte ihn heben und sich dadurch selbst noch tiefer herabsetzen! Simon sollte für sich selbst alle Hoffnungen aufgeben, um nur den Bruder groß zu machen.

Mortche erzählte die Sache ganz geschäftsmäßig, zeigte die Art der Verlegenheit und verlangte vom Bruder nicht eine bestimmte Summe, sondern die Zusage, nach Umständen gegen gewöhnliche Garantie und gewöhnliche Zinsen zu helfen.

Nach einer Pause sagte Simon: „Hör', Mortche, ich muß dir sagen, du bist kein solider Kaufmann."

„Eine große Neuigkeit!" antwortete Mortche, indem er sich zu lachen zwang, „wo sollte die Solidität herkommen! Wieviel unser seliger Vater hinterließ, das weiß Gott und alle Welt, und andere Erbschaften habe ich nicht bekommen."

„Das ist es nicht," fuhr Simon fort, „das ist es nicht, daß du ein Dalphen**) bist; so mancher fing mit nichts an, aber

*) Dummkopf.

**) Unbemittelter Mann.

er wartet mit Großtun, bis er etwas hat. Als du ein kleiner Mann warst, mußtest du drei große Markisen haben, und als du ein Stück Geld in die Hände kriegtest, mußtest du von hier bis Ringkjöbing und von Skagen bis Neumünster Kredit geben — im ganzen Land den Leuten die Augen aufreißen, pscht!"

„Na," antwortete der Bruder, „wenn es nach des Himmels Wille einem Menschen schief geht, dann bekommt er was zu hören. Ich habe es gut machen wollen, aber vielleicht habe ich gefehlt. Ich habe gefehlt. Oschamni, Chotossi*) ... Soll ich die ganze Lektion aufsagen, Simon!"

„Du sollst nicht die ganze Lektion aufsagen. Wer bin ich! Ein Sünder vor Gott. Du sollst nur eingestehen, daß du kein solider Kaufmann bist."

„Das habe ich gesagt. Aber nun sage ich noch eines, Simon: Ich habe geglaubt, daß du ein guter Mensch seiest."

„Wenn man seinen letzten Heller weggibt, ist man ein guter Mensch!"

„Davon ist keine Rede. Du kannst geben und kannst es lassen — das heißt: wer redet hier von geben! Du kannst leihen und du kannst es lassen. Aber du darfst deinem Bruder nichts vorwerfen, wenn Gott ihn getroffen hat."

„Ich werfe ihm nichts vor! Ich sage nur, was ich vor Gott verantworten kann, du bist kein solider Kaufmann. Und weshalb sage ich das! Um es dir vorzuwerfen! Gott behüte mich! Was kannst du dazu! Du bist nun einmal so. Aber wenn du selbst kommst und sagst, daß ich dir helfen soll, dann sage ich: Mortche, ich kenne dich. Was auf der Debetseite steht, siehst du rosenrot, und was auf der Kreditseite steht, siehst du lilienweiß. Das ist deine Natur; ich werfe es dir nicht vor. Ich, vorwerfen! Aber wenn ich mein bißchen Geld in dein Geschäft

*) Die Anfangsworte des großen jüdischen Sündenbekenntnisses.

geben soll, so will ich mich auf deine Berechnungen nicht verlassen — nicht weil du mich betrügen willst, aber weil du auf deine Weise siehst —, und darum sage ich: Laß ein paar Geschäftsleute, richtige Geschäftsleute, deinen Status aufsetzen, laß alles klar und hell wie der Tag werden, dann wollen wir sehen."

Mortche mußte sich selbst gestehen, daß diese Forderung nicht unbillig sei, obgleich er natürlich vorgezogen hätte, daß die Sache still abgemacht würde, ohne daß ein Fremder seine Bücher sähe. Es ahnte ihm nun auch, daß die Sache nicht ganz glatt abgehen würde, selbst wenn Simons vorläufige Bedingung erfüllt wäre. Aber was sollte er machen? Bei Fremden Hilfe suchen und dadurch merken lassen, daß sein Bruder seine Lage für hoffnungslos hielt, das mußte ihn gleich ins Verderben führen.

Ehe er das Haus verließ, wollte er sich noch eine Verbündete schaffen, die seine Sache führte. Er ging zur Schwester hinein und erzählte ihr, daß sein Haus in Gefahr sei. Gidel hatte eine Zeitlang gekränkelt und war eben an diesem Tage sehr leidend und nervenschwach. Sie brach in lautes Weinen aus.

Dies starke Mitgefühl schnitt Simon ins Herz wie eine Undankbarkeit und Zurücksetzung gegen ihn. Er begriff ihre Liebe oder scheinbare Liebe für den Bruder nicht, und sie begriff sie wohl kaum selbst. Sie liebte Simon, ohne darüber nachzudenken, ohne ihre Liebe zu wägen oder zu prüfen. Er war gewissermaßen sie selbst. Sie liebte Mortche nicht weil, aber obgleich; sie liebte ihn dem zum Trotz, was Simon Windbeutelei nannte, aber auch, weil er verheiratet war und Kinder hatte, und endlich, weil Mortche in seinem Wesen etwas hatte, das Freude brachte, einen Luftzug aus einer fröhlicheren Welt, einen Schimmer von Poesie. Und jetzt wollte die Welt ihre naßkalte Hand an diese einzige poetische Blume legen, die sie kannte.

Simon fand ſich in die Zurückſetzung, oder ſein Mißmut über Gidel war doch bald vorüber; aber bereden ließ er ſich nicht von ihr, er ſtand hinter einer ſtarken Verſchanzung. Auf ihre beſten Argumente antwortete er: „Wenn ein Mann mir einen Sack ohne Boden bringt mit dem Begehren, daß ich ihn füllen ſoll, ſo antwortete ich: Laß einen Boden in deinen Sack nähen, mein guter Freund, dann magſt du wiederkommen. Baſta!“

Kurz darauf brachte Mortche die von Simon verlangte Rechnung. Sie war von zwei zuverläſſigen Geſchäftsleuten unterzeichnet und lief darauf hinaus, daß das Haus M. Levi unter den vorhandenen Umſtänden zwanzigtauſend Taler brauche.

Simon ſchrie laut auf, wie vor körperlichem Schmerz. Teils ſchien ihm die Summe zu groß, teils hatte ſie an Größe eine unheimliche Ähnlichkeit mit jener Summe, die er als Maßer hätte zahlen ſollen, von der er aber nur die Zinſen zahlte. Er hatte mehr als die Zinſen gezahlt; außer den Summen, die wir ſchon kennen, hatte er nach und nach in Wohltaten nicht Unbedeutendes hinzugefügt. Er ſtand nach der doppelten oder zweideutigen Buchführung, an die er ſich gewöhnt hatte, in einem bedeutenden Vorſchuß vor Gott, und dennoch wurde jetzt die ganze Summe verlangt — Maßer von allen zwanzigtauſend Talern! Darin lag eine wunderbare Neckerei, die ihn zur Gegenwehr reizte. Das Ganze erſchien ihm wie eine Verſchwörung, wobei man ſich ins Fäuſtchen lachte und er dem Bruder bloß als Fußſchemel dienen ſollte. Es lag hierin etwas nicht eigentlich ſonderbar Ungerechtfertigtes, aber ſonderbar Hämiſches, wobei ſich das Böſe in ihm regte; unter ſolchem Zwang und in ſolcher Weiſe wollte er nicht Gutes tun.

Obgleich ſein Beſchluß ſchon feſt gefaßt war, las er doch die Papiere mit ſcheinbar großer Aufmerkſamkeit durch und ſagte dann: „Es iſt klar und hell wie der Tag! Zwanzigtauſend Taler an deine Kreditoren!“

„Ja," antwortete Mortche, „aber dann habe ich die Aussicht, daß alle ausstehenden Forderungen eingehen."

„Aussicht! Ja, Aussichten. Weite Aussichten. — Und falls sie nicht eingehen! Und falls das Haus M. Levi mittlerweile spekuliert und wieder in Unterbilanz gerät! Nein, Mortche, du bist mein Bruder, und wenn ich dir einen Dienst tun kann, so tue ich's, aber deine Kreditoren bezahle ich nicht!"

„Aber, Simon, dann muß ich ja fallieren!"

„Dann fallierst du. Man hat größere Häuser fallieren sehen."

Vergebens betonte der Bruder das Unglück der ganzen Familie, falls er falliere, vergebens deutete er auf die wahrscheinlich zurückgehende Verlobung des Sohnes. — Simon hatte sein Nein gesprochen und fügte nur hinzu: „Weil du Schulden machst, soll ich bezahlen! Weil ein Ball sein soll, soll auf meinem Kopf getanzt werden! Na, nit! Laß alles rein gekehrt werden! Rike Jakobson wird wohl derweile nicht davonlaufen, und habe ich eine Kleinigkeit, bleibt auch eine Kleinigkeit für deinen Friedrich."

„Das heißt," rief der Bruder, „du willst Rachmones (Mitleid) haben und uns Almosen geben! Ich soll zu dir kommen, um Wochengeld von dem Maßer zu kriegen, das du bezahlen solltest! Nein, Simon, noch nicht! Erst werde ich alles verkaufen, mein bißchen Silberzeug, die Kissen von meinem Bett — was werde ich nicht tun — du wendest dich ab von mir — Gott wird helfen!"

Der kalte Schweiß brach auf Simons Stirn aus, als der Bruder mit diesen Worten zur Tür hinausging; aber das Gute in ihm hatte nicht die Macht, ihn zurückzurufen. Er wollte Mortches Kreditoren nicht bezahlen, er wollte ihn fallieren sehen; er wollte selbst der Erste in der Familie sein und dann helfen nach eigenem freien Willen.

Trotz jener starken Worte gab der Bruder doch nicht alles verloren, er baute auf die Schwester. Aber Gidels Unwohl-

sein hatte zugenommen, die Schmerzen machten sie schlaff; ja sie wurde auf eine für Mortche unberechenbare Art zu einem Werkzeug gegen ihn: denn die Teilnahme und die Sorge für Gidel war in Beziehung auf den Bruder ein neuer geheimer Entschuldigungsgrund für Simon. Wenn er so ganz, wie er es tat, sich ihr widmete, konnte er von zweifelhafteren Pflichten das Gesicht abwenden.

Aber wie im Buch des Schicksals stand es geschrieben, daß Simon eben da, wo er vergessen wollte, in eigentümlicher Weise gemahnt werden sollte.

An Gidel wurde nichts gespart; sie hatte nicht nur einen der berühmtesten Ärzte der Stadt, auch die besten jüdischen Wartefrauen; draußen vorm Hause ward Stroh gestreut, damit sie im Schlaf nicht gestört werde. Jedesmal, wenn Simon auf die Straße kam, tat es ihm leid, daß Gidel nicht selbst sah, daß sie wie eine Prinzessin krank läge. In der plötzlichen Lautlosigkeit der vorbeirollenden Wagen lag etwas fast ebenso Feierliches, wie in einer Fürbitte in der Synagoge. Aber die Krankheit nahm zu, oder kam zu einer Krise, und der Arzt erklärte eine Operation für notwendig.

„Ist Gefahr dabei!“ fragte Simon beklommen. Der Arzt antwortete: „Wir stehen ja alle in Gottes Hand; aber eigentliche ernste Gefahr sehe ich nicht. Wir wollen es nicht hinausschieben; ich werde gleich nach Mittag kommen.“

Als er mit seinen Instrumenten wiedergekommen war und sie zurechtgelegt hatte, bemerkten Simon Levis scharfe Augen, daß er das Zeichen des Kreuzes darüber machte. Obgleich man dies Zeichen im täglichen Leben selten machen sieht, erkannte es doch Levi fast instinktmäßig und schloß daraus, daß der Arzt für den Ausfall fürchte. Mit zugespitztem Munde, der halb einschmeichelnd, halb spöttisch aussah, sagte er: „Bitte um Vergebung, Herr Professor, Sie machten ein kleines

Kreuz über Ihren Messern. Nehmen Sie es übel, wenn ich nach der Bedeutung frage!“

Der Professor wurde beinahe verlegen; in seinem Stande pflegt man nicht gerade Religiösität zur Schau zu tragen und am wenigsten mit den religiösen Gefühlen anderer in Konflikt zu geraten. Er antwortete sanft, beinahe entschuldigend: „Sie dürfen sich nicht beunruhigen und es auch nicht übelnehmen, Herr Bankier. Es ist nur ein Zeichen, das ich in meines Gottes Namen gerne mache, wenn die Gesundheit und vielleicht das Leben eines anderen Menschen von meiner Hand abhängt.“

„So, ein Zeichen ... im Namen Ihres Gottes ... Herr Professor,“ sagte Simon in einem Ton, der dem Arzt wie alberne Höflichkeit klang. „Wollen Sie wohl einen Augenblick warten, Herr Professor! Haben Sie die Güte, einen Augenblick zu warten!“ setzte er gleich hinzu und ging in seine Stube.

Er fing an, auf und ab zu gehen mit einer Unruhe, als suchte er ein Versteck, während er zu sich selbst sprach:

Was denn weiter! Was ist im Wege! Simon, sei kein Narr! Es ist nichts. Er ist ein tüchtiger Mann. Narrenspossen, ich kann ruhig sein, ich habe das Meinige getan. Na, er machte ein Zeichen! Was ist ein Zeichen! Man kann doch wohl ein Zeichen machen; kostet nichts! Könnten Kranke durch Zeichen geheilt werden, dann würd's nicht viel Apotheker geben. Und was geht's mich an! Das Zeichen schmaddet (tauft) nicht. — Aber ich mochte es nicht leiden, als ich es sah — ich mag es nicht leiden; es macht mich besorgt, ich bin besorgt ... Es war, als wäre einer mehr in der Stube. Und wer ist es! Er sagt, daß es sein Gott ist. Beheimeh*). Falls es der richtige Gott ist, ist es doch mein Gott — — Adaunai Elauheinu**), falls Du es wärst und Du ständest da und

*) Ein beschränkter Mensch, Dummkopf.

**) Herr unser Gott!

ſäheſt zu, wie ſie meine Schweſter Gidel zerrten und zögen und ſchnitten, um ſie geſund zu machen, und Malach Hamoves*) ſtände draußen! und Du ſprächeſt dann: Weshalb bezahlt ihr Bruder Simon nicht das Geld, was er mir ſchuldig iſt!... Schma Iſroel**), ich kann's nicht aushalten, alles läuft mit mir rund... Wieviel bin ich Ihm ſchuldig!... Narrenspoſſen mit dem Legat nach meinem Tod! Falls Er ſein Geld haben will und Gidel heilen, muß ich bei lebendigem Leibe bezahlen — wieviel iſt es!

Er öffnete ein Fach, nahm Papiere heraus und fing an, mit großer Sorgfalt zu rechnen, ſicherlich ganz mechaniſch, denn er kannte ja das Fazit, und es handelte ſich nur um einen Entſchluß.

Der Arzt machte die Tür auf, ſah mit Erſtaunen Simon Levi ſelbſt in einem ſolchen Augenblicke mit Papieren und Rechnungen beſchäftigt und ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Simon Levi, aber ich kann nicht gut auf Sie warten, zumal falls Sie viele wichtige Geſchäfte haben."

„Wichtige Geſchäfte! Es iſt ein wichtiges Geſchäft! Wichtiger, als Sie glauben! Nun komme ich!"

Er machte die Augen und faſt das ganze Geſicht feſt zu und ſagte: „Nun iſt es getan."

Darauf ging er zu der Schweſter und ſagte: „Gidel, meine Schweſter leb, laß ihn jetzt anfangen in des Herrn, des allmächtigen Gottes Namen, ich ſage dir, du wirſt geſund."

„Wie kannſt du das ſo ſicher ſagen!"

„Höre zu, Gidelche, lege deinen Kopf hierher, ſo..."

Und in ihr Ohr flüſternd, ſagte Simon Levi: „Ich habe Maßer bezahlt. Dein Bruder Mortche ſoll die zwanzigtauſend Taler haben, er ſoll der Erſte ſein in der Familie. Ich bin ſie Gott ſchuldig, obgleich nicht ſo viel; aber Er ſoll ſie haben, alle

*) Der Todesengel.

**) Höre, Iſrael! der Juden große Anrufung und Angſtruf.

zwanzigtausend, dir zuliebe. Nun brauchst du keine Furcht zu haben, Gidelche, ich habe auch keine."

„Simon," sagte Gidel, „Gott soll dich benschen! Der Herr wird dich segnen!"

*

Nach dieser Zeit wurde Simon Levi viel glücklicher als ehedem; er hatte Friede im Gemüt, war in seiner Weise munter und scherzhaft im täglichen Umgang, sanft und wohltätig, und erwarb sich so einen guten Namen, wenn auch nicht in größerem Kreise. Als das Geschäft des Bruders geordnet war und wieder gut und solider als früher ging, wurde der Sohn Friedrich mit Rike Jakobson verheiratet. Es war eine große Hochzeit, und als Simon die Braut im weißen Schleier unter der Chuppe*) sah, und seinen Bruder sehr vergnügt das Glas zertreten, und seine Schwester samt allen Anwesenden geputzt und feierlich, und als er dann bedachte, daß dieser schöne Anblick zum größten Teil sein Werk sei, schloß er die Augen und sagte: „Ich danke Dir, allmächtiger Gott, daß Du die zwanzigtausend Taler von mir nahmst; Du sollst in Zukunft alles ehrlich haben und mehr dazu."

Bei Tisch wurden Reden gehalten, erst auf Braut und Bräutigam, dann auf die Eltern der Braut; aber als darauf derjenige, dem es zukam, sich erhob, um die Gesundheit auf die Eltern des Bräutigams auszubringen, unterbrach ihn Mortche höflich und sagte: „Eine Gesundheit geht vor. Mein Bruder Simon zuerst. Weshalb sollten wir verleugnen, was jedermann weiß! Es ist sein Werk. Meiner Enkel Kinder sollen seinen Namen segnen. Darauf wollen wir alle Hurra! rufen."

Als Simon anfing, sich von seiner inneren Bewegung wieder zu erholen, fühlte er weiche Händchen um seinen Hals und warme Lippen an seiner Wange. Es war die Braut.

So gehe es allen, die nicht selbst Kinder haben!

*) Der Baldachin, unter dem die Trauung stattfindet.

Die Toteninsel.

Ein Märchen von Dr. J. Eliaschoff.

(Aus dem Jüdischen übersetzt von Moses Stöckel.)

Irgendwo auf einer der zerstreuten Meeresinseln lebte ein armes Fischervolk. Die Beute ihres Netzes war ihre Nahrung; nur selten ringelte sich in der Luft der Dampf von gebratenem Fleische. Elend sahen die Fischer aus, die jungen wie die alten; klein gewachsen, ohne Muskel, ohne Kraft.

Vor vielen Jahrhunderten erschien bei ihnen ein Prophet mit wildem Blick in den brennenden Augen, mit langem, zerrauftem Haar und schmutzigrotem, struppigem Bart. Halbnackt ging er auf der Insel herum. Am Meeresstrande, wo die Fischer gewöhnlich sich sammelten, erbaute er sich ein armseliges Zelt. Dort sprach er zu ihnen. Und seine Prophezeiungen schloß er immer mit den schreckerregenden Worten: „Und das Inselvolk wird ausgerottet werden. Zugleich mit jeder Hochzeit werden sieben Leichenzüge sein. Die Zahl der Sterbenden wird größer sein, denn der, die zu leben beginnen."

Das Volk hörte die entsetzlichen Worte und weinte laut. Sein König legte einen Sack an und trauerte mit dem Volke.

Der Prophet konnte nicht länger mitansehen des Volkes Schmerz und sprach zu Gott: „Herr, gibt es denn keine Buße, auf daß das Urteil gebrochen werde! Vermag das Volk durch Gebete Deinen heiligen Entschluß nicht zu ändern!"

Und vom Himmel tönte ihm zur Antwort: „Es wird eine Zeit kommen und die Königin wird einen Sohn gebären. Den Sohn sollet ihr in ein fremdes Land führen. Ein Geschlecht wird aus ihm stammen, das sein Geburtsland und seinen Fluch nicht kennen wird. Und der Tag wird kommen, an dem die Meereswellen einen von diesem Stamme an die Ufer eurer Insel heranspülen werden. Werdet ihr ihn erkennen und herzlich empfangen — dann wird der Fluch seine Kraft verlieren."

Seit dieser Zeit lebten im Volke zwei Gedanken. Der eine — es laste über der Insel Gottes Fluch; der andere — es sei

vielleicht noch eine Rettung möglich. In ihren Herzen glimmte eine ſchwache Hoffnung, daß einſt, einſt ihr Erlöſer erſcheinen und den ſchrecklichen Fluch von ihnen nehmen wird. Und als der Tod täglich dreimal zu Gaſte kam und die Hoffnung auf Erlöſung allgemach ſchwand, bereitete ſich das Volk auf den Empfang des Todesengels vor.

Für ein Kind, welches geboren werden ſollte, wurden zuerſt Laken verfertigt und nachher erſt Windeln. In jedem Hauſe hielt man einen Vorrat von Scherben, mit denen man die Augen der Toten bedeckt. Ein jedes Mädchen verſtand vollendet „die ewigen Kleider“ zu nähen, bevor ſie noch kochen erlernte. Das erſte Spielzeug eines jeden Buben war ein Spaten, womit man Gräber gräbt. Und wenn ein Junge „Bar-Mizwah“ wurde, da ſchenkte ihm ſein Vater eine Uhr ſamt Kette, der ein kleiner Grabſtein nachhing. Wenn eine Braut ihrem Bräutigam ein Geſchenk nähte, ſtickte ſie darauf: „El mole rachmim“. Und kleine Kinder, die zuſammen ſpielten, gruben kleine Gräber und ſangen das alte Lied:

Die Mutter hatte ein Söhnelein,
Man nannte es Klein-Moſelein;
Da grub man in den Sand hinein
Für ihn ein kleines Gräbelein . . .

In jeder Familie war zu Hauſe ein Vorrat von Federn, welche man einem Sterbenden unter die Naſe hält. Die Waſſerbehälter wurden nie vollgefüllt, weil man ſie ſowieſo bald ausſchütten müßte. Und ein jeder war ſtolz auf den Beſitz dreier Strohhalme, die man ihm ins Grab mitgeben werde. Von der erſten Kindheit an lernte man auswendig die Trauergebete. In vielen Häuſern war das Gebet für die Toten in großen Lettern an der öſtlichen Wand angebracht. Ein jedes Kind ſprach ſchon auswendig den Kadiſch, bevor es noch das Morgengebet erlernte.

Ward ein kleines Kind geboren mit einem ſchönen Stimm-

chen, so trug man es ein in den „Verein der Klagenden und Weinenden“. Schauerlich war es zuzuschauen, als die Kinder abends am Meeresufer zusammenkamen, wie sie wie verzweifelt in ihre Händchen patschten, mit ihren süßen, zarten Stimmchen jammerten und mit rotflammenden Gesichtchen die Vorzüge ihres Gespielen aufzählten, welcher sich zum Schein in ein Grab legte.

Wollte eine Mutter ihr Kind loben, so sagte sie, ihr Sohn werde ein großer Gelehrter sein: er würde, auch aus dem Schlafe geweckt, sofort eine Trauerrede halten. Die Bräute schickten ihren Verlobten mit den Tallisbeuteln ein Säckchen Palästinaerde. Und nach der Hochzeit schnitten sie sich ihre schönen, langen Haare ab und bestatteten sie mit großem Gepränge auf einem besonderen Friedhof, der den Namen führte: „Die Grabstätte für Schönheit und Jugend“.

Einem jeden, der starb, gab die ganze Stadt das letzte Geleite. Ein jeder wußte, nach seinem Tode werde man es ihm vergelten. Groß und klein waren zerstreut auf dem Friedhofe: Kinder spielten dortselbst den ganzen Tag, Erwachsene brachten die Sommerabende dort zu. In den stillen, milden Vorabenden wandelten sie gruppenweise zwischen den Gräbern der Nahen und Bekannten umher. Der Stolz einer Familie wurde nach der Zahl der Toten gemessen.

Die Grabsteine wurden in gutem Stein gehauen; eingekritzelte, vergoldete Lettern erzählten von den Taten des Häufleins Asche, das unter dem Grabstein ruht. Es war Brauch im Volke, bei Grabsteinen nicht zu geizen. Mancher Grabstein war wertvoller als das Häuslein, in welchem der überlebende Witwer oder die überlebende Witwe wohnte.

Wenn jemand von den Inselbewohnern in die Ferne ging, so trachtete er auf die alten Jahre in die Heimat zurückzukehren, denn ein Sprichwort galt: „Leben solle man in der

Fremde, doch ſterben in der Heimat, da nirgends der Tod ſo lieb und gut ſei, wie auf der Toteninſel."

So lebten die Inſelbewohner ihre Jahre durch: in Elend und Armut friſteten ſie ihr Leben und begraben wurden ſie mit größtem Gepränge.

*

Einmal blies in einer entſetzlichen finſteren Nacht vom Meere her ein ſchrecklicher Sturmwind. Die Älteſten der Alten konnten ſich an einen ähnlichen nicht erinnern. Er riß die Dächer herunter, er brach die kleinen Häuschen zuſammen, er entwurzelte die jungen Bäumlein, und die Bretter der Scheunen, in denen die Fiſche vom ganzen Jahr trockneten, trug er weit fort. Auch die Grabſteine, die feſter ſtanden als die hölzernen Häuschen und die zartjungen Bäumlein, auch die litten vom Sturme, tauſende lagen gebrochen und zerworfen auf dem Friedhofe.

Es war ein Jammer, zu ſchauen auf die teuren Gräber.

Als der Sturm ſich verzog, ging das ganze Inſelvolk auf den Friedhof hinaus. Denn wenn die Grabſtätten nicht in Ordnung ſind, kann nichts Gutes auf der Inſel ſein. Und jeder, der noch geſunde Hände und Füße hat, ging dorthin, der eine mit einem Spaten, der andere mit einer Axt, denn auch die Umzäunung aus Eichenholz lag umgeworfen. Unter ihnen war auch der Älteſte der Inſelleute, ein ſchneeweißer Greis, der des ſpeziellen Gebetes ſich noch entſann, für den Fall, wenn ein Unglück die alten Grabſteine zerbrechen und zertrümmern ſollte.

Mit zitternden Händen verrichteten ſie die traurige Arbeit, Tränen ſtanden ihnen in den Augen, und mit Pietät ſammelten ſie ſink den heiligen Staub der eingefallenen Grabhügel ein.

Alle waren fleißig an der Arbeit. Da kam plötzlich ein kleiner Junge gelaufen, er atmete kaum. Seine Augen brannten

wie im Fieber: „Am Meeresufer ... da sitzt ein ... ein fremder Mann ... Sein Gesicht leuchtet ... wie die Sonne ... Eine Flut brachte ihn. Er trocknet seine ... nassen Kleider an der Sonne ...“

Sie hörten die Kunde. Frauen erschraken, sie drückten ihre Hände ans Herz. Ihre blassen Lippen flüsterten: „Der Erlöser ... der Erlöser! ...“ Die Herzen der Männer schlugen stark, sie bissen die Zähne zusammen und sprachen kein Wort. Unterdessen sagte der Greis mit schaurig singender Stimme sein Gebet und alle horchten still.

Und als er mit alter, zitternder, weinerlicher Stimme das Gebet hersagte, welches um Verzeihung bat die zertrümmerten Grabsteine, die zerworfenen Gräber, die elenden, verbannten Seelen, erschien auf einmal der Fremde, den eine Welle an die armselige Insel heranspülte.

Die Weinenden und Betenden erzitterten. Es war ein wundervoll göttlicher Augenblick. Niemand zweifelte, daß er es sei, den sie hunderte von Jahren erwarteten. Wie versteinert standen die Inselbewohner und konnten sich nicht sattschauen am Fremden, der sie mit einem freundlichen Blick betrachtete. Mit einem festen, sicheren Schritt kam er immer näher, immer näher.

Die Spaten und Äxte glitten aus ihren Händen. Eine höhere Kraft zog das Volk zum wunderbaren, fremden Mann. Und alle stürzten hin, den seltenen Gast zu empfangen.

Zum ersten Male empfanden die Inselbewohner, daß das Leben so nahe ist und der Tod so fern, so fern ...

Keine Viertelstunde verging und sie waren mit dem teuren Gast schon in der Stadt. Die Gesichter strahlten voll Trotz und Freude.

*

Doch bald geschah etwas, woran die Inselbewohner ohne Tränen in den Augen nicht denken können.

Der erſte Redner, welcher auf die Tribüne ſtieg, um den teuren Gaſt zu begrüßen, war noch nie ſo von Freude erregt. Er mühte ſich, auf daß ſeine Stimme vor Freude zittere. Ein Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, und ſeine Rede war die beſte Trauerrede, die er in ſeinem Leben gehalten hatte.

Der Chor ſang mit ſchönen traurigen Stimmen das „Zidduk Haddin".

Der Kantor wollte dem Gaſt einen Freudengruß darbringen, doch aus ſeinem Munde klang das „El mole rachmim". Die Frauen jammerten, wie bei Maskir. Die Inſelbewohner wollten ihrem Antlitz einen fröhlichen Ausdruck geben, es gelang ihnen nicht. Auf ihren Geſichtern lag die Ergebung des „Baruch dajan emeth".

Der Erlöſer ſtand oben vertieft in Gedanken. Sein Haupt lag ſchwer auf ſeiner Bruſt. Er verſtand den Gegenſatz, der in ihrem Inneren rang: den Gegenſatz zwiſchen ihren Gefühlen und der Art, wie ſie zum Ausdruck kamen. Und ein tiefer Schmerz durchzuckte ſein Herz.

Am Abend kamen die Älteſten der Inſel zuſammen zu einer ernſten Beratung. Man ſchlug die alten Bücher auf, in denen die Prophezeiung niedergeſchrieben war. Sie dachten nach, wie der teure Gaſt zu empfangen ſei. Sie grübelten und grübelten in den vermoderten Blättern, und immer ſchwerer laſtete es auf ihren Herzen. Denn arm war ihr Leben, nur den Tod verſtanden ſie gut.

Still und wehmütig wurden die Greiſe, Reſignation ſprach aus ihrem Antlitz.

Und die Stille durchbrach der Älteſte der Alten. Er ſchluchzte laut auf und rief: „Herr der Welt! Warum haſt Du uns dieſen Lebenden geſchickt! Uns Gräbern — einen Lebenden, einen Lebenden! . . ."

Ein Schrecken fuhr in alle Glieder. Und zitternd hallten die Worte und blieben hangen irgendwo in der Luft . . .

Rebb Mosche Aphikomon und der Prophet Eliahu.

Eine chassidische Legende von J. Niemirower.

Im Städtchen Z. ist niemand mehr beliebt als Rebb Mosche Aphikomon. Er gilt als sehr reich, als Millionär; — er hat vielleicht zehntausend Gulden. Dieser Rothschild ist sehr wohltätig, hat bis jetzt elf arme Mädchen zur Heirat ausgestattet. Er ist bei jeder Gelegenheit freigebig — beim Kauf der Schmure-Mazoth und des Esrog; es loben ihn der Synagogenschammes, der Friedhofwächter und der Badediener. Er ist in seiner Gemeinde einflußreich; denn er hat sein eigenes Bethaus und verteilt Synagogenwürden nach Belieben. In seinem Hause werden alle vornehmen Durchreisenden beherbergt; besonders wenn sie „Enkel" gefeierter Rabbis sind. In der Umgebung besitzt Rebb Mosche einen großen Ruf, und wer mit ihm verwandt ist, kann auch eine häßliche Tochter leicht und gut verehelichen. Sein Ruhm ist so groß, daß sogar versichert wird, er hätte den Propheten Eliahu gesehen, und niemand wagt es zu bezweifeln. Rebb Mosche behauptet Eliahu gesehen zu haben — und bekanntlich täuscht sich nicht ein Mann, der Eliahu gesehen hat. Bei jedem Briß will er Sandik*) sein, in der Erwartung, den Propheten wiederzusehen, den er schon kennt. An den Pessachnächten ist der für Eliahu vorbereitete Becher in seinem Hause besonders groß. Es verlautet, daß man oft an Rebb Mosche herangegangen sei, mit der Bitte, er möge sich beim Propheten Eliahu verwenden, daß der ausgebliebene Regen in Strömen komme. Wer trotz all dieser Beweise noch zweifelt, möge aufmerksam auf die Erzählung des Rebb Mosche am Seder-Abend hören.

An den Pessachabenden ist es im Hause des Rebb Mosche sehr feierlich; er und seine Frau thronen wie König und Königin; das Haus ist schön geschmückt und hell beleuchtet. Die Gäste sind lustig, singen chassidische Lieder und erzählen interessante Geschichten. Laut und feierlich wird die Hagada verlesen und die Speisen werden in Wein ertränkt. Die Feier

*) Sandik — Beisitzer.

erhält ihren Höhepunkt in dem Momente, in dem Rebb Moſche in eigener Perſon in Begeiſterung die Tür öffnet und „ſeinen“ Propheten Eliahu mit bewegter Stimme bittet, ihn „wieder“ zu beſuchen. Alle Anweſenden erheben ſich und leſen in froher Stimmung die Hagada zu Ende.

Dieſem feierlichen Akte war eine dramatiſche Szene vorangegangen. Als Rebb Moſche den verſteckten Aphikomon unter dem Kiſſen vergebens geſucht, fragt er: „Wer iſt der Ganew!“ Sein reizendes Töchterlein Sima geſteht den Diebſtahl ein. Luſtig fragt Rebb Moſche: „Was willſt du, Simale, für den Aphikomon!“

„Was ſie will!“ meint die Mutter, „eine Brillantbroſche!“ Sima aber ſchaut zu dem in ihrer Nähe ſitzenden jungen Chaſſid — als wenn ſie dieſen als Preis für den Aphikomon bei ihrem Vater erbitten möchte. Sie ſucht nach Worten, ſcheint ſie aber nicht zu finden, ſchaut wieder zum jungen Chaſſid und wird feuerrot! Sie reicht dem Vater den Aphikomon und ſagt:

„Damit du wiſſen kannſt, was ich will, mußt du auch ein Prophet Eliahu ſein.“

„Sage mir, mein ſüßes Kind, was du doch willſt!“

„Ich kann nicht,“ antwortete ſie, den Blick nach unten geſenkt. „Erzähle du zuerſt deine Geſchichte vom Propheten Eliahu, und dann werde ich ſprechen.“

Rebb Moſche legt den Aphikomon aus der Hand, ſchaut auf ihn ernſt und ſpricht wie folgt:

„Juden! Brüder! Gott hat mir Reichtum geſchenkt. Es waren Reichere als ich — zum Beiſpiel Korach, es ſind Reichere vorhanden — zum Beiſpiel Rothſchild, Monteſiore; ich habe aber auch genug. Gott hat mir Geſundheit geſchenkt. Schimſchon hagibor*) war ſtärker; ich bin aber auch zufrieden. Eine Frau hat man mir vom Himmel geſchenkt, die Eſthers

*) Schimſchon hagibor — Held Simſon.

Chen*) hat. Kinder hat mir der ‚Oberſter' geſchenkt, die Diamanten, Brillanten, Perlen ſind. Engel bringen mir alles, was mein Herz begehrt: ein ſchönes Haus auf dieſer Welt und die Hoffnung auf die andere Welt. Ich fahre nicht nach Lemberg oder Wien, um große Paläſte zu ſehen, ſondern nach Belz und Siditczov, um große Menſchen zu bewundern. Solange der alte Rebbe gelebt" — „das Andenken des Gerechten wird zum Segen" rufen einige Tiſchgenoſſen — „war ich an jedem Peſſach bei ihm."

„Welches Glück!" ruft ein alter Chaſſid.

„An einem Seder-Abend ſprach der heilige Rebbe vom Propheten Eliahu; er ſagte: ‚Es iſt nicht genug, wenn man einen Becher füllt und von Eliahu ſpricht; jeder Jude muß immer den Propheten vor Augen haben, gleich ihm Gutes tun und den Armen helfen. Eliahu zeigt ſich in verſchiedenen Geſtalten. Der eine ſieht ihn als Rebbe, der jüdiſche Seelen rettet, der andere als friedenſtiftenden Rabbiner. In jedem Juden findet ſich ein Funken von Eliahu hanowi, im Gabbe wie im Schammes, auch im Soldaten, der trefe iſt,' endete der heilige Rebbe ſeine Lehre.

Dieſe vom heiligen Rebbe begeiſtert geſprochenen Worte verſetzten mich in die himmliſche Welt; die Sehnſucht, Eliahu hanowi zu ſprechen, bemächtigte ſich meiner. In dieſem Augenblicke fiel die Aphikomon-Mazze des Rebbe aus dem Kiſſen, und da ich die Ehre hatte, in des Rebbe Nähe zu ſitzen, hob ich ſie auf. Ich ſoll die Mäzze des Rebbe in der Hand halten! — ich, ein kleiner Menſch, ein Zwerg, eine Fliege im Vergleich zum Rebbe! Soll ich ſie ihm zurückgeben oder ſoll ich ihn von ſeinen hohen Gedanken nicht ſtören!

Mit einem Male ſchrie der Rebbe: ‚Wer hat den Aphikomon! Der Ganew ins Gehinom!' Zitternd ſagte ich: ‚Mein

*) Chen — Lieblichkeit.

heiliger Rebbe! ich bin nicht ein Ganew.' Mit freundlichem Tone antwortete er: ‚Ach du, Moschele! Gib mir den Aphikomon zurück und was dein Herz begehrt, sollst du haben.'"

„Welches Glück!" ruft einer der Tischgenossen.

„Was sollte ich verlangen," fährt Rebb Mosche fort, „in dem Augenblicke, in dem sich mir der Himmel geöffnet!" —

„Hundert Millionen," meint einer der Tischgenossen. — „Im Gan Eden neben dem Rebbe zu sitzen," meint der Zweite. — „Einen großen Schiduch durchzuführen," sagt der Dritte. — „In Erez Israel zu sterben," behauptet der Vierte. — „Die Macht über Geister und Gespenster," meint der Fünfte. — Ein Sechster sagt: „Ein großer Rebbe zu werden." — Die Frauen aber rufen: „Den Propheten Eliahu zu sehen."

„Auch ich", setzt Rebb Mosche fort, „habe Eliahu hanowi verlangt, der Rebbe aber sagte: ‚Willst du Eliahu hanowi sehen, merke dir die Thora, die ich heute verkünde.'"

Alle Anwesenden lauschen auf die Erzählung des Rebb Mosche, auch diejenigen, die sie schon oft gehört.

Rebb Mosche spricht weiter: „Auf dem Heimwege beschloß ich, niemand vom Versprechen des heiligen Rebbe zu berichten, auch meiner Frau nicht; meine gute Etel wäre böse gewesen, da ich nicht auch für sie beim Rebbe erwirkt, Eliahu zu sehen."

Sima unterbricht: „Es war auch ein Unrecht!"

Etel ruft dazwischen: „Ich habe ihn doch gesehen!"

„Schweigt! schweigt!" sagt Rebb Mosche.

„Viele Jahre sind verflossen, bevor das Versprechen des Rebbe in Erfüllung gegangen. In einer Nacht ist er gekommen."

„Wer! Wer!" fragen die Gäste.

Rebb Mosche, der sich ehrfürchtig von seinem Platz erhebt, antwortet: „Eliahu hanowi! Er kam, wie der Rebbe versprochen, als Soldat gekleidet."

„Er war ein Soldat des Königs der Könige," bemerkt einer der Gäste.

Rebb Mosche erzählt weiter in Aufregung:

„Von einer Geschäftsreise heimgekehrt, sprach ich mit meiner guten Etel. Da öffnete sich plötzlich die Türe; auf der Schwelle stand ein jüdischer Soldat, der schreiend fragte: ‚Wohnt hier ein Jude?'

‚Du siehst doch die Mesusa an der Türe,' antwortete ich. ‚Ach was!' meinte er; ‚in vielen Häusern mit großen Mesusoth wohnen sehr kleine Juden, und in der Kaserne, in der keine Mesusa steht, dient man auch Gott.'

‚Was willst du?' fragte ich ihn.

‚Essen und Nachtlager, weil ich aus weiter Ferne komme.'"

„Aus weiter Ferne! Überall, wo Juden sind, ist auch er," meint einer der Anwesenden.

„Meine Etel sagte ihm, daß sie für ihn bloß Brot und Butter habe, da sie nur ein wenig Suppe und Fleisch für mich zurückgelassen. Er aber erwiderte:

‚Ich arbeite mehr als Ihr Mann und mir kommt das bessere Essen.'

Meine gute Etel wollte ihn anschreien, hatte jedoch mit ihm Mitleid."

„Welches Glück!" rufen die Gäste.

„‚Wasch dir die Hände, damit du essen kannst,' sagte ihm Etel, er aber antwortete: ‚Ich werde sie mir waschen, aber ich bin nicht Rebbe, nicht Row, nicht Gabbe und nicht Stadtversorger; meine Hände haben fremdes Geld nicht berührt!'

‚Wer und woher bist du?' fragte ich ihn. Er antwortete barsch: ‚Zuerst gib Essen und dann stell' Fragen!' Nachdem ihm Etel das Essen gereicht, ging ich mit ihr in ein anderes Zimmer, um unser durch die Ankunft des heiligen, wunderbaren Soldaten unterbrochenes Gespräch über meine Geschäftsreise fortzusetzen. Als wir wiederkamen, war der merk-

würdige Soldat eingeſchlafen. Wir wollten ihn nicht ſtören und kehrten in das andere Zimmer zurück. Als wir nach einer Stunde wiederkamen, war der göttliche Soldat verſchwunden!"

„Er beſtieg wieder den Himmel!" — „Hatte er das Eſſen verzehrt!" — „Sicherlich haben Sie die Türe geſchloſſen, und er konnte dennoch das Zimmer verlaſſen!" — rufen bunt durcheinander die Gäſte.

Rebb Moſche ſpricht: „In dieſem heiligen Zimmer, auf dieſem heiligen Tiſch hat Eliahu hanowi die heiligen Speiſen meiner guten Ekel gegeſſen. Mein Siddur, aus welchem ich bete und das immer auf dem Tiſche liegt, hat der himmliſche Gaſt in der Hand gehabt. Zwei Blättchen hat er ‚verbogen'."

„Welche! Welche!" fragen neugierig die Gäſte.

Rebb Moſche hebt das Siddur in die Höhe und ſagt: „Schaut, Kinder!"

Alle Anweſenden ſchauen ehrfurchtsvoll, küſſen leidenſchaftlich das Gebetbuch und rufen: „Noch jetzt ſieht man es, das erſte verbogene Blatt enthält das Lied vom Sabbatausgang ‚Eliahu hanowi, Eliahu hanowi'."

„Deswegen ſingt Rebb Moſche mit ſolchem Feuer Eliahu hanowi. Deswegen gibt man uns hier an jedem Sabbatausgang einen ſiedenden, neugekochten ‚Barſcht'."

„Das zweite verbogene Blättchen iſt aus der Hagada, vom Aphikomon! gerade ſo wie der Rebbe verſprochen."

„Juden! Brüder! Kinder!" fährt Rebb Moſche fort; „nachdem der heilige Soldat verſchwunden war und ich dieſe beiden verbogenen Blätter im Siddur geſehen, begann ich zu lachen und zu weinen, zu tanzen und zu zittern, ich ſchrie: ‚Etelleben! wir haben den Propheten Eliahu geſehen!' Noch in jener Nacht reiſte ich mit meiner Frau zum heiligen Rebbe — ſein Andenken bringt Segen.

‚Lieber, teurer Rebbe,' rief ich, ‚ich habe Eliahu geſehen!

Er war unser Gast!' Ich erzählte ihm alles, was sich ereignet hatte. Der Rebbe lachte — sicherlich, weil er diese Geschichte von selbst kannte. ‚Rebb Mosche!' sagte er . . ." Mit Stolz bemerkt Etel: „Der Rebbe, der jeden mit Du angesprochen, nannte meinen Mann ‚Rebb'. Ja! Ja! ‚Rebb Mosche' hat er gesagt." —

„Eliahu heilt die Kranken, speist die Armen, bringt Trost den Trauernden und verbreitet den Frieden. Tue auch du Gutes, hilf den Unglücklichen, damit sie in dir einen Propheten Eliahu erblicken."

Der junge Chassid, der während der ganzen Zeit oft zu Sima blickte, spricht: „Sehr gut hat der heilige Rebbe erklärt."

Rebb Mosche wendet sich seiner Tochter zu und sagt: „Simale! weil ich dem Rebbe den Aphikomon zurückgegeben, hat er meinen Gedanken erraten und mich mit dem Propheten Eliahu zusammengebracht. Weil du mir den Aphikomon gegeben, soll dieser Bocher, der ein ‚Iluj'*) und ‚Mijuches'**) ist" — er war ein wenig von der „Haskala"***) „angebrannt", aber meine Geschichte hat ihn gerettet — „er soll dein Chossen†) sein."

„Teurer, lieber Vater," ruft Sima.

„Für mich waren Sie der Prophet Eliahu," meint der junge Chassid.

„Eigentlich habe ich den Schidduch††) durchgeführt," bemerkt der anwesende Heiratsvermittler — „Masel Tow! Masel Tow†††), Rebb Mosche Aphikomon!" schreien im Chor alle Chassidim.

---

*) „Iluj" — genial.

**) „Mijuches" — adelig.

***) „Haskala" — Aufklärung.

†) Chossen — Bräutigam.

††) Schidduch — Eheschließung.

†††) Masel Tow — ein guter Stern! viel Glück!

Chajim Esra Kapitän.

Eine chassidische Legende von J. Niemirower.

Viel Leben herrscht in der Stadt, große Aufregung bei den Chassidim. Der berühmte Wunderrabbi aus B. hat der Einladung seiner Anhänger Folge gegeben und ist zu Roschchodesch nach N. gekommen. Menschenmassen drängen sich in das Haus, in dem der vornehme Gast seine Residenz aufgeschlagen hat. Greise, die an das Jenseits denken, Jünglinge, die im Diesseits kämpfen, Männer, die von Nahrungssorgen gequält werden, Frauen, die für die Gesundheit ihrer Kinder beben, Reiche, die sich vor dem Wechsel der Zeiten fürchten, Arme, die Erlösung aus der Not erhoffen, Gelehrte, die nach neuen Lehren lechzen, Unwissende, die der Anblick des Zaddik erleuchten soll, Fromme, die von höheren Welten träumen und Sünder, die ihr Gewissen beschwichtigen wollen, verlangen je nach ihrem Temperament stürmisch oder bittend, stolz oder demütig Einlaß zum Rabbi. Allein an der Tür wacht ein Mann von energischer Natur, der der Strenge trotzt, den Bittenden kein Gehör schenkt und sogar der Macht des Geldes Widerstand leistet. „Oben ist eine Sude*) wie beim König Salomon, die Zimmer sind voll, daß selbst Malochim**) keinen Platz haben; keiner von euch hat mehr das Glück, heute am Roschchodesch beim Tisch des Rebbe zu sitzen!“ spricht laut der Türwächter. — „Laßt mich doch hinein,“ bittet ein Greis, „ich habe den Rebbe noch als Kind auf den Händen getragen.“ — „Alter Narr, der Rebbe war nie ein Kind,“ erhielt er zur Antwort. — „Macht doch Platz diesem seidenen Bocher***), der Mischna und Gemara auswendig kann,“ spricht ehrfurchtsvoll ein Handwerker. — „Was! Hier gibt es keine Mejuchossim†), wenn er lernen kann, wird er wissen, daß der Rebbe auch bis hierher leuchtet.

*) Sude — Tafel.

**) Malochim — Engel.

***) Seidener Bocher — feiner Knabe.

†) Mejuchossim — bevorzugte Aristokraten.

Hört ihr denn nicht den herrlichen Gesang, der vom Tisch des Zaddik hierher dringt! Schon zur Zeit des ersten Königs Saul hat man Koschchodesch eine Sude gemacht, Saul war der Rebbe, der spätere König David sang, und das Volk saß bei Tisch und stand draußen vor der Tür." — In diesem Moment erscheint ein alter Mann, der, obwohl von den Jahren gebeugt, doch eine gewisse stramme, militärische Haltung hat. „Chajim Esra Kapitän!" murmelt die Menge. Der Alte bittet den Türsteher, ihm Einlaß zu gewähren, und nennt mit einer Stimme, die ein Gemisch von Stolz und Demut ist, seinen Namen. Bunt durcheinander ertönen die Antworten der Wartenden. „Ein neuer Mejuches! Ein alter Soldat" — „Ein Maaßes-Erzähler*)" — „Er muß eine große Seele haben" — „Er ist kein gewöhnlicher Mensch" — „Vor Gott und vor dem Rebbe sind alle Menschen gleich" — „Hier gibt es keinen Kapitän!" — Während aus der Menge diese Bemerkungen ertönen, hat der Türhüter den Ober-Gabbe, gleichsam Hofmarschall des Rabbi, fragen lassen, was mit diesem Gast geschehen soll. Der Ober-Gabbe erscheint in eigener Person und öffnet für Rebb Esra Chajim die Pforten, bei welcher Gelegenheit fast alle Draußenstehenden sich hineindrängen.

Der Rabbi, der selten einem Gast einen Sessel anbietet, ruft: „Einen Stuhl für Rebb Chajim," und fast alle Anwesenden wiederholen schreiend diesen Ruf. — „Schnell soll man Wasser zum Waschen für Rebb Chajim Esra besorgen!" und im Chor wiederholen die Chassidim diesen Befehl des Rabbi. Während unser Kapitän Platz nimmt, sich die Hände wäscht, sie bedächtig trocknet, den Segen über das Brot spricht, eine Portion Fische verzehrt, unterhalten sich an der äußersten Ecke des Tisches der greise Chassid, der gelehrte Bachur und der Handwerker, die sich ein Plätzchen am Tisch eroberten.

*) Maaßes-Erzähler — Geschichten-Erzähler.

Der Greis spricht gleichsam mit Ausrufungszeichen: „Große Rabbiner stehen, und er sitzt neben dem Rebbe. Der Rebbe, er soll leben, wartet, bis er fertig werden wird mit Waschen und Essen! Welches Masel*)!“

Der Handwerker spricht gleichsam mit Fragezeichen: „Er sitzt und große Rabbiner stehen! Er wäscht sich, ißt, und alles wartet! — Wofür? . . .“

Der Bachur bemerkt spöttisch: „Die großen Rabbiner zeichnen sich durch ihre geistvollen Köpfe aus, und für die Köpfe gibt's keine Sessel! — Der Kapitän hingegen ist beliebt, weil er viel beim Rebbe gewesen, darum ehrt man ihn mit Sitzenlassen. — Der Rebbe scheint größer als die Talmud-Weisen zu sein; diese sagten nämlich, daß der vollkommene Zaddik nicht stehen kann, wo der Baalteschuwa**) steht, und unser Rebbe sitzt neben dem Baalteschuwa! — Der Kapitän muß sich die Hände gut waschen: denn er hat als Soldat Blut vergossen!“

Der Greis erwidert: „Auch König David . . .“ — Er kann nicht zu Ende sprechen, weil die Stimme des Rabbi vernehmbar wird, der zum Erstaunen aller dem Chajim Esra Kapitän den Becher reicht und ihn auffordert, das Tischgebet zu sprechen. Bebend ergreift Chajim Esra den Becher, den aber die zitternde Hand fallen läßt. „Na! Nu! Nu!“ rufen die erschreckten Tischgenossen.

Der Rabbi spricht: „Was fürchtest du, Chajim Esra? Du warst ein russischer Kapitän und ich bin ein Hauptmann der jüdischen Neschomes***). Die Welt weiß, daß der dritte Baalschem†) aus Rozin dem Sohne des Lubliner den Becher des Segens angeboten — und er zitterte wie du, Chajim

*) Masel — Glück.

**) Baalteschuwa — Büßer.

***) Neschomes — Seelen.

†) Israel Friedmann wurde als der dritte Baalschem bezeichnet.

Esra. — Du bist nicht der Sohn des Lubliner und ich nicht — ich will nicht bescheiden sein: in der Bescheidenheit liegt oft der Satan der Überhebung — damit du Kraft hast, den Becher zu halten, den ich dir gebe, denke an den großen Rebben Esra-Hasofer und erzähle uns deine Geschichte."

Der Kapitän beginnt: „Der heilige Rebbe weiß alles, auch wenn man ihm nicht erzählt, und mit euch, Brüder, habe ich schon oft darüber gesprochen. Wenn es der Rebbe aber verlangt, ist es gewiß gut für meine Neschome. Ich will euch erzählen:

Man hat mich als Kind geraubt. Ich bin der Sohn eines Sofer*), kann mich aber nicht erinnern, was ich in meinem Elternhaus gesehen und gehört habe. In meinem Gedächtnis blieb nur, daß, als man mich meinen Eltern entriß, meine Mutter schrie: ‚Gewalt, Esra!' und mein Vater antwortete: ‚Gewalt, Chaije!' — Man führte mich weit, weit weg über Berge und Täler, Meere und Wüsteneien, in meinem Ohre klang nur der wilde Schrei meiner Eltern. Ich weinte so lange, bis ich aufhörte und mich unter den fremden Menschen gewöhnte, ich wurde ein Russe, wurde ein Christ! Ich vergaß das Jüdische und sprach nur Russisch, aber von Zeit zu Zeit rief ich: ‚Gewalt, Esra! Gewalt, Chaije!' Man schlug mich deswegen, aber ich hörte immer in meinem Herzen die Worte, die meine Eltern mir aus der Ferne zuriefen. Ich wurde ein tüchtiger Soldat, aber so oft die Parademusik ertönte, hörte ich: ‚Gewalt, Esra! Gewalt, Chaije!' Ich war im Kriege, Kanonen donnerten, das Feuer blitzte, und ich hörte nur die letzten Worte meiner Eltern. Ich zeichnete mich aus und wurde Kapitän; alle schrien Hurra! und ich sprach leise: ‚Gewalt, Esra! Gewalt, Chaije!' Ich heiratete eine reiche und schöne Frau und ich war glücklich. Mit einemmal hörte ich aber die Worte: ‚Gewalt, Esra! Gewalt, Caije!', die mir

*) Thoraschreiber.

meine Eltern aus dem Gan Eden*) zuflüsterten. Ich begann diese Worte zu hassen, die aus einer mir fremden Welt kamen und mich in meiner Freude störten. Jahre verflossen, bis das große Ereignis kam. Eines Tages war ich mit meinen Soldaten im Städtchen L. einquartiert; ich sollte im schönsten Hause des Ortes beim Rebbe wohnen. Frühmorgens kamen wir an, und bis zur Mittagsstunde war ich in einer kleinen Kaserne des Städtchens beschäftigt. Plötzlich führten die Soldaten den Rebbe herbei und klagten ihn an, daß er nicht die Zimmer für mich herrichten wollte. Der Rebbe entschuldigte sich in gebrochenem Russisch vermengt mit jüdischen Worten. Er sagte: ‚Gewalt! Was wollen die Soldaten von mir und von meiner Rebbezin**) Chaije? Heute ist Montag, da mußte ich lange im Bethause bleiben, in der Thora lesen, so will es Esra-Hasofer!'"

Die Chassidim, die bis jetzt sich ruhig verhalten haben, machen nunmehr Zwischenbemerkungen: „Wunder Gottes!" „Der Rebbe ein Nowi***)!" „Esra hat ja bestimmt, daß man Montag und Donnerstag aus der Thora lesen soll" ... „Erzählt weiter, Kapitän" ... „Aus dem Rebbe sprach der Geist des unglücklichen Vaters."

Unser Chajim Esra wirft einen forschenden Blick auf den Rabbi, der schweigend dasitzt; er setzt seine Erzählung fort:

„Die Soldaten verhöhnten den Rebbe, ich aber horchte bei den Worten ‚Gewalt, Chaije, Esra' auf, und zu meinem früheren Wortschatz, der mich aus meinem Elternhaus in die russische Gefangenschaft begleitete, kamen noch die Worte ‚Thora' und ‚Sofer' hinzu; ich sah vor meinem Auge meine Eltern, hörte ihren Schrei und erinnerte mich auch dunkel, als Kind von einer Thora und von einem Sofer gehört zu

*) Eden — Paradies.

**) Rebbezin — Gattin des Rabbiners.

***) Prophet.

haben. Mit Hilfe eines jüdiſchen Soldaten, der Ruſſiſch und Jüdiſch ſprach, verſtändigte ich mich mit dem Rebbe, beruhigte ihn und zog in ſein Haus. Jener Tag war für mich ein Faſttag; ich konnte nichts genießen, nichts unternehmen; die Worte des Rebbe hatten meine Seele in Aufruhr gebracht. In der darauffolgenden Nacht konnte ich kein Auge ſchließen; ich ſah meine Eltern und den Rebbe, hörte ihre und ſeine Worte! Um Mitternacht verließ ich das Zimmer, wollte ins Freie, um meinen Gedanken zu entfliehen. Die Stimme des Rebbe, der laut lernte, lockte mich an. Ich ging zu ihm. Je näher ich kam, deſto ſicherer glaubte ich die Worte ‚Esra Haſofer' zu vernehmen. Ich klopfte an ſeine Tür; er ſchien es nicht zu hören; da regte ſich in mir der Kapitän, und gewaltſam drang ich ein. Er erſchrak nicht bei meinem Anblicke, ſondern empfing mich ſo gefaßt, als wenn er mich erwartet hätte. Liebevoll fragte er mich in ſeinem gebrochenen Ruſſiſch, warum ich noch in ſo ſpäter Stunde wach bin, woher ich komme, und ob ich von Juden abſtamme. Als ich ihm erzählte, daß ich als Jude geboren war und mich der Worte ‚Gewalt, Esra, Chaiſe' erinnere, lächelte er, als wenn er das alles ſchon gewußt hätte. Plötzlich aber erhob er ſich von ſeinem Platze, begann im Zimmer auf und ab zu rennen, zu ſeufzen und zu ſchreien: ‚Wie rettet man eine jüdiſche Seele! Helft mir, ihr unglücklichen Toten!' — In mir zitterte gleichſam die Seele und der Körper; ich ſah meine Eltern und hörte ſie. Voll Schrecken warf ich mich vor dem Rebbe hin und ſprach: ‚Was ſoll mit mir geſchehen!' Er aber legte ſeine Hand auf mein Haupt, ſegnete mich in der heiligen Sprache und ſagte: ‚Sofort ſollſt du fliehen — weit, weit bis nach Galizien; dort ſollſt du Jüdiſch lernen, Jude werden, dich Esra Chajim nennen; fürchte nichts, deine Eltern begleiten dich, ich bete für dich, und Esra Haſofer iſt der Maloch*), der dich ſchützt.'

*) Maloch — Engel.

— Er führte mich zur Tür, legte die Hand auf die Mesusa und sprach: ‚Lauf, so schnell du kannst, aus dieser Stadt‘ — und ich lief ohne Rast und Ruhe, solange die Füße mich trugen . . .“

Wieder wird die andächtige Stimmung der Tafelrunde durch Zwischenrufe unterbrochen: „Was ein Rebbe kann!“ . . . „Was tote Eltern können!“ . . . „Was die Phantasie aus einer mächtigen Jugenderinnerung machen kann!“ wagt halblaut der Bachur zu bemerken, der auch vorhin die Worte des Rebbe schüchtern ihrer Prophetie zu entkleiden suchte. Seine Bemerkung geht jedoch verloren, da der Rabbi ruft: „Scha! Scha!**) Nur weiter, Esra Chajim.“ Der Kapitän fährt fort: „Nie mehr habe ich den heiligen Rebbe gesehen; ich weiß nicht, wie sich die Russen meine Flucht erklärten, ob sie nicht den Rebbe meines Verschwindens wegen bestraft haben. Ich lief und lief, bis ich müde niedersank und vom Schlaf überrascht wurde. Ich träumte vom Rebbe, von meinen Soldaten, von meinen Eltern, von der Parade, von Esra, vom Krieg; ich hörte im Schlaf Kanonenschüsse und erwachte. Ich entdeckte neben mir ein Paket mit jüdischen Kleidern, das mir der Rebbe bei meiner Flucht auf den Rücken gebunden und das ich in meiner Aufregung nicht bemerkt hatte. Rasch legte ich die militärischen Kleider ab und die jüdischen an. In diesem Momente ging ein Riß durch meine Seele; es zerbrach die Brücke, die mich mit meinen Soldaten, mit meinen Freunden verband; ich sah vor mir die schöne Gestalt meiner Frau. Zu ihr wollte ich zurück, in mein schönes Haus wollte ich eilen. Ich warf von mir die jüdischen Kleider und legte von neuem die militärischen an, Kriegslieder singend und auf die Juden schimpfend. Da fiel mir ein, daß ich im Traume Schüsse gehört, daß man mich auch erschießen könnte, weil ich in der Manöverzeit geflohen bin. Mit einem Male hörte ich wieder

**) Scha! Scha! — Still, still!

die Jammerrufe meiner Eltern: ‚Gewalt, Esra! Gewalt, Chaije!‘ Ich ſchleuderte von mir die militäriſchen Kleider und legte wieder die jüdiſchen an und lief. — Noch lange Zeit kämpfte es in mir, bis ich in Galizien wieder Jude geworden bin und mein Ruſſentum vergaß. Ganz beruhigte ich mich erſt, als ich in B. beim heiligen Vater unſeres heiligen Rebbe weilte und er mir ſagte, daß Esra Hasofer, der blutenden Herzens trotz ſeines jüdiſchen Erbarmens die Juden zwang, ihre fremden Frauen zu verlaſſen, mit mir zufrieden iſt und ſogar meine Sehnſucht nach dem ruſſiſchen Heim als jüdiſche Treue lobt.“ —

Der Rabbi reicht raſch dem Erzähler den Becher und ſpricht: „Esra Chajim! Du biſt der Kapitän meines Tiſches.“

Der Retter.

Von J. E. Poritzki.

Arje Bunin ſtand mit glühendem Kopf vom Stuhle auf. Er hatte ſich die Krone einer großen Begeiſterung aufs Haupt geſetzt, und er lechzte nun nach Taten. Die Geſchichte der Makkabäer, die er eben geleſen hatte, war in ihm lebendig geworden und es kochte etwas in ihm von jenem tiefen Ingrimm, der in ſeinen Vorfahren, in jenen Helden vergangener Jahrtauſende gelebt hatte.

Ach, hinausſtürmen! Die letzten Häuflein ſeines Volkes ſammeln und mit dem Schrei Gottes auf den Lippen gegen den Feind anſtürmen, den Feind zermalmen! Die Tyrannei abſchütteln! Ihnen die Zähne zeigen! Die Koſaken von den Pferden reißen und alles dem Staube gleich machen!

Denn im Grunde, war es nicht empörend, daß man in fremden Landen Geld zuſammenbettelte, um den Unglücklichen und Armen, den Krüppeln und Elendigen zu helfen! Warum ſammelte man Geld, anſtatt ſich ſelber zu ſammeln, anſtatt die Kräfte zu ſammeln und die Henker des Volkes zu erſchlagen! Denn alſo ſtand es ja in der Bibel: Wer Blut vergießt, des Blut ſoll wieder vergoſſen werden!

Hatte Gott ſeinem Volke keine Arme gegeben! Und gab es denn Waffen nur für die Feinde! Oh, er würde ſich auf den Marktplatz ſtellen, mit lauter Stimme ſein Volk zuſammenrufen, ſie um ſich ſcharen, ſie mit dem Odem beſeelen, der in ihm lebte, und dann mit Gott friſch an gegen den Feind! Er würde ſchon Worte finden, den erſtorbenen Mut in ihnen aufzuwecken; Worte, um ihnen den Glauben zu geben an ihre eigene Kraft; Worte, um ſie die tiefe Schmach empfinden zu laſſen, daß man für ſie bettelte, indes ſie ſich ruhig töten ließen.

Und er dachte an all die grauenerregenden Schlachten der letzten Wochen, die er geſehen. Und das Blut der freventlich Geſchändeten, der unſchuldig Gemordeten und erbarmungslos Hingeſchlachteten quoll zu einem Strome zuſammen, der an

seinem Auge dampfend vorüberrauschte, ein Strom heißen Blutes, desselben Blutes, das auch in seinen Adern siedete.

„Es muß etwas geschehen!“ rief er, und seine Gedanken kämpften gegen das Bewußtsein der Ohnmacht, die er trotzdem in sich schlummern fühlte; „es muß etwas geschehen und heute noch. Noch heute will ich sie daran erinnern, heute, am Chanukka. Oh, fülle meinen Mund mit Flammenworten, Ewiger, daß sie sich aufraffen möchten, daß sie wieder Söhne werden möchten, würdig ihrer Ahnen!“

Arje Bunin ging hinaus auf die Straßen und er hatte es nicht weit zu dem Viertel, wo die Juden wohnten. Er lebte mitten unter ihnen, unter bedrückten, freudelosen Menschen, deren Leiden die seinen waren und deren Not und Betrübnis in seinem Herzen eine so starke Resonanz gefunden hatte, daß er oft Tränen der Verzweiflung weinte, weil er ihnen nicht gründlich zu helfen vermochte. Er glich einer großen Meereswoge, die gegen eine mächtige Mole ankämpfen wollte. Er ging und wundervolle Nacht war über ihm. Der Himmel war wie ein gewaltiger Pfauenschweif mit tausend goldenen Augen bestirnt. Bunin kam in die elendsten Winkel, die die Sonne nie erwärmte und in die der Mond nie einen Strahl warf.

Verschlafene Häuschen standen da; magere, alte Baracken mit zerbröckelten Dächern, schmutzigen Ziegeln und schlammigen Rinnen. Hundelöcher, in denen die Schönheit keinen Raum hatte, in denen Mark und Kraft verkümmern mußten, in denen große freie Gedanken nicht zu reifen vermochten. In der kalten Luft lagerte der Rauch, der aus den verwitterten Schornsteinen drang, und kümmerliche Lampen warfen durch kleine geborstene Fenster ab und zu einen Lichtschein, der die trostlosen Gassen und Winkel mit noch größerem Elend färbte und füllte. All das schaute Arje, und schwere Beklommenheit befiel ihn. Das waren die Wohnungen des armen Juden! Arje fragte sich, warum sie hier wohnen müßten, wo keine Sonne hin-

einschien und jede Pflanze verwelken mußte. Warum starben sie ohne Licht und Luft und lebten ohne Freude und Jubel? Warum sahen sie alle so verdorrt und zusammengeschrumpft aus und hatten Gesichter, in die Verzweiflung und Kummer mit scharfen Messern ihre Runen schnitten?

Aber wie? War er nicht selber von ihrem Stamme? Gehörte er nicht zu ihnen?

Es stürmte so überwältigend traurig und wehevoll auf ihn ein, daß er regungslos stillstand in dem beängstigten Dunkel; er seufzte schwer. Ach, warum hockten sie da mit scheuen Mienen, wie aufgeschreckte Nachtvögel? Man sah es ihren gehöhlten Wangen an, daß ihnen vor Angst das Herz in der Brust erstarb. Warum waren sie die Verfolgten, die Verfluchten, die Sündenböcke?

Er blickte durch ein Fenster und sah eine reichköpfige Familie, die mit glanzlosen Augen die armseligen fünf Chanukkalichtchen anstarrte, die man unter dem Bett versteckt hatte, um vor den Vorübergehenden zu verbergen, daß hier Juden wohnten. Und die brausende Hymne „Moaus zur Jeschuoßi" klang wie eine gramgeschwängerte Jobiade aus heiseren Kehlen; Kehlen, die nicht mehr wußten, was Singen ist.

In einem anderen Stübchen saß ein alter Rabbi auf dem Schiwohbänkchen; er trauerte nach seinem Sohne, der sich zur Wehr gesetzt hatte, als man ihn aufforderte, Geld herauszugeben, das er nicht hatte. Man hatte ihm die Augen ausgestochen, die Zunge ausgeschnitten und sie dem Vater ins Gesicht geworfen. Da saß dieser Vater, eine menschgewordene Ruine, ein Körper ohne Leben, und starrte in sich hinein.

Wo Arje hinblickte, sah er gebeugte Gestalten, verweinte Augen und hoffnungslose Züge. Zusammengepferchte, in Sorge und Krankheit erstickende Familien. Menschen mit gekrümmten Rücken, als erwarteten sie jeden Augenblick den Todesstreich. Nein, die können keine Feste feiern!

Aber ihr ſollt auch keine Klagelieder ächzen, dachte Bunin. Und wenn ihr ſchon ſterben ſollt, hingemordet von euren Feinden, ſo ſterbt wie Männer und wehrt euer Gut und kämpft um euer Leben. Verkauft ihnen euer Blut und das Blut der Euren um möglichſt hohen Preis!

Und Arje rennt durch die Gaſſen und klopft an die Häuſer, und die zu Tode erſchreckten Inſaſſen verkriechen ſich hinter jämmerlichen Barrikaden. Sie blaſen raſch und furchtſam die Chanukkalichtchen aus; ſie hören auf zu ſtöhnen, hören auf zu beten; ſie ſind nichts als Angſt, zu Stein gewordene Angſt.

„Heraus!“ ruft Arje Bunin mit lauter Stimme; „heraus, Brüder, heraus! Alſo ſprachen die Söhne der Hasmonäer: ‚Wenn wir alle tun, wie unſere Brüder getan haben, und nicht für unſer Leben und unſere Geſetze kämpfen gegen die heidniſchen Hunde, ſo werden ſie uns bald von der Erde vertilgen!‘“

Und Arje läuft weiter und pocht und ruft: „Heraus, Brüder; es ſprachen die Kinder des Hoheprieſters Jochanan: ‚Wenn jemand am Sabbattage wider uns ankommt, um uns anzugreifen, ſo wollen wir gegen ihn kämpfen, damit wir nicht alle umkommen, wie unſere Brüder umgekommen ſind in den Höhlen.‘“

Und Arje rennt weiter und pocht ſie heraus. Der Glanz eines großen Ideals umleuchtet ſein Haupt, und wenn ſie nicht alle ſo blind wären vor Furcht, müßten ſie ſehen, daß Gott in ihm lebt und eine höhere Zunge aus ihm ſpricht.

„Heda!“ ruft er, „o meine Brüder! He, wo biſt du, mein Iſrael, das den Syrerkönig Sichon ſchlug und Og beſiegte, den König von Baſan! Wo ſeid ihr, wackere Kämpen, die Jericho genommen! Ihr Juden, die ihr die Moabiter ſchlugt und die Midjaniter, ihr Nachkommen Matiſtjahus, ihr Söhne Makkabis, der bei Mizzah und Betſur hunderttauſend Syrer ſchlug, warum ſitzt ihr gekrümmten Rückens und ſeufzt und

erfüllt die Luft mit Klagen! O möchte die Stimme Gottes über euch kommen, möchtet ihr euch besinnen auf euren alten Glanz, ihr Trödler, ihr Bettler, erhebt euch vom Staube und fasset Mut. Vertraut euren Armen und schlaget den Feind. Dann werdet ihr wieder ein Volk sein mit stolzen Häuptern und frohen Herzen — — —

Horch! Sie kommen! Ja, sie kommen! Sie haben Waffen um ihre Lenden gegürtet und sie werden kämpfen. Gott wird ein Wunder tun. Oh, welch ein Jubel erfüllt meine Brust!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber es sind nur Polizisten, zwei patrouillierende Polizisten, und gutmütig lächelnd führen sie Arje Bunin fort. — —

Das Tüpferl auf dem J.

Von Nathan Samuely.

Sie gingen stille, traurig und jeder für sich durch das Leben, in welchem sie vereint so unendlich glücklich gewesen wären. Ihn nannte man in der ganzen Stadt „Ahrele der Bachur“ *) und sie „Esther die Agune“ **). Sie befanden sich, als ich sie kennen gelernt, bereits tief in den Fünfzigern, doch ließ ihr Gesicht nicht im entferntesten ein solches Alter erraten. Er hatte eine stolze, aufrechte Gestalt, trug den Bart, in welchem sich kaum einzelne graue Härchen zeigten, immer schön gerundet, und sein Gesicht, auf welchem ein ewiger Ernst lag, drückte keineswegs mürrische Unzufriedenheit, sondern Würde und Lebensweisheit aus. Sie wieder war voll und rundlich, ihr schönes Gesicht, auf welchem kein einziges Fältchen zu sehen war, war von einer jugendlichen Frische angehaucht und ihre tiefblauen Augen leuchteten, könnte man fast sagen, in jungfräulichem Glanze. Allerdings war auf ihrem Gesichte ein wehmütiger Zug nicht zu verkennen, aber dieser verbarg sich unter einem holdseligen Lächeln, das ihre Lippen stets umspielte. Er wohnte in einem kleinen Häuschen außerhalb der Stadt und war immer über seinen Büchern zu finden — sie wieder bei einer alten Verwandten und war stets bei ihrer Handarbeit zu sehen — doch gab es keinen Tag, ob Sommer oder Winter, an dem er sie nicht bei ihrer alten Verwandten aufsuchte, und wer in solchen Augenblicken es sah, wie sie einander so tief in die Augen schauten, konnte keinen Augenblick zweifeln, daß er vor sich ein glühendes Liebespaar habe, welches alle paradiesischen Freuden der reinsten Liebe sich aus den Augen sog.

Etwas wie ein geheimnisvoller Schleier umgab das Leben dieser alten Leute, der mich mehr als einmal lüstern machte, hinter denselben zu blicken; doch wollte es mir eine Zeitlang

*) Der Hagestolz.

**) Die vom Manne Verlassene.

nicht gelingen, weil er jedem Gespräch, das darauf anspielte, vorsichtig auszuweichen verstand.

Einmal jedoch bot sich mir gute Gelegenheit dazu, die ich auch ausnützte. Er ergab sich nämlich einem sehr traulichen Gespräche, in welchem er mir eine interessante Begebenheit seines Lebens mitteilte. Er hatte eine merkwürdige Gabe des Erzählens, daß man ihm tagelang zuhören konnte, so lebendig verstand er alles zu schildern.

„Nun," sagte er, nachdem er seine Erzählung beendet, „da habe ich Ihnen schon wieder ein Stück von meinem Leben auf dem Präsentierteller gereicht ..."

Das bot gute Gelegenheit.

„Das interessanteste Stück", beeilte ich mich zu erwidern, „geht mir dennoch verloren ..."

„Welches meinen Sie!"

„Nämlich jenes, das mir das Geheimnis enthüllen sollte, warum Sie Hagestolz geblieben!"

„Lassen Sie das," sagte er abwehrend, „das ist eine traurige Geschichte!"

„Ein Freund wie ich hat ein Anrecht, an allem, was Sie betrifft, teilzunehmen," wendete ich ein.

„Meinetwegen," gab er nach einem kurzen Bedenken nach, „warum soll ich es Ihnen verschweigen?"

Er versank eine Weile in trauriges Hinbrüten.

„Eigentlich", begann er bald darauf wieder mit einem wehmütigen Lächeln, „könnte ich's kurz machen und Ihnen sagen, die unglückliche Geschichte meines Lebens ist ein ‚Tüpferl auf dem J'."

„Was! — ein Tüpferl auf dem J!" mußte ich ebenfalls mit einem Lächeln wiederholen.

„Sie würden nicht lachen," erwiderte er ernst, „wenn Sie die Tragweite jenes Tüpferl kennen sollten — ja, ein einzig fehlendes Tüpferl auf dem J genügte, das Leben, das Glück,

alle paradiesischen Hoffnungen zweier liebender Seelen zu zertrümmern!"

Wieder hielt er einen Augenblick stille an.

„Haben Sie noch immer Lust," wandte er sich darauf an mich, „haben Sie noch immer Lust, die Geschichte dieses Tüpferl anzuhören?"

„Ja," erwiderte ich, „jetzt erst recht."

„Gut, so hören Sie nun!"

Darauf fing er mit folgenden Worten zu erzählen an:

„Ich und Esther, die Sie wohl oft gesehen, sind nahe miteinander verwandt, denn unsere beiderseitigen Mütter waren Schwestern. Meinen Vater habe ich nie gekannt, da er einige Monate früher starb, bevor ich das Licht der Welt erblickte. Da unsere Eltern Tür an Tür nebeneinander wohnten, waren wir schon als Kinder innig miteinander verbunden. Wir trieben zusammen unsere Kinderspiele im Garten, aßen und tranken zusammen und waren voneinander nicht zu trennen. Nicht selten erzählte mir meine Mutter, daß sie und ihre Schwester — die Mutter Esthers — uns schon als dreijährige Kinder oft einander umarmend und küssend beisammen gefunden haben, wie ein kleines Liebespärchen. Das war auch Ursache, daß unsere Eltern uns schon als Kinder füreinander bestimmt hatten. Die erste Zeit besuchten wir auch zusammen ein und dasselbe Cheder, in welchem wir den Unterricht des Hebräischlesens genossen.

Später freilich vergingen oft ganze Stunden, daß wir einander nicht sahen, denn ich mußte eine höhere Stufe im Hebräischen erklimmen, während Esther häuslichen Unterricht im Lesen und Schreiben der deutschen Sprache genoß. In früheren Tagen widmete man hier mehr Sorgfalt der Erziehung der Mädchen, als der Knaben. Die jüdische Tochter hatte ja vormals den Beruf, später ihrer Familie alles zu sein: Mutter, Amme, Wärterin, Köchin, Erzieherin, Verpflegerin,

die Stütze des Hauses, die Ernährerin der Familie, weshalb man ihr eine Erziehung fürs wirkliche Leben gab und sie im Sprechen, Lesen und Schreiben der Landessprache unterrichten ließ, damit der Verkehr mit dem Außenleben ihr dann leicht komme. Der jüdische Knabe hingegen war nur für die Synagoge erzogen und nur der ausschließlichen Kenntnis des Talmuds war sein Studium gewidmet. So kam es, daß ich und Esther später stundenlang des Tages voneinander getrennt waren; um so brennender war die Sehnsucht, einander wiederzusehen. Wie wir uns jedesmal, als ich vom Cheder zurückkehrte, in die Arme fielen, wie wir uns herzten und küßten und was wir nicht alles in solchen Stunden einander zu erzählen hatten! Esther konnte keinen Gegenstand besitzen, den sie mit mir nicht teilen wollte, und so fand uns die späte Nachtstunde nicht selten nebeneinander mit verschlungenen Armen und die Köpfe über ein kleines Büchlein gesenkt, aus welchem Esther mich ihre Weisheit lehrte. Dieses Büchlein war allerdings kein anderes als nur eine Fibel, aber die naiven Kindergeschichtchen, die darin zu lesen waren, vorgetragen von meiner kleinen herzigen Lehrerin, hatten einen so unendlichen Reiz für mich, daß ich mich oft ganze Nächte bei einem Talgkerzchen wachhielt und sie zahllose Male wiederholte, ja ich brachte es mit meinem Fleiße so weit, daß ich bald meine Lehrerin überholte und bald gar gab es in allen Nachbarhäusern kein Blättchen von einem deutschen Buche, das ich nicht mit Heißgier verschlungen hätte.

Inzwischen reifte ich immer mehr dem Knabenalter entgegen. Just um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der in der ganzen Stadt in üblem Rufe stand. Der gemeinsame Hang nach einem und demselben Gegenstand vermittelte unsere Bekanntschaft. Es war damals nämlich eine Zeit, in welcher die Nacht der Unwissenheit, die alle galizisch-jüdischen Gemeinden bedeckte, nach und nach einer jungen

Morgenröte zu weichen anfing. Ein kleines galiziſches Städtchen Zolkiew war es, in welcher jene junge Sonne aufging, und eine kleine Schar erleuchteter Männer wieder war es, die ſie hervorgerufen. Aber welch unheimliches Gekrächz ließen damals alle Nachtvögel vernehmen, die vom erſten Sonnenſtrahl aufgeſcheucht wurden! Wie ſchüttelten und regten ſie ihr ſchwarzes Gefieder, um jene Sonne zu verhüllen, welche ſchrecklichen Bannflüche ſchleuderten ſie herab auf das Haupt derjenigen, die dem Lichte immer breitere Bahn zu brechen ſuchten. Allein das war vergebliches Bemühen, die Sonne konnten ſie dennoch nicht in ihrem Laufe aufhalten. Kein Städtchen gab es in Galizien, wo ſich nicht irgendeiner fand, der einen Strahl der Aufklärung aufgefangen und ihn weiter zu verbreiten ſuchte. Das Los eines ſolchen war wahrhaftig kein beneidenswertes, er war ein echter Märtyrer ſeines inneren Berufes. Die geblendete Menge höhnte, verfolgte ihn, warf ihn wie etwas Unreines von ſich fort, oft lief er Gefahr, von der Maſſe geſteinigt zu werden; kurz, er durfte ſein Geſicht nicht zeigen. Der junge Mann, deſſen Bekanntſchaft ich damals gemacht habe, war ein ſolcher Märtyrer. Geheim ſchloſſen wir unſeren Freundſchaftsbund und mit ängſtlicher Scheu, wie zwei Verbrecher, ſuchten wir jeden Tag einen geheimen Winkel in einem Kellerboden auf, wo wir bei ſpärlichem Lichtſchein unſeren verbotenen Studien oblagen. Dort aber ging uns erſt die rechte Sonne auf, die jedes Winkelchen in unſerem Inneren erleuchtete, nämlich die Sonne der Aufklärung. Was waren das für genußreiche Stunden, die wir dort verlebt. Die Bibel in der deutſchen Überſetzung Mendelſohns, die wir dort ſtudierten, offenbarte uns die Majeſtät der wahren göttlichen Poeſie, die in der Heiligen Schrift lebt und webt. Dort machten wir auch die Bekanntſchaft des großen deutſchen Dichters Schiller, jenes gottbegeiſterten Sängers, der uns auf ſeinen Adlerfittichen mit ſich forttrug in eine

ideale Welt des Lichtes und der Freiheit. Alle Werke der erleuchteten Männer jener Zeit wurden von uns mit wahrem Heißhunger verſchlungen. Wir ſchwebten in höheren Sphären und vergaßen die Außenwelt ganz um uns her.

Leider wollte die Außenwelt nicht auch an uns vergeſſen ...

In der Klaus fing man an zu munkeln, ich ſei ein Ketzer, ich befaßte mich mit gottloſen Büchern. Das Munkeln ging bald in ein wüſtes Gekrächz über, das alle Eulen der Klaus gegen mich erhoben. Hundert giftige Augen ſchoſſen auf mich, ſooft ich zum Beten erſchien, und bald mußte ich mich daran auch gewöhnen, von Gaſſenjungen auf offener Straße mit dem Rufe verfolgt zu werden: ‚Du Apikores, ketzeriſcher Hund uſw.‘

Kurz, mein Geheimnis, das ich ſo ſehr zu verbergen ſuchte, war jetzt ſtadtkundige Sache.

Natürlich iſt es, daß auch mein Onkel, der Vater Eſthers, es bald erfuhr, in welchen Ruf ich gekommen war. Mein Onkel war durchaus kein Chaſſid, ſondern ein ſchlichter, ehrlicher Kaufmann, dazu der beſte Vater der Welt, der für ſein einziges Kind freudig ſein Leben hingegeben hätte, und ein Mann, dem das Wort ſeiner Frau als ein Orakel galt — aber auch er konnte von den Banden der Vorurteile ſeiner Zeit ſich nicht frei machen, und was gab es damals Schrecklicheres als einen Aufgeklärten!

Um dieſe Zeit war ich bereits im Jünglingsalter und Eſther zu einer holden Jungfrau erblüht.

Meine Tante, die Mutter Eſthers, fand es daher an der Zeit, mit dem Onkel über unſere Zukunft zu ſprechen.

‚Ich glaube,‘ ſagte ſie ihrem Manne, ‚es iſt jetzt Zeit, unſere Kinder zu verloben!‘

‚Kinder!‘ wiederholte befremdet der Onkel, ‚du ſprichſt von Kindern, wir haben doch nur ein Töchterchen leben!‘

‚Und Ahrele,‘ widerſprach die Tante, ‚zählt der nicht zu

unseren Kindern! Ist er nicht schon seit seiner Kindheit für unsere Tochter bestimmt?'

‚Was!' fuhr der Onkel wie aus allen Himmeln, ‚du willst unserer einzigen Tochter einen Apikores, einen Ketzer zum Manne geben — Nein! Solange ich lebe, gewiß nicht!'

‚Aber Ahrele,' protestierte die Tante, die in ihrem Denken viel freier war, ‚aber Ahrele ist ein braves, wohlgesittetes Kind!'

‚Geh,' wehrte der Onkel, ‚ein Aufgeklärter kann ebensowenig brav und wohlgesittet sein, wie ein Lungensüchtiger gesund und stark!'

Die Tante sah, daß alle ihre Widersprüche an seinem Starrsinn scheiterten und nahm daher zu einer anderen sonst immer siegreichen Waffe ihre Zuflucht.

‚Willst du unserem Kinde das Herz brechen!' platzte sie in Tränen heraus.

Der Onkel war auf diesen Angriff nicht gefaßt und fühlte sich eine Weile wie gelähmt, aber am Ende siegte doch in ihm das eingewurzelte Vorurteil.

‚Geh,' beschwichtigte er sie, ‚es ist gar nicht so arg, übrigens wird Estherl statt seiner einen besseren Bräutigam bekommen!'

*

In einem Städtchen wie S., wo die Heiratsvermittler in den Gassen herumwimmeln, fehlt es in der Tat auch nicht an Bräutigamen in allen beliebigen Fassons, je nach Bestellung. Und so kam es, daß der Onkel eines Tages seine Tochter mit der Mitteilung überraschte, daß er bereits für sie einen Bräutigam herausgesucht habe, wie er sich ausdrückte, ‚ein feines, seidnes Lernjüngel'.

Esther fühlte, daß es ihr bei dieser Mitteilung wie ein Riß mitten durchs Herz ging, doch sprach sie kein Wort dagegen.

Welche jüdiſche Tochter hätte es zur damaligen Zeit gewagt, nur durch ein einziges Wort dem Vater zu widerſprechen!

Auch ſpäter, als man ſie für den Verlobungsabend ſchmückte, ließ ſie wie ein ſtummes Opfer mit ſich alles geſchehen, ohne Widerſtand zu leiſten — nur bedeckte eine auffallende Bläſſe ihr Geſicht. Aber an dieſem Abend hatte der Onkel, der glücklich war, ſeine Tochter nicht als Braut eines Ketzers zu ſehen, keine Augen für derlei Dinge, er ſah nur das ‚feine, ſeidne Lernjüngel‘, das ſein Eidam werden ſollte.

Mir Armem erging es damals nicht beſſer. Ich ſchwieg zwar nicht, ſondern raſte die erſte Zeit wie ein Wahnſinniger, aber nach und nach verfiel auch ich in Schweigen, in ein ſehr unheimliches Schweigen. Ich fühlte, daß die Gedanken ſich in mir zu verwirren anfingen, und ich hatte nur das dunkle Bewußtſein, daß ich immer tiefer in Trübſinn verfalle. —

Der Arzt riet der Mutter, daß ſie mit mir in eine andere Stadt überſiedle, damit ich nicht oft Gelegenheit habe, Eſther zu ſehen, denn ihr Anblick, behauptete er, müßte nur dazu beitragen, daß ich unrettbar in Melancholie verfalle, und die Mutter befolgte dieſen Rat.

Das war ſelbſtverſtändlich nur um ſo weniger Grund, den Onkel von ſeinem Vorhaben abzuhalten, ja er beeilte ſich vielmehr, ſeine Tochter raſch unter die Haube zu bringen, wie um auf einmal allen Vorwürfen, mit welchen ſeine Frau ihn während der ganzen Zeit überſchüttete, ein Ende zu machen und ſeinen Entſchluß unerſchütterlich aufrechtzuerhalten.

In meinem neuen Wohnorte heilte zwar nicht mein liebekrankes Herz, aber es gelang wenigſtens, mein bißchen Verſtand zu retten, wozu mir meine Bücher viel verhalfen, in welche ich mich ganz verſenkte. Von Partien jedoch, mit welchen die Heiratsvermittler mich überhäuften — denn an ſolchen mangelte es auch dort nicht — ließ ich mit mir kein Wort reden. Freilich koſtete mich das einen harten Kampf, nament-

lich wenn meine zärtliche, liebevolle Mutter mit flehendem Blicke vor mich hintrat und mir sagte, sie möchte ihr Leben darum geben, wenn sie mich nur einen einzigen Tag an der Seite einer liebevollen Gattin glücklich sehen könnte — aber ich wußte sie immer mit den Worten zu vertrösten: ‚Soll ich nur erst die Ruhe meines Herzens wiederfinden!‘

Viel schlimmer jedoch erging es inzwischen der armen Esther in ihrem Ehestande. Ihr Mann, das fromme, seidne Lernjüngel, nämlich entpuppte sich als ein ganz anderer — er wurde plötzlich ein Moderner. Nicht in bezug auf Sitten, sondern auf Äußerlichkeiten. Der ‚Spodik‘ wich einem Kastorhut, die altmodische Pekische einer mit modernem Schnitte, und die Schmachtlöckchen verschwanden nach und nach, bis keine Spur mehr von ihnen zurückblieb. Allerdings wäre ein solcher Verlust nicht zu beklagen, wenn er nur mit dem alten Rock auch die alte Roheit und Unwissenheit abgestreift hätte; allein diese hafteten weiter an ihm, und so konnte ihm die Modernisierung nur ein Freibrief zum Laster werden. In der Tat fing er seit jener Zeit an, ganze Stunden vom Hause wegzubleiben und dann gar ganze Vor- und Nachmittage. Wo er diese Zeit zubrachte? An Ausreden fehlte es ihm nicht — er wußte jeden Tag etwas anderes vorzuschützen!

Doch sein Aufenthaltsort sollte nicht lange Geheimnis bleiben ...

Eines Tages kehrte er tief in der Nacht nach Hause zurück, und in welch einem schrecklichen Zustande! Der Hut zerknittert, der Rock, der bis an den Kragen mit Kot besudelt war, zu beiden Seiten weit geöffnet, das Haar zerrauft, der Kragen aufgerissen und dazu rollten seine Augen wie die eines Wilden und sein Gesicht brannte in fieberhafter Röte. Angekleidet, wie er gekommen, warf er sich auf sein Bett, tollte mit Händen und Füßen um sich her, sprach ein wirres Zeug zusammen und in einem und demselben Augenblicke konnte

er zehnmal lachen und weinen. Erſchrocken lief die arme Eſther zu ihren Eltern und erzählte ihnen, ihr Mann ſei wahnſinnig oder jedenfalls ſchwerkrank nach Hauſe zurückgekehrt. Die Tante verſäumte keinen Augenblick und eilte an die Seite des Schwererkrankten, doch kaum daß er ſie neben ſich gewahrte, begrüßte er ſie mit einer ſchallenden Ohrfeige. Ganz eine ähnliche Gabe erhielt auch einige Augenblicke ſpäter von ihm der Onkel, der ſich in ſeine furchtbare Nähe wagte. Beide — Schwiegervater und Schwiegermutter — hielten ſich zwar ſeit jenem Augenblicke von dem ſo freigebigen Schwiegerſöhnchen in reſpektabler Entfernung, doch zeigten ſie große Beſorgnis über ſeinen Zuſtand, den ſie für einen hitzigen hielten, und ſie ließen eiligſt den Arzt holen. Der Arzt beſtätigte auch in der Tat, daß ihr Schwiegerſohn ſich in einem ſehr hitzigen Zuſtand befinde, doch, fügte er mit einem ſpöttiſchen Lächeln hinzu, heiße ein ſolcher in der vulgären Sprache — Betrunkenheit.

Tags darauf verließ auch der über Nacht Geneſene das Bett, allein jetzt war es offenkundige Sache, daß der Mann der armen Eſther ſich ganze Tage mit einem verlotterten Geſindel in Spelunken herumtreibe.

War einmal die Sache publik, dann ſchwand bei ihm der letzte Reſt von Schamgefühl, und mit der Schnelligkeit einer galoppierenden Schwindſucht ging es mit dem ‚ſeidnen Lernjüngel‘ immer tiefer abwärts. Jetzt gar fing man an, täglich einen anderen Gegenſtand im Hauſe zu vermiſſen: heute einen ſilbernen Löffel, morgen eine Zuckerſchale und ein anderes Mal einen ſilbernen Leuchter — kurz, er verſchmähte keinen Gegenſtand, der ihm unter die Hand geriet, weil er ja für alles reißenden Abſatz hatte, er war nämlich leidenſchaftlicher — Kartenſpieler.

Währenddeſſen — es waren beinahe vier Jahre verſtrichen — erwarb ich mir in meinem neuen Wohnſtädtchen einen ſehr

guten Namen, wozu aber leider ein sehr trauriger Umstand beigetragen hat — meine teure Mutter nämlich starb mir. Dadurch auf mich selber jetzt angewiesen, kam ich in öftere Berührung mit den Leuten der Stadt, die bei dieser Gelegenheit in mir meine humane Gesinnung, meine Ehrlichkeit und Biederkeit in Handel und Wandel schätzten, ja auch mein bißchen Wissen erwarb sich ihre Achtung in hohem Maße.

Die Jahre, die unterdessen verstrichen, kühlten jedoch nicht im mindesten die Liebesglut in mir, die ich für Esther empfand, ja ihr trauriges Los ging mir so zu Herzen, daß es mich oft ganze Nächte nicht schlafen ließ. Ich suchte aber alles zu erfahren, was Esther betraf, und so geschah es, daß ich eines Tages die traurige Wahrnehmung machte, daß über das Haus des armen Onkels und besonders über das Haupt der unglücklichen Esther eine gar traurige Katastrophe hereingebrochen war. Das saubere Schwiegersöhnchen nämlich entlockte unter einem Vorwande seinem Schwiegervater eine Summe von mehreren tausend Gulden und verschwand spurlos mit derselben aus seinem Hause.

Seit dieser Zeit fand ich keine Ruhe mehr, so sehr ergriff mich das traurige Schicksal der unglücklichen Esther, und ich weiß nicht, etwas auch wie ein Strahl von Hoffnung stahl sich mir ins Herz, daß Esther vielleicht doch mein sein werde, wenn es mir nur gelingen könnte, die Spur des Verschwundenen aufzufinden. Freudigen Herzens hätte ich alle meine Kräfte dem Onkel angeboten — denn ich hatte auch ein namhaftes Vermögen von meiner Mutter geerbt — aber wird der Onkel nicht meine Hilfe verschmähen? Wird er mich nicht derb von sich zurückweisen, wenn ich mit meinem Anerbieten vor ihn hintreten werde? Durfte ich es wagen, mich ihm jetzt zu zeigen? Würde er es nicht gar von mir als eine Art Schadenfreude ansehen?

Über alle diese Fragen, die in mir stürmten, brachte mir

bald einer die beste Lösung, und dieser war kein anderer als der Onkel selbst. Eines Tages nämlich erschien dieser bei mir in der Wohnung — doch war das mein früherer Onkel! Nein, kaum einen Schatten sah ich von ihm, einen gebrochenen Menschen mit tiefgesenktem Haupte und von Gram durchfurchtem Gesichte — und wie er vor mir dastand, mein armer Onkel, gebeugt und gedemütigt, wie ein Verbrecher! Er versuchte wiederholt zu sprechen, doch kamen nur Tränen statt Worte. Endlich brachte er es über sich, zu sprechen. ‚Ich weiß, wie ich mich an dir versündigt,‘ sagte er, ‚hart, sehr hart versündigt, doch ich büße es schwer. Allein alle Strafe ist noch zu klein für mein Vergehen. Ich würde sie auch mit Geduld tragen, aber das traurige Los meiner unglücklichen Tochter, das ich verschuldet, die Tränen meiner armen Frau, die mich so oft gewarnt, die schnüren mir das Herz zusammen, die sind für mein schuldbeladenes Gewissen furchtbare Quälgeister. Ich weiß nicht, mich trieb es zu dir, zu dir, den ich durch meine Verblendung so schwer verletzt — es will mir immer scheinen, daß du mir in der großen Not Hilfe bringen wirst.‘

Es brauchte wahrlich nicht erst solcher rührenden Worte, mich zu ermutigen, alles für Esther aufzubieten. Ich machte mich sofort auf und reiste mit dem Onkel zu ihm nach Hause. Wenn es überhaupt noch einer Ermutigung für mich bedurfte, sogar mein Leben, wenn es nötig sein sollte, für die Rettung der armen Esther hinzugeben, so war es ihr Anblick, so war es sie selbst, die ich so traurig, so gedrückt wiedersah, und die mit dem wehmütigen Zug in ihrem Gesichte noch anmutiger, noch schöner, noch verklärter in meinen Augen erschien ...

Keine Sache war mir zu schwer. Ich trat größere Reisen an, um die Spur des Verschwundenen zu finden. Ich bot große Summen auf, forschte und suchte, doch alle Mühe war vergebens — von dem Verlorenen war kein Lebenszeichen aufzufinden.

Da leitete mich das ewige Grübeln und Nachdenken, wo doch ein Ausweg zu finden, auf einen Gedanken, von dem ich mir manche Hilfe versprach. In der Stadt N. weilte damals eine der bedeutendsten rabbinischen Kapazitäten, die ihren Einfluß überallhin erstreckte, wo jüdische Gemeinden vorhanden waren. Ich beschloß, diesen Rabbiner mit der Bitte anzugehen, daß er uns mit seinem mächtigen Einfluß beistehe. Der Onkel, dem ich meinen Entschluß mitgeteilt, klammerte sich mit beiden Händen an denselben, und so traten wir auch an demselben Tage die Reise zu jenem Rabbiner an.

Der Rabbiner, in dessen Stube wir uns tags darauf befanden, war Talmudist bis auf den Knochen, sozusagen ein versteinerter Schulchan-Aruch-Mann, ein Mann, dessen Idol der tote Buchstabe des jüdischen Gesetzes war und bei dem alle Gefühle, alle menschlichen Regungen, alles Denken und Empfinden in dem toten Buchstaben erstarrten, in dem toten, vorgeschriebenen Worte des Gesetzes, das er mit aller Kraft seiner verknöcherten Seele blind und rücksichtslos anbetete.

Vor diesem Rabbi standen wir nun beide — ich und der Onkel.

‚Nun, was wollt ihr? Ein Din Tora*), eine Schaale**), oder sonst was?‘ fuhr uns der Rabbi, der seinen dünnen und spitzigen Bart faßte und sich dessen arg zerkaute Ecke in den Mund langte.

‚Nein, kein Din Tora,‘ entgegnete der durch diese Ansprache verblüffte Onkel mit bebenden Lippen.

‚So redet — nur kurz, kurz!‘ drängte der ungeduldige Rabbi, einigemal mit der Hand in der Luft herumfahrend, wie wenn er Fliegen fänge.

‚Meine arme Tochter . . .‘ begann der noch mehr verlegene Onkel.

*) Eine Streitsache.

**) Eine rituelle Frage.

‚Arme Tochter!‘ ſchnitt ihm der Rabbi ſcharf das Wort ab, der vor Aufregung die Bartſpitze aus ſeinem Munde fahren ließ. — ‚Arme Tochter — was geht mich Eure arme Tochter an! Keine langen Einleitungen — nur kurz, kurz, kurz!‘

‚Meine arme Tochter —‘ rang der erſchrockene, ganz faſſungsloſe Onkel vergebens nach Worten.

‚Arme Tochter!!‘ ſchnellte der Rabbi wie ein Gummiball empor, indem er mit ſeiner knöchernen Hand auf den Tiſch ſchlug, daß alle die verſchiedenen auf demſelben befindlichen Folianten in die Höhe fuhren. ‚Wieder arme Tochter und wieder arme Tochter und kein Ende mehr! Wie oft muß ich's denn hören! Was geht mich Eure arme Tochter an! Kurz, was wollt Ihr! — Macht's kurz!‘

‚Seiner Tochter iſt der Mann durchgegangen,‘ griff ich jetzt ein, indem ich mit einem Atemzuge die Worte hervorſtieß, ſo daß der fromme Mann nicht einmal Zeit hatte, den Mund zu öffnen.

‚Der ſpricht wie ein Menſch,‘ äußerte der Rabbi ſeine Zufriedenheit, ‚beſſer noch wäre, wenn er kurz geſagt hätte: Sie iſt eine Agune.‘

‚Ja, Agune,‘ ſtimmte jetzt auch der Onkel, dadurch ermutigt, ein.

‚Alſo eine Agune!‘ wiederholte der Rabbi, ſich bedächtig den Bart glättend, ‚das iſt eine ganz andere Sache — eine Agune aufbinden iſt eine „Mizwe“, und nach der Behauptung des Alfes wiegt dieſe alle anderen auf — alſo nochmals eine Agune,‘ näſelte er mit einer talmudiſchen Melodie. ‚Eine Agune ... eine Agune!‘

‚Rabbileb, Sie werden ſich an meiner unglücklichen Tochter ...‘ vergaß ſich wieder der Onkel in ſeinem überſtrömenden Gefühle.

‚Wieder unglückliche Tochter!‘ ſprang der Rabbi wütend auf. ‚Kommen Sie mir ſchon wieder mit Ihrer unglücklichen

Tochter. Kein Wort mehr! Meinen Sie etwa, mich kümmert Ihre unglückliche Tochter! Mich kümmert nur das Gebot — „Aufbinden eine Agune“, betonte er mit obenbezeichneter singender Stimme, ‚ist Gebot, vorgeschriebenes Gebot ... das genügt!‘

‚Weil man dadurch eine Unglückliche vom Verderben rettet,‘ wagte ich erklärend einzustreuen.

‚Was will der dort!!‘ schäumte der Rabbi auf, mich mit seinen Blicken durchbohrend, ‚der will gar ein Gesetz mit dem Verstande erklären — das riecht mir nach Freigeisterei. Das Gebot ist Sache Gottes und steht über dem menschlichen Denkvermögen — wir müssen es halten, weil es vorgeschrieben ist — Punktum! — Doch jetzt genug davon. Es handelt sich um Aufbinden einer Agune. — Wie also heißt Ihre Tochter?‘ wandte er sich darauf mit einer vielsagenden Handbewegung zu meinem Onkel, ‚wie der entlaufene Mann? Wie hat er ausgesehen? Welche besonderen Merkmale?‘

Der früher so ungeduldige Rabbi zeigte von diesem Augenblicke an die Geduld eines Lammes. Er wurde nicht müde, zu fragen und zu forschen, nahm alle kleinsten Details auf, diktierte stundenlang Briefe und grübelte, wie wenn es ihm selber um das Leben ginge. —

Als wir uns von ihm verabschiedeten, versuchte ich, ihm, in Rücksicht auf seine so große Anstrengung, eine Summe Geldes in die Hand zu drücken, doch er schüttelte sie hastig von sich ab, als hätte ich ihm brennende Kohlen in die Hand geschoben.

‚Was!‘ kreischte er in aufwallendem Zorne, ‚Sie wollen eine Mizwe*) mir belohnen! Um kein Vermögen der Welt! „Entgelt für eine Mizwe gibt's nicht hienieden“ — heißt es im Talmud. „Kommt dir eine Mizwe zu Händen,“ heißt es

*) Ein Gebot, religiöse Pflicht.

wieder an einer anderen Stelle, „greife ſchnell zu, laß ſie nicht ſauer werden.“ Aufbinden eine Agune, ps, iſt eine große, heilige Mizwe!‘

Wie gehoben durch dieſe Worte, drehte er mit raſchem Griff den Deckel ſeiner runden Tabaksdoſe auf, die dabei einen ſchrillen Ton vernehmen ließ, und langte mit Daumen und Zeigefinger tief in dieſelbe, aus welcher er eine ganze Ladung Schnupftabak hervorholte, die er ſich in die Naſe ſtopfte.

‚Aber die von Ihnen gemachten Speſen!‘ wagte der Onkel mit zaghafter Stimme.

‚Das iſt was anderes,‘ gab der Rabbi zu, ‚das muß ich nicht tragen. Auch meinem Schameſch*) dürfen Sie nach unſerm heiligen Geſetze was zurücklaſſen!‘

Selbſtverſtändlich waren wir froh, daß uns der Rabbi dieſe kleine Konzeſſion machte.

Mit eigentümlich gemiſchten Gefühlen verließen wir dieſen ſonderbaren Rabbi.

Gewiß, wir haben unſererſeits alles Mögliche aufgeboten und unſere Nachforſchungen durchaus nicht eingeſtellt, aber dem Rabbiner zum Lob muß es geſagt werden, daß er einen faſt noch größeren Eifer entwickelte als wir. Nach allen Weltgegenden liefen Briefe aus, wo nur Juden zu finden waren — er alarmierte alle möglichen Gemeinden, ſetzte ein ganzes Heer von Federn in Schwung, denn er trug jedem Rabbiner auf, mit dem Rabbiner ſeiner Nachbargemeinde ſich in Fühlung zu ſetzen und dieſen wieder zu bitten, die Fäden nach Möglichkeit weiter fortzuſpinnen. Mit kurzen Worten geſagt, er entwickelte die Flinkheit eines Vogels, den Fleiß einer Biene und die Geduld eines Laſttieres.

Und dieſem großen Eifer, vereint mit den Mitteln, wie ſie

*) Diener.

nur jenem Rabbiner zu Gebote ſtanden, konnte auch der Erfolg nicht ausbleiben.

Eines Tages — es war drei Monate nach unſerer Audienz — erhielten wir von dem Rabbiner in N. einen Brief, worin er uns mitteilte, daß laut einem Schreiben, welches er von einem Rabbiner in einem Städtchen Amerikas erhalten, der Flüchtling ſich dort herumtreibe; er befinde ſich in einem höchſt verwahrloſten Zuſtande und es ſei daher zu hoffen, daß er durch Geld ſich zur Scheidung ſeiner Frau herbeilaſſen werde. —

Beglückt von dieſer Nachricht eilten wir zum Rabbiner nach N., um alles Weitere zu veranlaſſen, denn wie leicht könnte nicht dieſer ſaubere Vogel uns wieder entwiſchen!

Als wir beim Rabbiner anlangten, war er aber auch ſchon in der Lage, uns einen zweiten Brief von jenem Rabbiner in Amerika vorzuzeigen, der ſchon etwas Beſtimmteres enthielt. Der Flüchtling, beſagte nämlich jenes Schreiben, verlangt für die Ausfolgung des Scheidebriefes achttauſend Gulden, keinen Heller weniger, er wolle in dieſer Angelegenheit Antwort abwarten, ſollte eine ſolche nicht rechtzeitig eintreffen, werde er ganz gewiß nicht ſo leicht wieder zu finden ſein.

Achttauſend Gulden waren allerdings für die zerrütteten Vermögensverhältniſſe meines Onkels eine unerſchwingliche Summe, aber dafür beſaß ich von der Erbſchaft meiner Mutter ein Vermögen von beinahe vierfacher Höhe und für Eſther hätte ich ja mein Leben freudig hingegeben, geſchweige denn mein Geld. Ohne nur einen Augenblick zu überlegen, bot ich dem Onkel zu dieſem Zwecke den verlangten Betrag an. Hierauf empfahl uns der Rabbiner einen ſeiner vertrauenswürdigſten Leute, der auch bald darauf mit dieſem Betrage abreiſte, um dieſen dem Verſchwundenen zu übergeben und dafür von ihm nach allen rituellen Vorſchriften in Gegenwart

des dortigen Rabbiners und zweier Zeugen den Scheidebrief in Empfang zu nehmen.

Die Reise nach Amerika hin und zurück erforderte zur damaligen Zeit einen Zeitraum von wenigstens drei Monaten. Mit der Abreise des Boten zog daher so mancher Zweifel in unser banges Herz. Wird der Bote ohne alles Mißgeschick diesen großen, langen, gefahrvollen Weg zurücklegen! Wird diese bedeutende ihm anvertraute Summe ihn nicht gar zu einer Veruntreuung verleiten! Wird er überhaupt den Verschwundenen noch in jenem Städtchen in Amerika antreffen! Alle Sehnen, alle Fasern meines Herzens brannten in glühender, ängstlicher Erwartung — aber mitten unter den Quälgeistern des Zweifels erschien auch die süße Hoffnung und zeigte uns eine Zukunft, die wie in Sonnengold getaucht war, ein rosiges Leben voller Liebe und Glückseligkeit! Ganze Tage saßen wir nebeneinander, ich und Esther, und was hatten wir uns nicht alles zu sagen, es waren ermutigende, beseligende, trostreiche Worte — oh, welche herrlichen Pläne wurden da nicht für die Zukunft entworfen, welche verklärten, zauberhaften Liebesträume!

Und die Hoffnung schien diesmal kein Trugbild.

Bevor noch drei Monate vorüber waren, langte an uns vom Rabbiner in N. ein Schreiben an, in welchem er uns benachrichtigte, daß laut einem Briefe, den er soeben von dem Boten erhalten, derselbe bereits alles geordnet, die achttausend Gulden dem Flüchtling übergeben und von ihm, entsprechend allen religiösen Vorschriften, den Scheidebrief übernommen habe. In kaum noch einem Monat werde er mit dem Scheidebrief anlangen, schloß der Rabbiner und ermahnte uns, ja um diese Zeit bei ihm einzutreffen, damit er die von ihm begonnene Sache glücklich zum Abschlusse bringe, wie es da im Talmud heißt: ‚Wer eine Mizwe beginnt, dem sagt man auch: endige!‘

Was war das für ein Jubel, für eine Heiterkeit, für ein glückliches Leben, die mit diesem Briefe in unsere Familie einzogen! Jetzt konnten wir ernstlich an unsere Zukunft denken und eifriger dran gehen, uns für unser baldiges Eheleben einzurichten. Es war gerade damals der Wonnemonat und wie in unser Herz zog Jubel, Duft und Herrlichkeit in die Welt ein. Wir mieteten ein Häuschen außerhalb der Stadt, umgeben von einem Garten, so daß es selber mit seinen blanken Fassaden, seinem schönen blinkenden Dachtürmchen, wie mitten unter Blumen hervorgeblüht zu sein schien, während es um und um von sprießendem, saftigem Grün, von Girlanden und von duftigen Akazienbäumen eingehüllt war. Auch fehlte es nicht an einer lauschigen Jasminlaube, um welche die Maisonne, die zwischen grünem Laub hervorblickte, einen prachtvollen Teppich von Licht und Schatten wob — just ein Plätzchen für zwei liebende Seelen. Wir richteten diese Wohnung, die wir bald nach unserer Hochzeit beziehen sollten, ein, und Esther schmückte sie mit allen Reizen ihrer liebevollen Seele. In rosigem Lichte schimmerten die Gardinen über den Fenstern, eine blütenweiße Decke prangte auf dem kleinen Tischchen, von dem großen, schöngeschnitzten Kredenzkasten nickte, unter verschiedenen Nippsachen, eine holde Liebesgöttin. — Alles lachte und leuchtete in diesen trauten Räumen und auf allem, was hier zu sehen war, lag, sozusagen, die Marke einer träumerischen, liebesseligen Stimmung.

In dem Überschwall seiner Gefühle fiel mir der Onkel um den Hals und nannte mich seinen Retter, seinen Beglücker, die Freude seines Alters. Die Tante vergoß gar viele Freudentränen und meiner Esther wollte das beseligende Liebeslächeln, das deutlich jedem zurief: ‚ich bin glücklich!‘ nicht mehr von den schönen Lippen weichen.

Und der heißersehnte Tag war endlich da. Rechtzeitig fanden wir uns in dem Städtchen N. beim Rabbiner ein.

Wir sahen den Boten, der all unser Lebensglück mit sich führte, von Angesicht zu Angesicht. Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen. Auch zeigte er mir den Scheidebrief — das Dokument, das mir die Pforte aller paradiesischen Wonnen erschließen sollte.

Der Rabbiner bestimmte den Nachmittag für die Übergabe des Scheidebriefes.

Der Vormittag gab uns viel Freudiges zu schaffen. Wir waren nämlich entschlossen, daß der Rabbiner in N. uns bald nach dem Vollzuge des Scheideaktes trauen solle, und da galt es, alle nötigen Papiere vorzubereiten und Anstalten für das Hochzeitsmahl zu treffen.

Endlich nahte die weihevolle Stunde der Übergabe des Scheidebriefes heran.

Alle standen wir vor dem Rabbiner, der an der Spitze der Tafel thronte, umgeben von vielen dickleibigen Folianten, die von allen Seiten vor ihm aufgeschlagen waren.

Nach der vorgeschriebenen Satzung hat der Bote in Gegenwart des Rabbiners und zweier Zeugen den Scheidebrief von dem Manne mit der Ermächtigung zu übernehmen, diesen seiner Frau in seinem Namen überreichen zu dürfen, und hat den Scheidebrief ganz unter denselben Zeremonien der Frau zu übergeben. Bevor die Frau den Scheidebrief, der nicht mehr und nicht weniger als zwölf Zeilen ausfüllen darf, übernimmt, legt der Rabbiner ihr eine ganze Anzahl vorgeschriebener Fragen vor, wie z. B. ‚Bist du bereit, gutwillig dich von deinem Manne scheiden zu lassen! Ist nicht auf dich ein wie auch immer gearteter Zwang ausgeübt worden! Hast du nicht irgendwelche unehrliche Absicht vor!‘ Und nachdem sie alle diese Fragen beantwortet, wird ihr vom Boten der Scheidebrief ausgefolgt, worauf der Rabbiner den Scheideakt für rechtsgültig erklärt und sie im Namen der Religion von dem früheren Bündnisse lossspricht.

Vor dem Beginne des Scheidungsaktes muß der Scheidebrief vom Rabbiner revidiert werden, ob er nach allen Vorschriften abgefaßt und geschrieben ist.

Der Rabbiner schlang nun den Gürtel um seine Lenden, setzte seinen ‚Spodik' auf, verproviantierte seine Nase mit einer tüchtigen Prise und nachdem er mit dem Schnupftuche sein Augenglas reingewischt und dasselbe sich auf die Nase gedrückt hatte, ging er an die Revision des Scheidebriefes.

Langsam und bedächtig las er Wort um Wort, manches zwei- und dreimal wiederholend, nahm jedesmal das Augenglas herunter, um es reinzuwischen, und fing dann nochmals von vorne an, über jedes Wort, über jeden Buchstaben Musterung haltend. Bereits zweimal war von ihm der Scheidebrief zu Ende gelesen und jetzt näherte er sich schon das drittemal den letzten zwei Zeilen. Da schlug plötzlich der Rabbiner mit seiner knöchernen Hand auf den Tisch, daß dieser in allen Fugen krachte.

‚Rabbi, was ist?' fuhr ich erschrocken empor.

‚Alles umsonst!' erwiderte der eiserne Gesetzesmann.

‚Was umsonst!' schrien wir alle schreckensbleich auf.

‚Der Scheidebrief ist ungültig, total ungültig!' lautete die Antwort.

‚Rabbi, Sie töten uns!' kreischte ich verzweiflungsvoll.

‚Um Gottes willen, Rabbi, Erbarmen!' flehte der unglückliche Vater.

‚Nehmen Sie auf sich kein Menschenleben!' jammerte die bleiche Mutter.

‚Rabbi her, Rabbi hin,' gab der Rabbiner zurück, der, eine fühllose Schulchan-Aruch-Maschine, vor uns dastand, ‚der Scheidebrief ist einmal ungültig!'

‚Rabbi!' raste ich, ‚um Gottes willen, warum?'

‚Schaut her, da fehlt das Tüpferl auf dem Jod*)!'

*) Der hebräische Buchstabe „Jod" entspricht dem deutschen J.

‚Und dadurch wollen Sie Menſchenleben vernichten?‘

‚Dadurch!!‘ wehrte der Rabbi zornig. ‚Iſt das bei euch ſo 'ne kleine Sache! Wer nicht den Mut hat, tauſendmal für den mindeſten Buchſtaben des Geſetzes zu ſterben, der iſt kein Jude. Sehet ſelber her, da fehlt das Kuze ſchel Jud*), das Tüpferl das fehlt!‘

Die arme Eſther brach in Ohnmacht zuſammen — allein der Rabbi beachtete es nicht und gab ſich mit ſeinen Folianten zu ſchaffen, die er wirr durcheinanderblätterte. Mitten jedoch, da ich mich um die Wiederbelebung der armen Eſther abmühte, faßte er mich beim Rocklappen mit dem Rufe: ‚Komm nur her!‘ Klopfenden Herzens folgte ich ihm, denn die Haſt, mit welcher er mich nach ſich zog, ließ mich eine erfreuliche Änderung ahnen. Als ich jedoch mit ihm beim Tiſche anlangte, drückte er mir mit ſeiner knochigen Hand den Kopf in einen der aufgeſchlagenen Folianten. ‚Lies ſelber!‘ ſagte er mir, mit dem Finger auf eine Stelle deutend, ‚da haſt du den Tiw Gittin**), lies!‘ Und da las er ſelber den hebräiſchen Text langſam und jedes Wort ſcharf betonend. ‚Wenn in einem Scheidebrief nur das Kuze ſchel Jud, das heißt das Tüpferl auf dem Jod fehlt, iſt derſelbe ungültig — ha!!‘ triumphierte er. ‚Siehſt du's jetzt ſchon ſelber ein, daß ich recht habe — ha!‘

‚Rabbi, um Gottes willen!‘ ſtammelte ich. ‚Schauen Sie hin, dieſer Frau kann es den Tod bringen!‘

‚Kann nichts dafür, das Tüpferl fehlt!‘

‚Das gilt nicht für einen ſolchen Fall,‘ ſchrie ich verzweifelt.

‚Was!!‘ fuhr der Rabbi empor und bohrte ſich beide Zeigefinger in die Ohren — ‚ich kann's nicht hören — Gewalt! Ich kann's nicht hören! Wie nur ein Jude ſo gottlos reden

*) Das Häkchen an dem hebräiſchen Buchſtaben: ר.

**) Jüdiſcher Kodex über die Abfaſſung des Scheidebriefes.

kann! Fall! Der spricht gar von Fall! Das heilige Gesetz kennt keine Ausnahme. Ich erkläre euch, daß jeder, der diese Frau heiratet, mit einem fremden Eheweibe lebt. Sie ist nicht geschieden. Soll mir jemand sagen, daß hier nicht das Tüpferl auf dem Jod fehlt!'

Wir weinten, wir flehten, wir rasten und drohten — der Rabbi achtete nicht darauf. Er vergrub sich mit dem Kopfe in eines der Bücher, er war steinern und fühllos wie einer der Folianten, der vor ihm aufgeschlagen lag. All sein Denken, Sinnen und Fühlen löste sich in ein — Tüpferl auf.

Mit todbitterer Verzweiflung im Herzen verließen wir den eisernen Gesetzesmann, den blinden Buchstabensklaven, während die arme Esther halb leblos nach Hause gebracht wurde.

Ich versuchte es dann mit anderen Rabbinern, allein alle setzten sie ihre Brillen auf und entdeckten das fehlende Tüpferl auf dem J. Übrigens hätte es auch keiner von ihnen gewagt, nur um Haaresbreite von dem Ausspruche des Rabbiners in N. abzuweichen, weil er ja im rabbinischen Wissen die größte Autorität war.

Wir schrieben nach Amerika in der Hoffnung, jenen Mann dort noch zu treffen, auch der Rabbiner aus N. sandte aufs neue die Fäden der Korrespondenz nach allen Weltgegenden aus, weil er sich ja eine solche Mizwe nicht entgehen lassen wollte — Aufbinden eine Agune ist doch geschriebenes Gesetz.

Allein alle Mühe blieb diesmal vergebens — von jenem Manne war kein Lebenszeichen mehr zu finden.

Seit jener Zeit wandeln wir still und vereinsamt unsere Lebenswege. Allein trotzdem, daß wir so grausam auseinandergerissen wurden, blieben wir durch das heilige Gefühl der Liebe stets im Geiste vereint und noch jetzt, in unserem hohen Alter, ist jener göttliche Funke in unseren Herzen nicht verglommen — er lodert und wird lodern, bis wir einst für

immer die Augen schließen, in ungetrübter Reinheit, in großer, heiliger Selbstlosigkeit. —“

* * *

Viele Jahre sind seit jener Zeit verflossen, da mir Reb Ahrele Bachur seine traurige Geschichte erzählte. Sie weilen beide lange schon in der Welt der Wahrheit, wo Gott, dem der lebendige Geist mehr als der tote Buchstabe gilt, ihre reinen Seelen gewiß mit milder Vaterhand vermählt hat — ich aber muß immer und immer an jenes Tüpferl denken, welches das Glück zweier Liebenden auf Erden zertrümmerte, an jene traurige Geschichte von dem fehlenden Tüpferl auf dem J.

Der Rabbi von Rothenburg.
Novelle von David Feuchtwang.

Es war in Worms, der uralten deutschen Stadt, um das Jahr 1220. Dort lebte ein glückliches Ehepaar, Baruch und Judith. Sie wohnten in einer der kleinen Gassen, die das Judenviertel bildeten, in einem traulichen, bescheidenen Häuschen, das sich wie ein Schwalbennest an die verwitterte Stadtmauer lehnte. Über das Dach streckte seine Ranken ein ehrwürdiger Efeu, der die Mauerkrone mit tausend Wurzeln fest umklammerte, als wollte er nimmer davon lassen. Das Häuschen war gerade groß genug, die fromme Familie zu beherbergen, die darin ein gottergebenes Leben führte. Rabbi Baruch war in der Judengemeinde hoch angesehen. Man brauchte bloß in sein dämmeriges Studierkämmerlein zu blicken, um zu wissen, daß der würdige Mann mit dem blassen Antlitz und den hellen Augen ein Gottesgelehrter sei. Auf dem wuchtigen Eichentische lagen Rollen aufgeschlagen und die niedrigen Wände waren dicht bedeckt durch Büchergestelle, die bis an das gebräunte Gebälke reichten. Da standen die stummen Zeugen urältester Zeiten, die treuen Begleiter durch der Jahrhunderte Leid und Freud, die heißgeliebten Gefährten im Glück und im Unglück. Heute war ein sonniger Tag in Baruchs Hause. Ein Sohn war zur Welt gekommen. Glückstrahlend verließ Baruch sein Haus, um im Morgengebete inbrünstig für die glückliche Geburt des Kindes zu danken und im Gotteshause für das Wohl seines Weibes zu beten.

Am achten Tage erhielt das Knäblein den Namen Meïr; als ahnten die Eltern, daß das Kind einst eine Leuchte in Israel werden sollte. Von der edelsten Mutter genährt, gedieh das Kind vortrefflich. Es sog alle Tugenden ein, die Judith in reichem Maß besaß, und hatte die Herzens- und Geistesgaben der trefflichen Eltern geerbt. Im zartesten Alter, wenn andere Kinder kaum Vater und Mutter zu rufen vermögen, konnte Meïr die Segenssprüche, die man beim Genusse von Speise und Trank sagt, und bald verstand er, die heiligen

Bücher in hebräischer Sprache zu lesen. Kein Lehrer war rasch genug, kein Unterricht reif genug für den Wissensdurst des Wunderkindes, das mit Meilenstiefeln über die schwersten Aufgaben schritt und im zehnten Lebensjahre nicht nur die Thora und Propheten, die Psalmen und Sprüche Salomons im kleinen Köpfchen trug, sondern auch verstand, die Mischnah zu lesen und vor versammelter Gemeinde ein Stück des Talmuds mit Raschis Erklärung und den Bemerkungen der Tosaphisten vorzutragen und auf plötzliche Fragen die überraschendsten Antworten zu geben. Am Barmizwahtage, der von der ganzen Gemeinde mitgefeiert wurde, hielt Meïr einen selbstverfaßten Vortrag, der Halachah und Agadah zu einem buntgestickten Gewebe wob, das zum hellen Entzücken der Hörer von dem lieblichen Knäblein ausgebreitet wurde. Baruch und Judith vergossen Freudentränen und gelobten, das Kind der Thora und dem Gottesdienste zu weihen.

In Worms selbst gab es wohl Gelegenheit genug, dieses Gelöbnis zu erfüllen. Hier wehte im Judenviertel der Geist der Vorzeit; hier hatten schon zur Zeit Karls des Großen jüdische Schulen geblüht. Hier war Raschis Geist lebendig und auf dem Raschistuhle saßen auch jetzt große Talmudgelehrte. Zu allen Zeiten aber waren jüdische Jünglinge in die weite Fremde gewandert, um zu den Füßen berühmter Lehrer und Meister zu sitzen und den Wissensdurst an allen zugänglichen Quellen zu stillen. So schwer die Trennung von dem geliebten Elternhause und dem heimatlichen Muttergrunde fiel, Meïr griff zum Wanderstabe. Von den Segenswünschen der Seinen begleitet, zog er mit Stock und Ränzlein von dannen, um sich nach Würzburg zu wenden, wo Rabbi Meïr ben Joel den Rabbinersitz inne hatte und Rabbi Isak durch seine ungewöhnliche Gelehrsamkeit hunderte Schüler heranzog. In Scharen zogen sie mainabwärts, an den herrlichen Weingeländen entlang und betraten die alte, fromme Bischofstadt mit

den weltberühmten Fakultäten, großen Lehrern der Philosophie und Medizin. Ob die jüdischen Jünglinge wohl von diesen wußten? Sie trieb es zu Rabbi Isak, dem später hochgerühmten Verfasser des Werkes Or sorua, der dann in der Haupt- und Residenzstadt Wien saß und sein Licht in die ganze Judenwelt hinausstreute.

Hierher zog auch Meïr. Am Fuße des weinbewachsenen Festungsberges lag in lauschigem Winkel das Lehrhaus, von dem aus nur wenige Schritte zum Ufer des Mains führten, an welchem sich Meïr einsam erging, die Unsummen von Wissen, das er einheimste, zu ordnen und — in stiller Andacht der geliebten Eltern zu gedenken und des schönen, guten Worms, wo seine Wiege stand. Aber auch Würzburg genügte ihm nicht; der Ruf der französischen Talmudhochschulen lockte den unersättlichen Jünger mit Macht, der unterdes vom Lehrling zum Gesellen geworden war und schon selber imstande gewesen wäre, eine Schule zu leiten. So sehr es ihn in die Heimat zog, wo seiner auch eine kindlich geliebte Jugendgespielin, die schöne und tugendreiche Martha harrte; er hielt stand und kämpfte den mächtigen Ehrgeiz nieder, der ihn, den Schüler, auf den Meisterstuhl verwies, den zu besteigen er von Lehrern und Genossen als würdig befunden wurde. Nicht nur sein Wissen hatte sich zu großer Gelehrsamkeit ausgestaltet, sein Charakter war voll entwickelt worden und hatte aus ihm einen edlen, starken, frommen, zielbewußten und scharfblickenden Mann gemacht. Seine Meister hatten ihm den Titel „Rabbi" verliehen und ihn so zum Ritter des Geistes geschlagen. Wie ein neugekrönter König kam sich Meïr vor, als Rabbi Isak ihm segnend die Hände aufs Haupt legte und sprach: „Der Herr mache dich Ephrajim und Manasse gleich; er segne und behüte dich; er lasse dir sein Antlitz leuchten und sei dir gnädig; der Herr wende dir sein Antlitz zu und gebe dir Frieden."

So ging Rabbi Meïr durch das Feſtungstor Würzburgs und zog über Städte und Dörfer viele Tage und Wochen, bis er nach dem Elſaß kam.

Er ahnte nicht, daß in dieſem Lande einſt ein tragiſches Geſchick ihn zum Märtyrer machen werde. Von hier aus ging es nach Südfrankreich, dem gelobten Lande der Talmudſchulen. Mit frommem Schauder betrat er die hochwürdigen Stätten jüdiſcher Gelehrſamkeit und hegte im ſtillen den ſtolzen Gedanken, den großen Lehrern gleich zu werden; ſelber als Toßaphiſt in der Nachwelt zu gelten. Dieſe Gedanken beflügelten ſeinen Fuß. Sein Reiſeziel war Paris. Dort lehrte Rabbi Jechiel ben Joſef, einer der berühmteſten Rabbiner aller Zeiten. Ihn ſuchte Meïr auf. Bald erkannte der große Talmudmeiſter in ſeinem unermüdlichen Hörer den großen Gelehrten und zeichnete ihn vor allen anderen aus. Paris war eine angeſehene Gemeinde; zu Jechiels Zeiten zogen die franzöſiſchen und deutſchen Talmudjünger hierher, um die letzte Hand an den Ausbau ihrer rabbiniſchen Bildung zu legen. Hier traf Meïr mit Moſe aus Coucy zuſammen, deſſen Ruf bereits weit in die Lande gedrungen war; ſie ſchloſſen ſich trotz des Altersunterſchiedes eng aneinander und bald geſellten ſich zu ihnen die in Paris nicht ſeltenen Gäſte Jechiels, nämlich Jehuda ben David aus Melun und Rabbi Semuil ben Salomo aus Falaiſe.

Völlig zurückgezogen oblagen alle ihren Studien, ohne Anteil am großen öffentlichen, politiſchen Leben. Ihr Leben ſpielte ſich nur im Lehrhauſe, in der Synagoge und in der Familie ab. Der Lärm der Straße drang kaum in dieſe Räume, in die freilich nicht allzu viele Sonnenſtrahlen fielen, aus denen aber das helle Licht der Gotteserkenntnis und vollendeter Tugend leuchtete. Dieſer ſtille Friede im Pariſer Judenviertel wurde plötzlich geſtört, als im Jahre 1240 der König Ludwig IX. auf Veranlaſſung des Papſtes Gregor eine öffent-

liche Religionsdisputation anordnete. Ein nichtswürdiger Täufling, Nikolaus Donin, hatte den Talmud der Christenschmähung geziehen und nicht geruht, bis die Geistlichkeit den französischen König für sich gewann und der Talmud unter Anklage gestellt wurde. Wie ein Wetterstrahl fiel diese Kunde in den Kreis der Gelehrten. Mit Bestürzung verkündete eines Tages Rabbi Jechiel, daß für den 24. Juni 1240 eine öffentliche Disputation bei Hofe angesetzt sei, die gegen Nikolaus Donin in Gegenwart des Königs, des ganzen Adels und der Geistlichkeit stattfinden werde. Seit Monaten wurden die Vorbereitungen für dieses Schauspiel getroffen. Die traurige Einleitung dazu bildete die Konfiszierung aller Talmudexemplare, die in Frankreich aufzutreiben waren. Man wollte so das Herz des damaligen Judentums treffen, den Geist töten. Die Törichten ahnten nicht, daß der Talmud bereits zur lebendigen Kraft geworden und in das Blut der Juden übergegangen war, daß es nicht wenige gab, die den Inhalt des Riesenwerkes im Kopfe trugen und imstande waren, ihn niederzuschreiben. Abgesehen davon gab es Miniaturabschriften, die leicht verborgen werden konnten. Die Liebe zum Talmud, diesem Lebensbalsam und Seelenretter des Judentums, war nicht kleiner, als die Liebe zu Weib und Kind. Für alle war man bereit das Leben zu lassen. In tiefernsten Gesprächen behandelte Rabbi Jechiel das bevorstehende Ereignis; auch Meïr durfte teilnehmen. Drei Tage nach dem Fasten des siebzehnten Tammuz, das viele Fromme, die täglich zu Bitt- und Bußgebeten zusammenkamen, bis eben zum zwanzigsten Tammuz ausdehnten, fand die Disputation statt. Rabbi Jechiel war der Sprecher; ihn begleiteten Mose aus Coucy, Jehuda ben David und Samuel ben Salomo. Es war eine glänzende Versammlung, vor der Jechiel das Wort führte und den Talmud tapfer und scharfsinnig gegen falsche Anschuldigung verteidigte. Keine Tücke

vermochte den ehrwürdigen Gelehrten in die Enge zu treiben; ihn beseelte die Begeisterung für die Wahrheit seiner Lehre; galt es doch, den Talmud vor dem Feuertode zu retten, zu dem er verurteilt worden war.

Mit Zagen und Zittern harrten Meïr und mit ihm die Juden von Paris des Ausganges, und als Jechiel mit seinen Gefährten unversehrt in das Lehrhaus zurückkehrten und mitteilten, daß es den Gegnern nicht gelungen sei, sie zu besiegen, weinte Meïr Freudentränen.

Doch sie waren verfrüht. Das Todesurteil sollte dennoch vollzogen werden. Im ganzen Lande wurde nach Talmudexemplaren gefahndet; bis in die letzten Dörfer, wo Juden hausten, drangen die Schergen und schleppten die heiligen Bücher nach Paris, wo tausende schon aufgespeichert waren. An einem Sabbat fuhren in der Notredamestraße zwanzig Karren auf, die alle mit Talmudrollen und -büchern schwer beladen waren. Ein Scheiterhaufen wurde errichtet und gerade zur Stunde, als in den Lehrhäusern und Synagogen das Gotteswort verlesen wurde, loderten die Flammen empor. Tiefe Trauer erfüllte die Gemeinde. Wie um geliebte Tote wurde geweint und ein allgemeiner Fasttag angeordnet, an welchem Meïr die Trauergebete vortrug und, wie es Sitte war, ein Klagelied, das er selbst verfaßt hatte, mit einschloß.

Tief ergriffen lauschte alles; auf Rabbi Jechiels Wunsch wurde beschlossen, das Klagelied der Gebetordnung des neunten Ab anzugliedern und es alljährlich am Tage der Talmudverbrennung öffentlich zu verlesen. So hatte Meïr ein Andenken in Paris gelassen, das den ersten Stein zum Bau seines Denkmals bildete.

Doch es duldete ihn nicht länger in der Fremde, wenn auch Frankreich ihm zur zweiten Heimat geworden war. Er fühlte sich berufen und verpflichtet, nach Deutschland zurückzukehren.

Zunächst wandte er sich nach Worms, wo die betagten El-

tern sehnsüchtig den geliebten und gelehrten Sohn erwarteten. Mit höchsten Ehren wurde er empfangen. Es war ein Triumphzug, als er durch die Judengasse zog; an der Eingangstür des elterlichen Hauses begrüßte ihn Martha, die Jugendgespielin. Staunend sahen sie einander an; denn Meïr war zum Manne und Martha zur blühenden Jungfrau gereift. Die wenigen Wochen im Heimatorte verliefen rasch. Tag für Tag mußte Meïr vor einem ansehnlichen Gelehrtenkreise Vorträge halten, zu denen aus weitester Ferne Wißbegierige eilten. Abgesandte hochangesehener Gemeinden kamen zu den Sabbaten, um Meïrs weithinleuchtende Gelehrsamkeit kennen zu lernen. Nürnberg und Mainz bewarben sich um die Ehre, Meïr zum geistlichen Oberhaupte zu machen und an die Spitze ihrer Talmudschulen zu stellen.

Der junge Rabbi gewann die Herzen aller im Fluge. Er war schön und wohlgestaltet, liebenswürdig und herzensgut. Kein Wunder, daß viele der vornehmsten Familien ihn gerne als Sohn begehrten. Meïr hatte bereits gewählt. Ohne viele Worte und Umstände hatten Martha und Meïr einander verstanden und gefunden. Sie, eine Waise, das Kind überaus frommer und edler Eltern, war in Meïrs Vaterhaus seit jeher als künftige Schwiegertochter betrachtet worden und nun wurde die Hochzeit in feierlicher Weise begangen.

Sie war für Freitag festgesetzt, wie es damals Sitte war. In aller Frühe rief der Synagogendiener zum Gebete und lud die ganze Gemeinde zum „Mayen" d. h. zur Feier ein. Die Vornehmsten mit dem Rabbiner an der Spitze der ganzen Gemeinde in festlichem Gefolge führten den glücklichen Bräutigam in den Vorhof der Synagoge. Brennende, geflochtene Wachskerzen wurden vorangetragen und klingendes Musikspiel begleitete den Zug. Die Kerzenträger und Musikanten holten dann die Braut mit ihren Freundinnen ab. Wieder bewegt sich der Zug zur Synagoge. Der Bräutigam geht der

Braut mit den Honoratioren entgegen, erfaßt die Hand der Braut, während die Frauen beide mit Weizenkörnen bewerfen und dabei sprechen: „Er umhege dein Gebiet mit Frieden, sättige dich mit dem Mark des Weizens.“ Goldmünzen, in den Weizen gestreut, sollten die Armen sammeln. Hand in Hand schritt das Brautpaar bis zur Synagogentür. Hier läßt es sich ein wenig auf einer Bank nieder. Schmuckvoll sehen sie aus. Die Braut trägt einen goldgestickten, seidenen Überwurf mit langen, weiten Ärmeln, der weich mit Pelzwerk verbrämt und gefüttert ist; darunter wird das schneeweiße „Sargenes“, das Sterbekleid, sichtbar, ein spinnwebenfeiner Schleier wallt vom Haupte nieder und verhüllt das Antlitz. Auch der Bräutigam ist in festlichem Schmuck. Er trägt ein schwarzes Seidengewand mit offenen Halbärmeln, Kragen und Kapuze; darunter ebenfalls das Sterbekleid; er zieht aber, bevor er in die Synagoge schreitet, die Mitra oder „Gugel“ über das Haupt, wie ein Trauernder. Denn am Tage ihrer höchsten Freude müssen Braut und Bräutigam der Trauer um Zion Ausdruck verleihen. Nun folgt der Einzug in die Synagoge unter feierlichen Musikklängen. Der Bräutigam sitzt am Ehrenplatze neben der heiligen Lade. Das Morgengebet wird verrichtet. Unmittelbar nach Schluß des Gebetes wird die Trauung vollzogen. Die Braut wird von dem Rabbiner aus der Frauensynagoge abgeholt. Unterdes stieg der Bräutigam zur Emporbühne „Almemor“ in der Mitte der Synagoge und erwartet die Braut; sobald sie erscheint, berührt er ihr Kleid und stellt sie zu seiner Rechten. Die Mütter des Brautpaares stehen zu beider Seiten. Ein Tallith wird über das Paar gebreitet und der Trauungsakt geht vor sich. Der Bräutigam zog, von den Männern geleitet, in sein Heim; erwartete die Braut am Tore, die unter Musikspiel mit den Frauen in ihr neues Heim einzog. Am Tore erfaßte der Bräutigam die Hand der Braut und legte sie an

den oberen Pfosten der Tür, womit er sie als Herrin des Hauses einführte. Am Abend begann im „Brauthause" das allgemeine Fest; die Hauptmahlzeit war Sabbat; am Sabbatausgange ist alles im „Judentanzhaus" versammelt; es herrschen Jubel und Freude. War doch schon tagsüber die ganze Gemeinde auf den Beinen und die Musik verstummte nicht. Nur der Sabbatvormittag-Gottesdienst bildete eine Unterbrechung der Festlichkeit. Aber auch dieser war besonders feierlich. Denn dem Bräutigam zu Ehren wurden besondere Lieder gesungen. Er machte Spenden für Jugendunterricht und Ausstattung von Bräuten und widmete ein reichgesticktes Seidenband zur Umhüllung der Thora. Bei der Heimkehr aus der Synagoge überreichte er seiner Gattin Mantel, Gürtel und Hut, um sie als Teilhaberin seines Vermögens öffentlich anzuerkennen.

Im Judentanzhaus tanzte die Jugend die ganze Nacht und erst am Sonntag mittag war die Feier zu Ende.

Das junge, glückliche Paar mußte bald nach Rostnitz übersiedeln, woselbst Meïr das Rabbinat angenommen hatte. Nicht lange blieb er hier. Man berief ihn nach Nürnberg, wo er mehrere Jahre segensreich seines Amtes waltete. Schon lange begehrte ihn das altehrwürdige Rothenburg zum Rabbiner, wo eine berühmte, wohlhabende Gemeinde blühte, deren Führer keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als Rabbi Meïr für sich zu gewinnen.

Mit Freuden folgte Rabbi Meïr dem Rufe, obzwar Rothenburg eine weitaus kleinere Stadt war als Nürnberg; als jüdische Gemeinde war es nicht minder berühmt. Es übte auf Meïr einen eigenen Reiz aus, und namentlich die Rücksicht auf seine Familie, er hatte Söhne und Töchter, bewog ihn, das gesunde und herrlich gelegene Städtchen an der Tauber als Amtssitz zu wählen. Auch Martha, seine Gattin, bedurfte des Aufenthaltes in würziger Luft. Und Rothenburg

bot das in reichlichem Maße. Auf einem mäßigen Hügelrücken, hinter dichten Buchenwäldern gelegen, war und ist Rothenburg ein Kleinod deutscher Vergangenheit. Vom Städtchen Steinach aus, einer uralten jüdischen Gemeinde, gelangt man auf der Straße Würzburg-München hierher in das „Jerusalem an der Tauber", wie es in den Zeiten der Kreuzzüge genannt wurde, wegen seiner Jerusalem ähnlichen Lage auf langgestrecktem Bergesrücken. Die Hauptstadt des Heiligen Landes ist gefallen, Rothenburg aber steht in seinem unbeschreiblichen Reize bis heute. Im Mittelalter war es ein Verkehrsmittelpunkt zwischen Thüringen, Franken und Schwaben; hier führten die Straßen durch, die Augsburg, Würzburg und Frankfurt verbanden, diese alten, kraftvollen Patrizierstädte mit ihrer großen Kultur und Überlieferung, die auch als Judengemeinden von altem Ruhme bedeckt waren. Schon von der Ferne kündete sich dem Wanderer das kleine Wunder an. Türme und Zinnen ragen von der festen Stadtmauer empor, durch die zahlreiche Tore und Bögen in das Stadtinnere führen. Robuste und massive, schlanke und zierliche Mauerkronen grüßen aus der Ferne. Dröhnend klingt der Tritt im hallenden Bogen des prächtigen Tores, durch das wir die Stadt betreten. In dem Straßengewirre hängt das Auge mit Entzücken an schlanken Giebeln rotgedeckter Häuser, wunderlichen Erkern und Türmchen, krausem Schnörkelwerk vielverschlungener Gitter und Guckfenster, Dachraufen von abenteuerlicher Gestalt; Galerien und Treppen auf und ab, Brunnen, von wunderschönen Figuren bekrönt mit zierlichen Auslaufröhren, reichgeschmückten Bassins und Trögen. An den vornehmeren Häusern prangen farbenreiche Wappen und Werkmeisterzeichen der Zünfte; Inschriften und Kernsprüche künden den Ruhm von Helden und Fürsten. Und betritt man ein Haus, dann gewahrt man zauberisch-traumhafte Höfe mit uralten Bäumen, die auf Veranden und Wen-

deltreppen niederrauschen und mit Ästen und Zweigen weitschattend in Galerien, Söller und schnörkelumrankte Fensterlein langen. Doch siehe da! Plötzlich halten wir stille: einige uralte Häuser ziehen unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich; sie tragen hebräische Inschrift und in die steinernen Seitenpfosten ist in eine Vertiefung die Mesusah eingelassen.

Man merkt es. Die Häuser führen zur langen, schmalen Judengasse mit ihren Nebensträßlein; und dieses Haus hier inmitten der Hauptstraße, das sich durch besondere Stattlichkeit hervortut und mit seinem Giebel über die Nachbarn emporragt, ist die „Schul", das Bet- und Lehrhaus mit dem Rabbinerhause. Und dort das Haus am „weißen Turm" mit der schönen Pforte und der zierlichen Schelle und dem Fensterfachwerk ist das Judentanzhaus. Man sieht: hier ist eine alte Siedelung der Juden; hier herrschen Ordnung, Wohlstand und Ruhe.

Die Judenniederlassung in Rothenburg entwickelte sich parallel mit dem Emporblühen der Stadt, die im Anfang des fünften Jahrhunderts durch den sagenhaften Herzog Pharamund gegründet und im neunten Jahrhundert als Grafschaft genannt wird. Mächtige Geschlechter herrschen hier; um 900 wird Rothenburg Stadt und Rudolf von Habsburg erhebt es um 1270 zur freien Reichsstadt. Dieser Kaiser hat Rothenburg besondere Gunst erwiesen und es reichlich mit Privilegien und Rechten ausgestattet, die den Reichtum und Wohlstand mächtig hoben. Auch die Judengemeinde erblühte um diese Zeit. Die Juden bewohnten ein eigenes Stadtquartier. Das war aber kein dumpfiges Ghetto, sondern ein wohlgebautes Viertel mit blanken Häusern und wohlgepflegten Straßen. Um so zufriedener waren seine bescheidenen, frommen Bewohner, die sich still und zurückgezogen des ansehnlichen Glückes freuten. Natürlich waren sie Kammerknechte, wie alle Juden damaliger Zeit. An die Plackereien und Unbilden,

welche dieſem Verhältnis erwuchſen, waren ſie genug gewöhnt, um nicht mehr darüber zu klagen. Die ruhigen Jahre waren doch nur Galgenfriſten. Man lebte trotz der verhältnismäßig guten Zeiten auf vulkaniſchem Boden, der in jedem Augenblick ſeinen Rachen öffnen konnte. Als Rabbi Meïr in Rothenburg einzog, herrſchte jedoch allerwegen Ruhe und Frieden. Mit Jubel wurde der Rabbi begrüßt. Er bezog das ſtattliche Rabbinerhaus, in welchem er eine herrliche Wohnung innehatte, die einen eigens für den Sommer hergerichteten Trakt beſaß. Benötigte er doch für alle Gelaſſe, wie er ſelber berzählte, vierundzwanzig Meſuſoth. Er hatte einen Speiſeſaal, ſein Lehrzimmer und für die intimſten Schüler eigene Wohnung. Rothenburg wurde nun der Brennpunkt des jüdiſchen Lebens in Deutſchland. Aus allen Gauen ſtrömten Schüler in hellen Scharen herbei. Meïrs Ruhm wuchs ſtetig an; er ward bald als der größte Talmudkenner und Geſetzeslehrer ſeiner Zeit geprieſen und als geiſtliches Oberhaupt der deutſchen Juden betrachtet; auch in Frankreich anerkannte man ihn als erſte Autorität. Anfragen aus der ganzen jüdiſchen Welt wurden an ihn gerichtet, den man „die Wonne und den Glanz der Zeit“, „den Führer und Richter, Pfadfinder und Weisheitsquell, den Schatzgräber und rettenden Engel, die Leuchte des Exils“ nannte.

In der Tat war er Vater und Berater nicht nur ſeiner Gemeinde, ſondern aller Hilfeſuchenden aus nah und fern, denen er in werktätiger Menſchenliebe beiſtand als Helfer in der Not und Richter im Streite. Sein würdevolles und doch einfaches Auftreten flößte Ehrfurcht ein. Seine Herzensgüte erzwang die Liebe aller. Er war ſtreng ohne Härte, gut ohne Schwäche auch in ſeinen religiöſen Entſcheidungen. Als in Rothenburg einer beſonders ausgezeichneten, frommen Frau der Vater ſtarb und kein Sohn da war, der Kadiſch ſagen hätte können, begab ſich die einzige Tochter des Verſtorbenen

zum Rabbi, um Rat zu holen. Er gestattete der Frau, in der Frauenabteilung der Synagoge mit lauter Stimme Kadisch zu sagen. Alles war erstaunt, als am ersten Tage nach der Trauerwoche nach dem Schlußgebete von der eng vergitterten Frauenschule herab eine zarte Stimme ertönte, die das Kadischgebet in tiefer Andacht, oft von Tränen unterbrochen, verrichtete. Die betende Gemeinde antwortete ergriffen: Amen. Und als des frommen Süßkinds Frau, die aus vornehmer Familie stammte und einen herrlichen Fächer als Familienstück besaß, den sie gar zu gern am Sabbat und gerade am Sabbat als Zierat getragen hätte, den Rabbi darüber fragte, gestattete er es gerne und erlaubte ihr gleichzeitig den goldenen Türschlüssel und das goldene Riechfläschchen an silberner Kette zu tragen. Und er knüpfte daran die Bemerkung: „Wehe der Frau, die sich nicht für ihren Gatten schmückt; wehe aber derjenigen, die sich für andere als für ihren Gatten schmückt." Das blieb fortan geflügeltes Wort in Rothenburg und Umgebung. Einem begabten Jüngling erlaubte er, daß er Maler und Bildhauer werde, und knüpfte daran nur die Bedingung, daß er keine ganzen Figuren anfertigen solle wegen des biblischen Verbotes: „Du sollst dir kein Bild machen." Die Lehrer beschützte er in jeder Weise vor Unglimpf oder Rechtsverkürzung und sorgte für ihre anständige Besoldung.

Die politischen Verhältnisse erforderten oft genug das Eingreifen des auch in dieser Richtung maßgebenden Rabbi. Er regelte die Steuerverteilung und wies, wo es anging, ungerechte Auflagen zurück, selbst wenn die Behörden sie erzwingen wollten. Er duldete keine Protektionen und trat gegen jede Art von Unehrlichkeit und Unterschleif energisch auf. Den unredlichen Handel mit minderwertiger Münze, der damals in Schwang war, belegte er mit Bann und Strafe. Die Auslösung unschuldig Gefangener bildete häufig ein trauriges Kapitel seiner amtlichen Tätigkeit. Kein Opfer, keine Mühe

war ihm zu groß, wenn es galt, Brüdern und Schwestern zu helfen. Das ganze Gemeindeleben erfüllte seine Persönlichkeit mit tiefsittlichem Geiste. Er ordnete das synagogale Leben und „Mihag Rothenburg" war in ganz Deutschland mustergültig. Die religiöse Stimmung in der Gemeinde wurde durch Meirs Beispiel immer aufs neue geweckt und gestärkt. Seine Gattin und seine Kinder folgten seinem Vorbilde. Sein Haus war eine Versammlungsstätte der Gelehrten und allen Armen und Dürftigen weit geöffnet. Man sah in ihm nicht den besoldeten und damit befriedigten Geschäftsträger der jüdischen Sache, sondern den berufenen Vertreter einer großen geschichtlichen Erscheinung und Aufgabe, dem die gewichtigste Stimme im Rate der Gemeinde zukam, deren Leben und Streben er sorgenvoll prüfte und die gemeinsam mit ihm den besten Weg suchte, auf welchem die Erfüllung der Ziele und Aufgaben des Judentums lagen. Es stellt der Gemeinde das schönste Zeugnis aus, daß sie ihren verehrten Rabbi auch gesellschaftlich hoch einschätzte und seiner großen Stellung auch äußerlich den gebührenden Glanz zu verleihen bestrebt war. Eine Reihe würdiger Kaufleute und tüchtiger Gelehrter bildete nächst den zahlreichen Jüngern den stetigen Verkehr im Hause Rabbi Meirs. Da war an erster Stelle Rabbi Mose Parnes, der behäbige Vorsteher der Gemeinde, wohlerfahren im Gottesgesetze, ein gelehrter Talmudist. Auch dessen kluge Gattin Bath-Schebah war ein gerngesehener Gast bei Martha, der Rabbinersfrau. Rabbi Meir, Jekutiels Sohn, der biedere Kaufmann mit seiner Gattin Hannah und der Tochter Jutta. Und viele andere. Ein weit und breit berühmter Arzt, Joseph Oeringer, zählt zu den Notabeln der Gemeinde. Bei Jud und Christ ist er der vertraute Leib- und Seelenarzt. Er bringt von seinen weit ausgedehnten Fahrten Kunde über Land und Leute und seine Kunst verschafft ihm freien Zutritt bei Bürger und Adel. Und erst Meister Mendel! Der wackere Lehrer! Ihn liebt

groß und klein weit und breit. Überall ist er zu Haus. Sein bewegliches Figürchen wird allenthalben gern gesehen. Er darf bei keiner Freude, keinem Leide fehlen; versteht er's doch mit Lustigen zu lachen, mit Traurigen zu weinen und allzeit einen Kernspruch aus der jüdischen Weisheit zur Stelle zu haben, der alle Schwierigkeiten löst und jeden Zweifel hebt. Meister Mendel hat immer Audienz beim Rabbi; er weiß alles und versteht die Gemeindeleute für alles Schöne und Gute zu gewinnen, das dem verehrten Rabbi am Herzen liegt. Und im Vereine mit dem Arzte Joseph und Meister Isserlein aus Steinach übt er die Jugend im ritterlichen Waffenspiel, damit sie verstehe, sich, wenn es not täte, zu verteidigen. Ist es doch der Rabbi selbst, der es den Jünglingen gestattet, fechten zu lernen; und das war nichts Geringes in dem nicht gerade waffenfreudigen Judenviertel Rothenburgs. Die Zeit sollte lehren, daß Meister Mendel recht hatte. Nur erwies sich die Übung als ohnmächtig gegenüber der Grausamkeit und dem verzehrenden Hasse des Feindes. So floß das Leben der guten Rothenburger Juden ruhig dahin. — Freilich merkte man dem stillen Gang des Gemeindelebens nicht an, daß es an Aufregungen und auch Gefahren nicht fehlte. Der wackere und treue Gemeinsinn ließ alle Plackereien leichter ertragen. Und wenn die Herzen zu verzagen drohten, dann trat Rabbi Meïr vor die Gemeinde hin und hob mit seinem milden und doch starken Wort den Mut; eiferte alle Ängstlichen und Kleinlichen zu Ausdauer und Opferfreudigkeit an.

Keine gefährliche Gewitterwolke schien den Himmel über Rothenburgs Judenstadt zu trüben. Der Wohlstand war gestiegen und man konnte sogar an Verschönerung und Vergrößerung des Gemeindehauses denken. Auch der „Juden-Kirchhof", wie ihn die Städter nannten, wurde geziemend hergerichtet. Plötzlich aber wurden Anzeichen drohender Gefahren sichtbar.

Schon lange liſpelte und ziſchelte man in der Gemeinde von bevorſtehender Ausweiſung oder Schatzung. Rothenburg war nämlich an den Biſchof von Würzburg verpfändet worden und insbeſondere wurden den Rothenburgern Synagoge und Häuſer der Juden geſchenkt, um damit nach Willkür zu verfahren. So gut auch das Verhältnis der Juden zu den Chriſten bis nun war; wenn es ums Geld ging, hörte jede Rückſicht auf und alle Feindſchaften waren entfeſſelt. Drückende Steuerlaſten waren die erſten Folgen. Und als bald ein Dekret erging, „als wir Euch und Euer Stadt Gemeinde beide, Chriſten und Juden den edlen Mannen Konraden Ludwigen und Gottfrieden von Hohenloh verſetzt haben zu Pfand für 8000 Pfund Heller, alſo wöllen und gebieten wir Erſtiglichen, daß Ihr ihn huldet und wertet", da ſtiegen die Abgaben und Steuern ins Unendliche. Reiche Juden wurden gefangen, um hohe Löſegelder zu erpreſſen. Abraham von Mergentheim, ein hochangeſehener Mann, wurde des Nachts ſo fortgeſchleppt und ein gleiches Schickſal ereilte noch viele andere. Das Unglück ſchritt ſchnell. Unter den Reiſigen des Ritters Eppelrin von Geilingen, der auf ſeinem Schloſſe Geilenreuth bei Muggendorf hauſte, waren Juden. Ritter Eppelrin verſuchte, beeinflußt von dieſen wackeren und bei ihm beliebten Leuten, in Rothenburg bei dem ihm verwandten Ratsherrn ein gutes Wort einzulegen. Es war vergeblich. Dazu kamen die Hetzpredigten eines fanatiſchen Prieſters, der Sonntag für Sonntag gegen die Juden donnerte und Gottes Fluch auf alle herabbeſchwor, die nicht gegen die Juden wären. An einem Karfreitag war es, daß die Bürger nach Detwang zur Wallfahrt gingen. In großer Prozeſſion bewegten ſich die fanatiſierten Mengen zu den Toren hinaus. Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, die Juden ſeien aus dem Judenviertel in die Stadt gedrungen, hätten ſich des weißen Turms bemächtigt und hegten arge Pläne gegen die chriſtlichen Mitbürger. Sofort

strömten alle in die Stadt zurück, griffen zu den Waffen und stürmten wutentbrannt gegen die ahnungslosen Juden. Vier Tage lang wurde so gewütet und siebenhundert fanden den grausamsten Tod. Viele waren geflüchtet. Rabbi Meïr und seine Familie wurden von opfermutigen Jünglingen in Sicherheit gebracht und verließen Rothenburg, um nicht mehr wieder zurückzukehren. Hatten doch seine teuersten Freunde den Märtyrertod sterben müssen und waren doch als erste der geliebte Bruder Meïrs Abraham und dessen Gattin Gutlein hingemordet worden; auch Jaret und Froda, deren liebliche Kinder, waren von Mörderhand gefallen. Rabbi Meïr Parnes, der geliebte Vorsteher der Gemeinde und treueste Freund Meïrs, Meïr ben Jekutiel mit seiner Gatin Hannah und ihrem Sohne Senior und auch der von allen vielgeliebte Schulklopfer Michel waren unter den Toten. Und auch Bath-Schebah und Mordechei, Gattin und Sohn des Rabbi Meïr Parnes wurden unter den Trümmern des zerstörten Wohnhauses gefunden.

Angst und Schrecken erfüllten Rothenburg. Die Wehklage drang weit hinaus in die Lande und fand Widerhall in allen jüdischen Gemeinden des Reiches. Rothenburg wurde die „rote Burg", die „blutige Stadt" genannt und in den Synagogen ertönte ein Klagelied, das der Rothenburger Juden Schicksal beweinte.

Die Glanzperiode der Rothenburger Judengemeinde war endgültig vorüber. Ihr Schutzengel war nicht mehr in ihren Mauern. Rabbi Meïr hatte sich mit seiner Familie eine Zeitlang in die Einsamkeit zurückgezogen, um sich von den Schrecknissen zu erholen. Kaum aber war nach Mainz die Kunde gedrungen, daß er Rothenburg verlassen habe, schickte die Gemeinde einige ihrer Ältesten zu ihm, mit der ehrenden Aufforderung, das Mainzer Rabbinat anzunehmen. Sein Name war unterdes groß geworden in ganz Israel. Er galt als der Oberrabiner aller deutschen Juden. Sein Ruhm war unbe-

ſtritten, ſein Anſehen unanfechtbar. In allen Fragen des jüdiſchen Lebens galt „Rabbi Meïr ben Baruch aus Rothenburg“ — ſo hieß er fortan in aller Munde — als einzige Autorität. Dem Mainzer Rufe folgte er mit Freuden und ſetzte ſein Wirken dort fort, wo er es in Rothenburg verlaſſen hatte.

Die Rothenburger konnten es nie mehr überwinden. Nie erholte ſich das einſt ſo blühende Gemeinweſen. Die unauslöſchliche Liebe zur heimatlichen Scholle führte allerdings bald wieder Hunderte in die altehrwürdige Gemeinde zurück und bald blühte neues Leben auf. Es kamen ruhigere Tage, aber immer wieder brachen aus den glimmenden Funken des ſtets geſchürten Haſſes verzehrende Flammen hervor, welche das kaum wiedererbaute Judenviertel einäſcherten. Ausweiſungsbefehle hielten die ſchwer heimgeſuchte Bevölkerung beſtändig in Atem; die geſammelte Ruhe war für immer dahin. So zitterten und zagten Rothenburgs Juden durch Jahrhunderte, bis das Jahr 1520 die endgültige Austreibung aller Juden brachte. Ein Hetzkaplan, Dr. Teuſchlein von Friedenhauſen, ehemaliger Profeſſor an der Univerſität Wittenberg, hielt in Rothenburg aufſtachelnde Reden und verkündete, daß alles Unheil der Bauernkriege von den Juden käme; die Stadt müſſe von dieſer Plage befreit werden. Der weiſe Rat ſah die Richtigkeit dieſer Behauptungen ein und ſetzte den Ausweiſungsbefehl durch. So verließen die armen Juden, die als treue Bürger und fleißige Kaufleute der Stadt nur zum Segen geweſen und ihren harten Verpflichtungen immer nachgekommen waren, die liebgewonnene Stadt, um ſie nie wieder zu betreten. Trauernd zogen ſie durch die Tore und zerſtreuten ſich in die umliegenden Dörfer und Flecken. Volkslieder aus dieſer Zeit beſingen mit Spott und Hohn dieſes traurige Judenſchickſal.

Rothenburg wurde nicht mehr von Juden beſiedelt und bis zu den ſiebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von Juden gemieden.

In Mainz, der alten großen Judengemeinde, saß Rabbi Meïr aus Rothenburg in höchsten Ehren auf dem berühmten Rabbinerstuhle. Seine Kraft war ungebrochen. Hunderte Schüler besuchten sein weltberühmtes Lehrhaus. Seine Talmuderklärungen wurden niedergeschrieben und gesammelt und sollten in Zukunft als letzte Tosaphot den klassischen Bemerkungen der Talmudisten Frankreichs einverleibt werden. Meïr verwuchs mit seiner Gemeinde. Auch sein häusliches Glück mehrte sich. Wackere Söhne und Töchter wuchsen ihm auf, die er würdigen Frauen und Männern vermählte. Doch die Vorsehung hatte ihn zum Märtyrer auserkoren. Im Jahre 1283 zog Gerbaldus Ring aus Ulm mit einer Kindesleiche auf dem Rücken von Ort zu Ort und hetzte den Pöbel gegen die Juden, die angeblichen Kindesmörder. Der Knabe war der später heilig gesprochene Werner. Die Verfolgungswut steigerte sich bis zur Raserei. Überall wurden die Juden gemordet und geplündert. Die blühendsten Gemeinden wurden gebrandschatzt, so daß es ihnen unmöglich wurde, die ungeheure Steuerlast zu tragen. Am ganzen Rhein traf die Juden das gleiche, traurige Geschick. Waisen- und Stiftungsgelder mußten angegriffen werden, um die Gier der blutsaugerischen Behörden zu stillen. Trotz der Zeiten Not erhob Meïr dagegen seine mächtige Stimme. Und man hörte auf den verehrten Lehrer und ließ die heiligen Gelder unangetastet. Es drohte allgemeine Verarmung. Hunderte griffen gramgebeugt zum Wanderstabe. Züge von Auswanderern sammelten sich, um in die Fremde oder in das Land der Väter, das Heilige Land zu ziehen.

*

Auch Rabbi Meïr faßte mit den Seinen den Entschluß nach hartem Seelenkampfe, Haus und Heimat zu verlassen und nach Palästina zu ziehen, wo sich unter der Herrschaft des Großkhans Argun und seines jüdischen Ministers die Lage

der Juden günſtig geſtaltet hatte. Das Beiſpiel des heißgeliebten Rabbi veranlaßte Hunderte zur Nachahmung. In geheimer Beratung wurde der Reiſeplan beſprochen und raſch vollführt. Eine bejammernswerte Karawane tiefgebeugter Auswanderer ſetzte ſich nach dem Süden in Bewegung. Nur Eingeweihten war es bekannt, daß auch der große Meiſter ſich unter den Flüchtlingen befand. Tages und Nachts ging es über Berg und Tal unter Not und allerlei Gefahr. Aber auch auf dieſem Leidenswege erwies ſich die Seelengröße Meirs und ſeiner edlen Gattin. Er tröſtete und ſtärkte die Verzweifelten. Martha ſprach den Müttern und Kindern Mut zu und verlor keinen Augenblick das Gottvertrauen. So gelangte man in die Lombardei. Mit ſcheelem Auge hatten Fürſten und Herren den Fortzug ſo vieler Hunderte von Juden mitangeſehen, die ihnen zu jeder Zeit ergiebiger Saugboden für ihre unſtillbare Geldgier geweſen waren.

Man ſann nach Mitteln, der Auswanderung ein Ziel zu ſetzen. Zunächſt beſchuldigte man die Juden, daß ſie es mit dem in Neuß aufgetretenen falſchen Kaiſer Friedrich hielten, um Rudolfs Sturz zu fördern. Späher und Häſcher wurden ausgeſchickt. Ein getaufter Jude, Knippe mit Namen, erkannte in einem lombardiſchen Dorfe Rabbi Meir. Sofort benachrichtigte er den Grafen Meinhart von Görz von ſeiner Entdeckung. Reicher Sündenlohn war ihm ſicher. Meinhart ließ Meir gefangennehmen und ſofort in Gewahrſam bringen. Er wurde als koſtbarſte Geiſel betrachtet. Man ſpekulierte mit Recht, daß die deutſche Judenſchaft die höchſten Löſegelder für den gefangenen, unendlich verehrten, ja vergötterten Rabbi zahlen würde. Welch ein Schickſal! Er, der die Auslöſung Gefangener ſo oft unter großen Gefahren und mit den ſchwerſten Opfern vollführt hatte, nun ſelbſt Gefangener des Staates! Beſtürzung befiel alle deutſchen Juden, als die Kunde von Meirs Verhaftung zu ihnen drang. Aus der

Mitte der Leidensgefährten in der Lombardei war Meïr plötzlich verschwunden. Keiner ahnte den Verrat; das wachsame Auge der Getreuen konnte das Unglück nicht verhüten. Verzweifelt und wehklagend hörte Martha die Hiobsbotschaft. Der Freunde Trost und die feste Zuversicht, daß die Auslösung nicht lange auf sich warten lassen könne, das felsenfeste Gottvertrauen, richteten die schwer getroffene Gattin wieder auf. Rabbi Meïr wurde auf geheimen Wegen und gut bewacht nach dem festen Städtchen Ensisheim im Elsaß gebracht und in der Burg gefangen gehalten. Die Größe des seltenen Mannes und die heiße Verehrung seiner Glaubensgemeinde waren den Staatsbehörden wohlbekannt. Man behandelte den auch Andersgläubigen ehrfurchtgebietenden Rabbi, auf dessen edles Antlitz ein Abglanz göttlicher Majestät gegossen war, mit einiger Milde. Die Strenge der Haft wurde aber dadurch nicht viel erträglicher. Rabbi Meïr tröstete seine Umgebung. „Nur um mich zu prüfen," pflegte er zu sagen, „hat Gott mich hierher geschickt. Vielleicht wird meine Gefangenschaft meinen Brüdern Rettung und Erlösung bringen. Denn, was ist mein Vergehen, daß man mich gefangen hat? Es wird ein besserer Geist in die Berater der Herrscher kommen und Gott wird ihnen ein Herz von Fleisch an Stelle des Herzens von Stein geben, und sie werden sich unser erbarmen. Wir müssen wissen, daß wir wegen unseres Festhaltens am Glauben der Väter verfolgt und gehaßt werden, und uns um keinen Preis der Welt vom Glauben an den Einzigen entfernen. Das verwandelt unsere Leiden in stolzes Selbstbewußtsein, unseren Kummer in Seelengröße." Solche Worte wirkten. Die Gefängniswächter gestatteten, daß Rabbi Meïr täglich in seinem Gewahrsam mit „Minjan" bete. Und er benützte diese Gelegenheit dazu, an das Gebet Talmudvorträge zu schließen.

So vergingen einige Monate; täglich wartete man auf die Freilassung des unschuldig Verhafteten. Die Regierung ver-

anlaßte aber nichts. Es war, als hätte man des verhafteten Rabbis gänzlich vergeſſen. Alle Juden Deutſchlands hatten jetzt nur eine Sorge, wie ihr Meiſter und Lehrer aus der Haft zu befreien wäre.

In Mainz wurde eine Beratung abgehalten, zu der aus allen Teilen des Reiches die hervorragendſten Rabbiner und Gemeindevertreter kamen.

Es wurde beſchloſſen, der Regierung dreißigtauſend Mark in Gold als Löſegeld anzubieten. Der Biſchof von Mainz, der den gefangenen Rabbi Meïr kannte und ſchätzte, vermittelte die Überbringung und Annahme dieſes Angebotes. Seinem Einfluſſe waren auch die weitaus milderen Vorſchriften zu verdanken, die nunmehr Meïr gegenüber in Enſisheim beobachtet wurden. Seine Gattin Martha durfte in Enſisheim in unmittelbarer Nähe des Gefängnisturmes Wohnung nehmen. Ihm wurde ein eigener Raum zum Empfange von Beſuchen eingerichtet. Er durfte Schüler aufnehmen, um mit ihnen ſein geliebtes Talmudſtudium zu betreiben. Freilich mangelte es ſehr an den nötigſten Büchern. Hier mußte das ungewöhnliche Gedächtnis helfen. Wie einſt Moſes, der Sohn Maimons, ohne Miſchnah und Talmud auf der Flucht aus Spanien ſeine Erklärung zur Miſchnah ſchrieb, ſo ſchrieb Meïr hunderte wiſſenſchaftliche Antworten auf die aus der ganzen Welt nach Enſisheim an ihn gerichteten Fragen.

Die Thora war ſein Geſpiel Tag und Nacht; wäre ſie nicht geweſen, er wäre dem Kummer und Leid bald erlegen. Mit ſeinen Jüngern darf er im Feſtungsgarten luſtwandeln. Ernſte Geſpräche werden über Gegenwart und Vergangenheit der Juden geführt. An Sabbaten, bei beſcheidenem Mahle, iſt aller Kummer vergeſſen. Geiſtreiche, mit wunderſamen Sagen und Legenden verzierte Betrachtungen werden zum Erquicken aller Gäſte angeſtellt. So vergeht Monat nach

Monat. Die Gefangenschaft ist fast zur Gewohnheit geworden. Der bange Zweifel, ob die Stunde der Erlösung bald oder jemals schlagen würde, schleicht heran und nagt an dem kranken Herzen des edlen Rabbi. Er wird ernstlich krank. Mit beispielloser Festigkeit harrt er aus. Gott und die Thora, sie sind seine Zuversicht. Die Welt da draußen betrachtet Ensisheim schon als Sitz des großen Rabbi und bestürmt ihn mit religiösen Fragen und wissenschaftlich-talmudischen Problemen. Er beantwortet alles. Und als Unterschrift setzt er die Worte: „Dies die Ansicht des Tiefgebeugten und Geknickten, den man einst genannt Meïr ben Baruch.“ Manche Träne floß aus dem Auge des Schreibers und Empfängers. Selbst in seinen unruhigen Träumen auf hartem Gefängnislager verläßt ihn die Thora nicht und er beginnt manchen Brief mit den Worten: „Auf meiner Lagerstätte des Nachts hat mir dies der Herr der Träume eingegeben.“ Schon glaubt Meïr seine letzte Stunde gekommen. Martha und seine Getreuen sind bei ihm. „Wenn der Allweise mich abberuft,“ so spricht er, „dann sorget mir für mein treues Weib. Mich aber führt weg von hier, dem Lande meines Elends, und bringet mich nach Worms, meiner geliebten Heimat; dort will ich bei meinen Vätern begraben sein.“ Aber siehe. Der Todesengel verschwand. Meïr genas von seiner schweren Krankheit. Jetzt drang die Nachricht zu ihm, daß seine jüdischen Brüder der Regierung ein hohes Lösegeld für seine Befreiung angeboten hätten. Sofort richtete er ein Rundschreiben an alle Gemeinden Deutschlands, in welchem er unter Strafe des Banns das strengste Verbot erließ, dieses Vorhaben auszuführen; auch seinem Schüler Ascheri untersagte er, Bürgschaft für ihn zu leisten. „Nur, um Erpressung auszuüben, nahmen unsere Feinde euer Angebot an. ‚Wenn er dich erlöset, gut, wenn nicht, dann werde ich dich lösen.‘ Lasset ab von eurem Beginnen; es wird nicht von Segen sein. Aus meines Herzens Tiefe

danke ich euch, meine geliebten Brüder, für die Gnade, die ihr mir erweisen wolltet; ich bin zu gering für sie. Der lebendige Gott meiner Väter, er ist mein Schutz und meine Zuversicht. Mein Erlöser lebt. Der Ewige sei mit euch und gebe euch Frieden." In allen Synagogen Deutschlands wurde dieses Sendschreiben verlesen. Kein Auge blieb trocken. Heiße Gebete um Befreiung des großen Lehrers in Israel wurden zum Himmel gesandt.

Meirs Brief wurde auch in den Kreisen der Regierung bekannt. Man war wutentbrannt über den Verlust der großen Summen, die man den Juden Deutschlands abzupressen gehofft hatte. — Sieben Jahre der Gefangenschaft waren verstrichen. Der Gram hatte tiefe Furchen in Meirs Antlitz gegraben und seine Kraft begann zu schwinden. Auch Martha war dem Kummer erlegen und starb. Der Tod der heldenmütigen Gattin raubte Meir den letzten Teil der gebrochenen Lebenskraft. Leiden blieben ihm erspart. Sein Geist war ungetrübt geblieben. Noch wenige Wochen vor seinem Ende unterzog er seine gelehrten Werke einer Prüfung; er wußte, daß seine Forschungen über einzelne Teile des Talmuds der Nachwelt kostbare Güter und unvergängliche Denkmäler sein würden.

Am 27. April des Jahres 1293 schloß er die Augen für ewig. Er starb als Gefangener im Turme zu Ensisheim. Ganz Israel beweinte den großen Lehrer, die Leuchte seiner Zeit, den großen, sittlich vollkommenen, hehren Mann. Tiefste Trauer herrschte in jeglicher Stadt und Gemeinde.

Die erschütternde Tragik seines Lebens war aber damit nicht zu Ende. Der tote Rabbi war ein noch kostbareres Unterpfand als der lebendige. Bot man für den lebenden Rabbi Meir hohe Summen, was würde man erst für den toten bieten, den zu bestatten und in die heimatliche Erde von Worms zur ewigen Ruhe zu betten keine Summe hoch ge-

nug erſchien. Und was dem menſchlich fühlenden Herzen unglaublich erſchien, es geſchah. Die teure Leiche wurde im Turm von Enſisheim gefangen gehalten und grauſam bewacht. Entſetzen erfüllte Deutſchlands Juden. Die unendliche Schraube blutigſter Erpreſſung begann ihre Arbeit im geheimen. Alle Anſtrengungen und Mühen um Auslöſung der Leiche unter der Regierung Adolfs von Naſſau blieben vergeblich. Auch unter Albrecht gelang es nicht, die Herzen zu erweichen. Noch immer ſchlief der tote Rabbi im Turm zu Enſisheim den ewigen Schlaf und Mutter Erde harrte vergeblich auf den edlen Sohn des Wormſer Judenghetto. In Worms hatte man inzwiſchen ein merkwürdiges Erbe des Rabbi Meïr empfangen; eine Thora-Rolle, die der Gefangene in der Haft geſchrieben hatte. In einer Kiſte hatte man ſie im Rhein gefunden. Chriſtliche Fiſcher hatten ſie entdeckt und ſich vergeblich bemüht, ſie aufzufangen; bis jüdiſche Fiſcher dieſe ſonderbare heilige Lade ans Land brachten und den Inhalt, die Thora-Rolle, als die von Meïr geſchriebene erkannten. Sie wurde in die Synagoge getragen, in der Raſchikapelle feierlich eingeweiht und als ewige Erinnerung in den heiligen Schrein gelegt. Dreimal im Jahre, am Schluß der Hauptfeſte, ſollte daraus das Gotteswort verleſen werden. Und ſo geſchieht es noch heute.

In Enſisheim hatten ſich unterdes merkwürdige Dinge begeben. Die Bevölkerung der kleinen Feſtungsſtadt hatte natürlich durch die langen Jahre von den Schickſalen des großen Rabbi vernommen. Man ſah die beiſpielloſe Verehrung, welche dem Gefangenen zuteil wurde. Unwillkürlich übertrug ſie ſich auch auf die nichtjüdiſchen Bürger des Ortes. Ja, er wurde von vielen für einen Heiligen gehalten. Das Gefängnis wurde zum Wallfahrtsort. Alles wollte den Gottesmann ſehen. Und man erzählte ſich, daß Vorwitzige, die den Raum betraten, welcher die ſterbliche Hülle Meïrs barg, es mit dem

Leben büßten. Man wollte ſchließlich den offenbar wundertätigen Leichnam nicht mehr miſſen und bewachte ihn argwöhniſch. Die Wahrheit aber war, daß die Enſisheimer Stadtväter und Feſtungskommandanten perſönlich dafür verantwortlich gemacht wurden, daß Rabbi Meirs Leiche nicht etwa heimlich davongeführt würde.

Vierzehn Jahre lang lag ſo der tote Meir unbeſtattet. Im Jahre 1307, dem vorletzten Regierungsjahre Albrechts, wurde das Auslöſungswerk vollbracht. Alexander, dem Sohne Salomos mit dem Beinamen Wimpfen, aus Frankfurt am Main war es vorbehalten, die hochherzige Tat zu vollbringen. Nach ſchweren Bemühungen und mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens gelang es ihm. Er hatte ſich vorgenommen, den Wunſch Meirs, in Worms beſtattet zu werden, zu erfüllen. Er rüſtete zur Reiſe nach Enſisheim und langte, begleitet von zahlreichen würdigen Männern, daſelbſt an. Mit ehrfurchtsvoller Scheu ging er daran, Meirs Leiche aus dem Gelaß zu holen, in welchem ſie vierzehn Jahre gelegen. Er fürchtete nichts von dem, was abergläubiſche Chriſten erzählten. Nach andächtigem Beten und Faſten, an dem ſich die Enſisheimer Juden beteiligten, fuhr er mit einem neuen, ungebrauchten Wagen vor den Turm, bekleidete ſich mit den weißen Sterbekleidern und lud die teure Laſt auf ſeinen Wagen.

Als wenn der Rabbi eben verſtorben wäre, wurden die Totengebete verrichtet. Tiefe Rührung ergriff alle Teilnehmer. Und als der Zug durch die Straßen von Enſisheim ging, ſchloſſen ſich Juden und Chriſten an. Alle hatten das Bewußtſein, daß es gelte, eine ſchwere Schuld zu ſühnen. Am vierten Adar des Jahres 1307 gelangte Alexander Wimpfen nach Worms. Auch dort wurde Totenklage angeſtimmt. Meir wurde auf dem ehrwürdigen Gottesacker zu ſeinen Vätern eingetan und ein ſchlichter Stein auf den Hügel geſetzt, der in beſcheidenen Worten den Ruhm Meirs kündet und ſeinen

Namen nennt, wie er in spätesten Geschlechtern noch genannt wird: Mahram.

Alexander Wimpfen hatte sich aber für sein edles Werk nur eine Gunst von der Nachwelt erbeten. Er wollte neben Rabbi Meïr bestattet sein. Bald ging sein Wunsch in Erfüllung. Am Versöhnungstage des Jahres 1307 starb Alexander. Wie ein wahrhaft Frommer und Gerechter, so starb er. In heiliger Andacht verrichtete er am Versöhnungstage sein Gebet. Mit Gott und Menschen versöhnt schloß er ohne Schmerz und Klage seine Augen, nachdem er noch die ergreifende Abodah im Angesicht der Gemeinde, selbst ergriffen, vollführt hatte. Die vornehmsten Männer Frankfurts begleiteten seine Leiche nach Worms. Und als der Leichenzug zum Gottesacker gelangte, war es allen, als grüßte Meïrs Geist die reine Seele seines Erlösers, als hieße er ihn herzlich willkommen.

Die alten, bemooften Bäume rauschten leise und aus bewölktem Himmel trat die Sonne mild hervor, als wollte sie sagen: „Euch, die ihr meinen Namen fürchtet, strahlt die Sonne der Gerechtigkeit.“ Erhabene Andacht lag über dem weiten Gräberfelde, als man Alexander Wimpfens Leiche auf der rechten Seite Rabbi Meïrs in die Grube senkte.

Sagen aus dem Talmud.

Von M. Jakob.

Mar Ukbas Wohltun.

Mar Ukba war der Nachbar eines sehr bedürftigen Mannes, dem er heimlich, ohne daß der Arme jemals den Namen des Gebers erfahren hatte, täglich vier Gulden zu spenden pflegte. Dies tat er auf folgende Weise: Zu nachtschlafender Zeit warf er durchs offene Fenster des bedürftigen Armen, um ihn der Beschämung zu entheben, das Geld in dessen Wohnraum.

Einmal hatte der Arme den sehnlichsten Wunsch, seinen edlen Wohltäter von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und zu diesem Zwecke nahm der Arme zu folgender List seine Zuflucht. Er verbarg sich nämlich, um unbeobachtet und unbemerkt Augenzeuge aller Vorgänge zu sein. Und siehe da, es dunkelte bereits, als ein Mann an der Seite seiner Gattin sich näherte, bis beide vor dem Fenster der Hütte des Armen haltmachten, und der Mann die Spende durchs Fenster in das Zimmer beförderte.

Sobald der sich verborgen Haltende dies gewahrte, verließ er sein Versteck, um die Gesichtszüge jenes Mannes zu sehen, der in solch diskreter Weise ihm die Spenden regelmäßig zufließen ließ. Doch als dies die Spender, Mar Ukba und dessen Frau, bemerkten, flohen sie, so rasch sie es vermochten, und wählten zum Versteck eine Grube, welche Kohlen, die unter dünner Aschenschicht glühten, enthielt; und als sie sich in der Verwirrung dort verbergen wollten, erlitt Mar Ukba Brandwunden, während seine Frau heil und verschont geblieben war.

Als er infolgedessen von unsäglichem Schmerz gequält wurde, riet ihm sein Weib, er möge seine wunden Füße auf die ihren setzen; er tat dies, und mit einem Schlag hatte das quälende Brennen in den Füßen aufgehört. Dieser Umstand ließ der begreiflichen Folgerung Raum, daß seine Frau ihn an Frömmigkeit überrage, diese aber sprach zu ihrem Manne:

„Bleib ruhig, mein Gatte, bist du doch auch beim besten Willen außerstande, Wohltaten nach Art und Weise, wie ich sie übe, zu tun. Ich bin stets daheim, es ist mir also allezeit Gelegenheit geboten, wenn ein Hilfeheischender unser Haus betritt, Gutes zu tun, zu helfen, seine Wünsche zu vernehmen und zu erfüllen, ich reiche ihm Speise und Trank und Geld, soviel er braucht, indes du dich darauf beschränken mußt, ihm einfach deine Gabe nur zu geben, wofür er sich Nahrung und einen Labetrunk kaufen kann, doch kann er sich solche mit Aufwand von Zeit und Mühe erst erwerben, bis er sich endlich zu sättigen in der Lage ist." Dies leuchtete dem Gatten ein und er war beruhigt.

Nach dieser Richtung hin ist unserer Weisen Lehre sehr beachtenswert: „Der Mensch ist" — so lehren sie — „streng verpflichtet, sich vor der bitteren Beschämung seines Nächsten mit aller Vorsicht zu bewahren, so daß er sich eher in dem Backofen verbrennen lassen müßte, als daß er die Sünde, seinen Nebenmenschen schamrot zu machen, begeht. Dies gilt in jedem Falle, unter allen Verhältnissen, auch dann, wenn der Beschämte aus der Beschämung durch seinen Nächsten den größten Vorteil für sich zöge."

Es lebte überdies ein Armer in seiner Gemeinde, dem er alljährlich am Rüsttage des Jom Kippur eine milde Gabe von vierhundert Geldstücken sandte. Einst wählte er zum Boten seinen Sohn. Dieser, bereitwillig, des Vaters Willen zu erfüllen, begab sich in die Hütte des armen Mannes. Doch höchlich betreten war der Sohn, als er den Armen bei einem Kelche feinsten Weines sitzen sah, so daß er, der Form zu genügen, sich bloß um des armen Schlemmers Wohlbefinden erkundigen konnte, die Geldsendung des Vaters jedoch ihm vorenthielt.

Dann kehrte er mit unerfüllter Sendung zum Vater heim, dem er das Erlebnis getreulich mitteilte und sein reserviertes Verhalten dem Armen gegenüber zu begründen suchte.

Als Mar Ukba dies hörte, sprach er: „Du tatest recht, mein Sohn, daß du ihm meine Gabe nicht verabfolgt hast, für den Armen wäre der geringfügige Betrag ungemein beschämend nur gewesen, denn ein Mensch, der so glänzend zu leben und zu genießen versteht, wie dieser, bedarf zu seinem Aufwand größerer und reichlicherer Mittel." Und er erhöhte ums Zweifache den ursprünglich dem Armen zugedachten Betrag, er händigte seinem Sohne also achthundert Geldstücke (Sus) ein, die dieser auch sofort dem Armen überbrachte.

Als Mar Ukba alt und hochbetagt war, da verfiel er in eine schwere Krankheit, von welcher er nimmer genesen sollte. Als der Schwerkranke sein Lebensende herannahen fühlte, erbat er sich von seinen Freunden und Angehörigen, sie möchten ihm das Buch, welches das Spendenverzeichnis enthielt, reichen.

Man erfüllte seinen Wunsch. Mit zitternden Händen nahm er das Buch, er blätterte darin und fand, daß die Gesamtsumme aller Spenden bloß siebentausend Denare betrage, da meinte er in leisem Tonfalle: „Wahrlich, für die weite Reise, die ich nun anzutreten im Begriffe stehe, für die weite Strecke ins Jenseits, habe ich, wie ich nun sehe, mich mit nur unbedeutendem Reisegeld und geringer Wegzehrung vorgesehen, ich muß dies erhöhen und ergänzen." Nachdem er nun die Schlußrechnung seines Gesamtvermögens machte, widmete er die Hälfte seines ganzen Besitzes den Armen und sonstigen wohltätigen Institutionen. (Ketuboth 66.)

Lehre: „Lebe so, wie du, wenn du stirbst, dereinst wünschen wirst, gelebt zu haben."

Samuel bar Abba und der Arbeiter.

Samuel bar Abba, bekanntlich wegen seiner astronomischen Wissenschaft weithin bekannt und „Jarchinai" genannt, saß

einmal mit dem heidniſchen Aſtronomen Ablat auf dem Felde. Da gingen ländliche Holzfäller vorbei und der Heide ſprach: „Einer dieſer Landleute weckt mein Mitgefühl, weil ich's aus den Sternen leſe, er werde nicht mehr heimkehren, eine Schlange wird ſeines Todes Urſache ſein.“ Worauf Samuel entgegnete: „Iſt der Landmann jüdiſchen Bekenntniſſes, dann bin ich von dem Nichtzutreffen deiner düſteren Prognoſe überzeugt, und bin gewiß, er werde heil zurückkehren. Um dich zu überzeugen, wollen wir bis in die ſpäte Abendſtunde der Leute Heimkehr aus den Wäldern hier abwarten, dann ſollſt du dich davon überzeugen, daß der von dir bezeichnete, von Todesgefahr bedrohte Mann wohlbehalten ſeinen Heimweg antreten werde.“ Denn er verwies auf das Bibelwort (4. M. 23, 23), woraus erklärlich wird, daß den Söhnen Jakobs der Schlangenbiß ungefährlich ſei.

Der Aſtrolog erklärte ſich — trotz ſeiner allzu ſpärlich bemeſſenen Zeit — zu dem Opfer bereit, um ſich zu überzeugen, ob die Vermutung Samuels oder ſeine eigene, auf Fachwiſſen begründete Prognoſe, der Mann ſterbe an giftigem Schlangenbiß, die richtige ſei.

Sie blieben im trauten Geſpräch beiſammen, ohne daß auch nur ein Vorübergehender ihrer Aufmerkſamkeit entrückt geweſen wäre.

Da erſchien der vom Urteil Ablats Bedrohte im Kreiſe der Holzleſer mit einem Bündel Späne auf dem Rücken. Ablat ging überraſcht auf ihn zu mit der Bitte, er möge ſein Spanbündel abladen und es öffnen. Und als der Mann der Bitte nachkam und ſo das herabgenommene Bündel offen da lag vor dem Sterndeuter, fuhr er entſetzt zurück, denn unter den Spänen lag ein in der Mitte geteiltes giftiges Reptil — eine Schlange.

„Siehſt du wohl, daß deine Vorausſagung für Bekenner Iſraels keine Geltung habe!“ ſagte Samuel zu Ablat.

Dieser aber meinte, er wolle auch die Ursache wissen, weshalb jener Mann verschont blieb.

Er bat daher den Landmann, ihm bekennen zu wollen, ob er heute eine edle Tat verübte, um derentwillen ihm vielleicht ein Wunder geschehen sein könnte, worauf jener erwiderte: „Mittellos, wie ich bin, sehe ich mich außerstande, edle Werke zu üben, gleichwohl glaube ich, heute Gutes getan zu haben. Bei uns nämlich ist es üblich, daß alle Arbeiter gemeinsam ihr Mahl in der Ruhestunde verzehren. Die im Korbe eingesammelte kärgliche Speise übernimmt einer der Genossen von den einzelnen, wobei jeder, den Verhältnissen entsprechend, seinen Beitrag leistet. So wird man vor Beschämung bewahrt, denn es bleibt unbekannt, wessen Beitrag ein größerer oder ein geringerer war. Nun bemerkte ich, daß ein überaus dürftiger Arbeitsgenosse gar nichts für sich mitbrachte; ich hatte Mitleid mit dem unglücklichen Manne, bemerkend seine Schamröte, nichts in den Korb werfen zu können; da suchte ich, meine Arbeit rascher zu beenden, und ich wußte es so einzurichten, daß ich das Amt des Brotsammelns innehabe. Als ich sodann den Rundgang unter den Arbeitern machte und an dem Armen vorübergehen mußte, tat ich so, als ob er gleichfalls seinen Teil entrichtet haben würde, und schob eine zweite Brotportion, die ich verborgen in Händen hielt, unbemerkt in den Korb. So bewahrte ich den armen Genossen vor öffentlicher Beschämung und so war er der unbefangene Teilnehmer unserer gemeinsamen Mahlzeit."

„Jetzt kenne ich", rief Samuel aus, „die Ursache deiner wunderbaren Rettung aus der Lebensgefahr, in der du schwebtest. Du siehst, guter Mann, in welchem mildevollen Übermaße Gott dein geringes, edles Werk lohnte, indem er dich dem Leben wiedergab. (Sabbat 156.)

K. Amram und die gefangenen Frauen.

Heidniſche Wegelagerer nahmen einſt eine Anzahl jüdiſcher Frauen und Mädchen gefangen. Um ein großes Löſegeld zu erzielen, brachten die Räuber die Gefangenen zu Raw Amram, der durch ſeine Güte und Milde weithin bekannt war. Sie hofften, daß er es nicht über ſich bringen werde, jüdiſche Frauen in heidniſchen Händen zu laſſen. Die Wegelagerer hatten richtig ſpekuliert — denn Raw Amram löſte die Mädchen und Frauen ohne weiteres aus.

Nun galt es, in geeigneten Räumlichkeiten ſie unterzubringen. Droben auf der Galerie des Amramſchen Wohnhauſes befanden ſich einige Zimmer, die gerade leer ſtanden, und die wies der Gelehrte den Befreiten an. Schnitt aber jede Verbindung mit ihnen ab, indem er ſogar die Leiter, die zur Galerie führte, verbarg, damit ja niemand in Verſuchung käme, bei den Schönen von der Galerie anzupochen.

Einige Zeit verſtrich. Da wendete nun Raw Amram eines Tages unwillkürlich ſeinen Blick auf die Galerie — und blieb wie gebannt ſtehen. Geradezu blendend war die Schönheit, die von einem Mädchen auf der Galerie ausſtrahlte. — Und es deuchte dem Beobachter, daß das ganze Stockwerk erhellt werde. Der ſonſt beſonnene Mann verlor ob dieſes Anblickes alle Selbſtbeherrſchung. Hinauf! Das war der Gedanke, der ſich ſeiner ſofort bemächtigte, und ehe er noch Zeit ſich genommen, zu erwägen, was er da zu tun beabſichtige, war er ſchon bei der Leiter, die ihn zum Ziele bringen ſollte. Die Leiter war ſo ſchwer, daß zehn Mann nötig waren, um ſie von der Stelle wegzuſchaffen. Die Leidenſchaft aber, die in Amrams Geblüte brannte, verlieh ihm übermenſchliche Kraft. — Er ſchleppte allein den Koloß von einer Leiter zum Galeriegeländer, lehnte ſie an den Eiſenbeſchlag, und flugs kletterte der Gelehrte, behend wie ein Luchs, die Leiter hinan, ſeinem Ziele zu, das

berückend schöne Weib in seine Gewalt zu bekommen ... Da zuckte er plötzlich zusammen. Er stand mitten auf der Leiter, als in sein erhitztes Gemüt ein Tropfen Vernunft sich stahl. Die Arznei wirkte — und Raw Amram wurde nachdenklich. Er sprach zu sich:

„Halt ein, Raw Amram! Wo willst du hin? Und welche Dummheit gedenkst du da zu begehen? Willst du wirklich, daß die böse Leidenschaft Herrin über dich werde? Schäme dich!" ... Derart waren die Gedanken, die blitzschnell, wie die Leidenschaft, die ihn soeben berauscht hatte, nun durch den Kopf ihm fuhren. Er stand sofort von seinem sündhaften Vorhaben ab, doch befürchtete er, daß er, am Fuße der Leiter angelangt, wieder rückfällig werden könnte. Darum rief er, um sich jeden weiteren derartigen Versuch von vornherein abzuschneiden, laut, daß es gellte:

„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Des Raw Amram Haus steht in Flammen!" Er wußte, daß nun eine Menge Volk herbeiströmen werde — und dachte, wenn sie auch keinen Hausbrand zu löschen haben werde, wenigstens werde das Feuer in seinem Innern durch die Anwesenheit einer so großen Menschenzahl gelöscht werden. Richtig! Da eilte auch eine Masse von Volk herbei — viele Kollegen Raw Amrams, Männer von Geist und Wissen darunter. Sie sprachen zu ihm:

„Du hast uns Schande gemacht, Raw Amram!"

Die Stadtleute hatten, als sie, die gekommen waren, um einen Brand zu löschen, nichts Derartiges vorfanden, sofort zu murmeln begonnen. Sie hatten zugleich erkannt, daß der Brand wohl anderswo gewütet habe, als in Haus und Hof des Gelehrten ... Deswegen machten auch die Kollegen Amrams diesem ernste Vorwürfe. Der Rabbi aber antwortete:

„Wahrlich, es ist besser, ihr schämt euch meiner hier auf Erden, als daß ihr euch meiner dort oben im Himmel schämen müßtet. Denn ich habe in der Tat nicht gesündigt."

Amram beſchwor dann ſeine Leidenſchaft, daß ſie ihn verlaſſe — und hatte Erfolg. In Geſtalt einer Feuergarbe und in der Größe eines Baumes entſtieg ſie ſeinem Körper — gen Himmel zu.

Angeſichts dieſer Erſcheinung ſprach Amram:

„Siehe, du biſt aus Feuer, ich aber bin ein Menſchenkind, beſtehend aus Fleiſch und Blut — und ich beſiegte dich dennoch!“

(Kidduſchin 81.)

Lehre: Es iſt höchſt bedauerlich, daß leider die meiſten Menſchen jederzeit nur darum beſorgt ſind, ihre Sünden und Schandtaten vor dem Nächſten zu verheimlichen, ohne an das Jenſeits und daran zu denken, daß ſie ſich daſelbſt dann deſſen mehr zu ſchämen haben werden, wenn ſie hienieden ihr Unrecht nicht möglichſt gutgemacht haben.

Rabbi Elieſer als Polizeiagent.

Dreizehn Jahre lang verbarg ſich R. Elieſer mit ſeinem Vater in einer Höhle, um fernab vom Weltgetriebe ſich dem eifrigen Studium hingeben zu können. So gelangten ſie zur vollen Entſagungsfähigkeit aller Freuden dieſer Welt, ſich nur der Forſchung widmend. Es geſchah jedoch, daß er einſt, die Höhle verlaſſend, einem mit der Ermittlung der Verbrecher betrauten römiſchen Beamten begegnete. Er knüpfte mit letzterem ein Zwiegeſpräch an und fragte den Beamten, ob er nie in der Identität und der Überführung eines noch nicht überwieſenen Verbrechers einen Mißgriff verübt hätte. Der Beamte räumte ihm Recht ein und verſicherte dem R. Elieſer, er nehme allen Scharfſinn gepaart mit größter Vorſicht zuſammen, einem Fehlgriffe zu begegnen. Sich an die Weiſung ſeiner vorgeſetzten Behörde ſtrenge haltend, gelang es ihm nur in wenigen Fällen, den Richtigen ermittelt zu haben. Und der Rabbi machte ſich erbötig, ihm die Spürarbeit nach Ver-

brechern — wenn's der Beamte wünsche — zu erleichtern und wirksam ihm in dem Bestreben, Mißgriffe zu vermeiden, seine Mitarbeiterschaft zu leihen. Und R. Elieser erteilte ihm die Weisung: „Begib dich an irgendeinem Vormittag, wenn die Leute in den Schenken ihren Imbiß nehmen, in irgendeine solche und von einer Ecke aus beobachte die Anwesenden. Gewahrst du einen, der vor Ermüdung gähnt und auf seinem Sitze einschlummert, so muß er dir verdächtig werden und forsche nach der Identität des Schlummernden. Es könnte ein Gelehrter sein, der nachts seinem Studium obliegt und erst am Vormittage vom Schlaf bewältigt wird. Auch könnte der Verdächtige ein Handwerker sein, der nach nächtlicher Arbeit sich tagsüber nach Schlaf und Ruhe sehnt. Ist er keiner dieser beiden, so hat die Annahme alle Wahrscheinlichkeit für sich, er sei ein Dieb, mache ihn dingfest und liefere ihn seinen Richtern aus." Verwundert über diesen Scharfsinn und das wirksame Mittel des R. Elieser, sprach ihm der Beamte Dank und teilte das Vorgefallene mittelbar dem Kaiser mit.

Die Juden Roms waren zu jenen Tagen im Vollbesitze großer Rechte, die Staatsämter waren ihnen nicht verschlossen. Als die Behörde also die Kunde von den reichen Fähigkeiten des R. Elieser empfing, beschied ihn der Statthalter zu sich, versicherte ihn seines Wunsches, die Staatsämter stets nur mit ausgezeichneten Männern zu besetzen, welche Anlagen und Eignung zum Amte mitbringen, daß er vom Grundsatze geleitet sei, wer den Brief zu lesen vermag, der sei berufen, seinen Inhalt dem Empfänger mitzuteilen und zu erklären, mithin wäre es für ihn die höchste Befriedigung, wenn der Rabbi das seinen Fähigkeiten so überaus entsprechende Amt eines Polizeileiters bekleiden würde. Rabbi Elieser sagte zu und erwies sich in seiner amtlichen Stellung über den Parteien stehend, gleich strenge gegen die im polizeilichen Dienste stehenden Juden oder Römer.

R. Josua ben Korcho hörte von der neuen Amtswürde des R. Elieser und war über den Entschluß der Annahme eines minderwertigen Dienstes seitens desselben empört, er entsandte einen Boten zu R. Elieser mit dem Auftrage: „Einst reiner Wein, bist du nun zum herben Essig versauert! Wie lange wirst du noch das Volk Gottes dem Tode preisgeben!!“

Nicht gegen das Volk Gottes — entbot ihm R. Elieser — sondern gegen böse Menschen richte sich seine Stimme, zum Heile aller jäte er mit regsamer Hand das Unkraut von des Herrn Weinberg aus, worauf R. Josua antwortete: „Was ficht dich der Weinberg an, wer heischte es, daß du ihn von Unkraut säuberst. Überlaß dies dem verständigen Besitzer des Weingartens.“

Einmal traf der Rabbi Elieser einen „Reiniger oder Putzer“ womit man die ungebildeten Massen bezeichnete, und dieser erkühnte sich zum Ärger des Rabbi diesem das Wort „Weinessig“ zuzurufen; das Wort verfehlte seine ätzende Wirkung nicht, denn R. Elieser empörte dieser Zuruf des niedrigen Gesellen, ein Wort, das er schon dem eigenen Kollegen so verübelte. Durch die Frechheit des Menschen ergrimmt, hieß er ihn durch die ihn begleitenden Büttel verhaften. Doch als seine berechtigte Aufwallung vorbei war, wollte R. Elieser seine strenge Verfügung widerrufen und den Mann vor einer Verurteilung bewahren. Doch war die Gerichtsverhandlung schon im Zuge, da war's zu spät. Der Angeklagte wurde im Sinne der damals geltenden furchtbar strengen Gesetze gehängt. Beim Hängegerüste stand nach der Urteilsvollstreckung von Gewissensbissen und Selbstvorwürfen gefoltert der Rabbi und ward des furchtbar quälenden Bewußtseins nicht los, er habe in einem plötzlichen Zornesausbruch einen Menschen — der sonst ein rechtschaffener Mann gewesen sein mochte — dem Tode überantwortet. Seine Selbstqual mußte sich in seinen Zügen widerspiegeln, denn viele fragten ihn nach der Ursache

seiner Mißstimmung. Seine Bedenken, welche er ihnen mitteilte, waren durch die Versicherung zerstreut worden, der Gehängte sei längst schon anderer Delikte halber, auf welche das römische Gesetz den Tod setzte, für den Galgen reif gewesen. So habe er — um eine markante Tatsache zu bezeichnen — am Versöhnungstage die Braut eines anderen geschändet.

Dein Gewissen, Rabbi, könne sich über den Gerichteten beruhigen, ja wenn du denkst, daß mit dem Tode des Hingerichteten auch die Konfiskation seiner Güter verbunden, dann tue dies ohne Rücksicht auf seinen in Armut befindlichen Sohn, denn dieser habe gleichfalls, als Komplice der Verbrechen, seinem Vater Schergendienste geleistet.

So ward also R. Elieser allmählich beruhigt. Er breitete seine Hände auf den Leib, und gleichsam die Gedärme apostrophierend sagte er: „Nun bin ich dessen gewiß, daß ich recht behalte und daß ich über keinen Gerechten den Tod verhängte; denn behielt ich recht, da ich die Schuld dieses bezweifelte, ein um so größeres Rechtsbewußtsein erfüllt mich in der Rückschau auf alle vorhergehenden Fälle, angesichts derer ich nie im Zweifel gewesen war. Nun, ihr Därme, fürchtet nicht zum Fraß der Würmer zu werden, fleckenlos ist mein Schild, von eklem Gewürm verschont, sollet ihr einst im Grabe ruhen."

Vollends aber hörte sein Zweifel dennoch nicht auf, und um sich Überzeugung zu verschaffen, daß er vom Grabesgewürm nicht zu leiden haben werde, stellte er folgenden Versuch an:

Fettleibig, woran R. Elieser krankte — bat er die Ärzte, eine Entfettungskur an ihm zu erproben. Im Operationssaal ward er narkotisiert, und da schnitten die Ärzte ganze Körbe blutdurchsetzten Fettes aus dem Leibe, die Wunde ward darauf vernäht, und der Rabbi war alsbald genesen. Die Körbe mit dem Fettinhalte aber waren in den heißesten zwei Monaten, während der Zeitdauer des Tamus und des Ab, dem Son-

nenbrande ausgeſetzt, um zu erproben, ob ſich nicht Würmer anſetzten und ob kein Verweſungsgeruch ſich bemerkbar mache. Als dies nicht der Fall war, da war der Rabbi mehr als überzeugt, daß ſein Leib im Grabe den Würmern nicht verfalle, ſeine Seele aber einziehen werde zum ewigen Heil in die Welt der Wahrheit. (Baba Meziah 83.)

Rabbi Chanina bar Papa und der Todesengel.

Rabbi Chanina bar Papa lag im Sterben — es war aber nicht das erſtemal, daß in ſein Haus der Todesengel Einzug hielt. Der war vielmehr in R. Chaninas Haus häufig zu Beſuch und hatte ſo manches Kind den frommen Eltern entriſſen ... Nun war die Zeit auch für den Rabbi ſelbſt gekommen. Der Todesengel erſchien an des Gelehrten Krankenlager und forderte in traurigem Ernſt den Rabbi auf, in ſeiner Begleitung die Erde zu verlaſſen. Der Rabbi aber bat um einen Aufſchub von dreißig Tagen. Der Engel ſtaunte:

„Was ſoll das bedeuten und wozu willſt du denn den Aufſchub!“

„Siehe, ich will alles das, was ich bisher gelernt habe, noch einmal gründlich wiederholen, um alle meine Wiſſensſchätze beiſammen zu haben, ehe ich in die andere Welt mich begebe. Dazu bedarf ich aber der Friſt von dreißig Tagen. Du kannſt ſie doch gewähren — tue es darum!“ Der Engel tat, wie er erſucht worden — und der Gelehrte durfte noch weitere dreißig Tage am Leben bleiben ...

Nach dreißig Tagen aber kam pünktlich der Todesengel wieder.

„Folge mir nun, Chanina!“ ſprach er traurigen Blickes.

„Ich bin gerne bereit!“ erwiderte der Gelehrte. „Doch möchte ich dich bitten, mir vorher den für mich im Paradieſe beſtimmten Platz zu zeigen ...“

„Das kann geschehen, Rabbi! . . .“

Nach einer Weile bat R. Chanina wieder:

„Weißt du, was ich außerdem von dir möchte!“

„Das wäre!“

„Daß du mir das Messer übergibst, während wir aufwärts gegen den Himmel fliegen — denn ich ängstige mich sonst allzusehr. Ja! Das kannst du doch!“

Doch da verneinte der Todesengel:

„Dies geht nicht, Rabbi Chanina. Leider! Ich habe schon schlechte Erfahrungen damit gemacht. Rabbi Josua ben Lewi hatte sich gleichfalls in ähnlicher Lage das Messer von mir erbeten. Ich hatte es ihm auch wirklich gegeben — dann kam der Verdruß — und ich gelobte mir, fortan nie mehr das zu tun . . .“ Chanina aber ließ sich durch diesen Einwand nicht beirren.

„Du fürchtest“, sagte er, „ganz unbegründeter Weise — ich werde dich nicht überlisten, wie es Rabbi Josua getan. Wenn du meine Redlichkeit ermessen willst, gehe hin und bringe eine Thorarolle und überzeuge dich, ob ich auch nur eines der darin genannten Gebote unerfüllt gelassen. Daraus kannst du dann schließen, daß ich nie etwas versprach, was ich nicht nachher auch erfüllte. Wie es in der Bibel heißt: Was deine Lippen aussprechen, mußt du auch halten!“ (5. B. M. 23, 24.)

„Und trotzdem kann ich dich nicht auf eine gleich hohe Stufe stellen, wie den Rabbi Josua, da du für die Thora bei weitem nicht so viele Opfer gebracht hast wie er,“ antwortete der Todesengel. „Er verkehrte, wenn es das Studium der Thora galt, sogar mit Aussätzigen, trotz der Ansteckungsgefahr, die für ihn drohend daraus erwuchs. Gleichwohl nahm er mehr Rücksicht auf die Thora, als auf seine eigene Person . . .“ Kurz, der Todesengel willfahrte nicht dem Rabbi Chanina und der fromme Mann verschied, ohne daß sein Wunsch er-

füllt worden wäre. Eine Feuerſäule fuhr vom Himmel herab zur Erde und entführte den Gelehrten. Jetzt erſt erkannte die Mitwelt, wie groß der Fromme war, der in ihrer Mitte geweilt — und daß ſie ſeiner faſt unwürdig geweſen. Durch die Feuerſäule aber, die ſeine Seele entführte, wurde auch ſeine Beſtattung unmöglich gemacht. Darum trat Rabbi Alexandri vor die Feuerſäule hin und rief:

„Rabbi! Tue es um der Ehre deiner Kollegen willen — und laß die Feuerſäule ſich entfernen, damit die Welt nicht glaube, daß wir wirklich unwert deſſen ſeien, dich beerdigen zu dürfen . . .“

Doch die Bitte hatte keinen Erfolg. Darum trat Rabbi Alexandri zum zweiten Male vor die Feuerſäule hin und rief dringender als zuvor: „Rabbi! Tue es um deines Vaters willen. Auch er war ſo bedeutend, wie du es warſt und hat uns trotzdem nicht beſchämt und keine Feuerſäule hinderte uns ſeiner Zeit daran, ihn zu beſtatten. Alſo laß um ſeinetwillen die Feuerſäule verſchwinden — denn auch er, dein Vater, wird durch deine Weigerung beſchämt . . .“

Trotzdem aber wich die Säule nicht.

Und Alexandri trat zum dritten Male vor die Feuerſäule: „Tue es um deiner eigenen Ehre willen! Nicht uns zu Liebe, auch nicht anderen zu Lobe — deiner eigenen Ehre ſchuldeſt du es, denn du kannſt doch nicht unbeſtattet bleiben. Gib doch nach, Rabbi!“

Erſt jetzt wich die Feuerſäule. Die Gelehrten beſtatteten den großen Toten in allen Ehren, die ſeiner Größe entſprachen, und betrauerten lange ſeinen Heimgang. (Ketuboth 77.)

Erklärung: Der Talmud will uns hier die Größe des bedeutenden Gelehrten R. Chanina in knappen Zügen charakteriſieren — daß er beinahe die Geiſtesgröße des berühmten R. Joſua ben Lewi erreichte; gleichwohl beſtand zwiſchen der Qualität beider Männer eine weſentliche Differenz, dies

zeigte sich auch in der Todesstunde, wo dieser Unterschied unter Bevorzugung des R. Josua insofern zutage trat, als der Todesengel diesem den höheren Rang zuerkannte, weil er die Hingebung in die Thora und Aufopferungsfähigkeit für dieselbe so weit trieb, daß er sogar mit Hintansetzung seiner Gesundheit und Gefährdung seines eigenen Lebens nicht davor zurückschreckte, mit Aussätzigen behufs Thorastudiums zu verkehren.

R. Chanina lag nämlich an einer schweren, gefährlichen Krankheit danieder und freute sich bereits, daß er, nach dem natürlichen Gange der Welt, bald des beseligenden Anblickes der göttlichen Majestät werde teilhaftig werden; gleichwohl gebraucht er, wie es die Pflicht des frommen Juden in solchen Fällen erheischt, entsprechende Mittel gegen die sein Leben bedrohende Krankheit und er genas auch wirklich. Er konnte also als Rekonvaleszent, wie bisher, seinem religiösen Berufe, die Thora zu verbreiten, sich eifrigst hingeben, doch nach dreißig Tagen wurde er rezidiv, er merkte, daß es diesmal Ernst sei und sein baldiges Ende bevorstehe, trotzdem blieb er ruhig, ja heiter gestimmt und sah dem Tode gleichmütig entgegen, in der frohen Erwartung der jenseitigen Seligkeit; er begrüßte demnach den Todesengel wie einen guten Freund, dem er bereitwillig folge, ja nahezu freudig gestimmt ging er mit demselben, an ihn zugleich die Aufforderung richtend, er möge sein Messer als ganz überflüssig beiseite lassen, da er den Tod nicht fürchte und voll Fassung erwarte, als etwas Unvermeidliches und Notwendiges, wie sich in ähnlicher Situation auch R. Josua benahm, und wenngleich dieser dem R. Chanina in mancherlei Hinsicht überlegen war und eine gewisse Bevorzugung mit Recht verdiente, wie bereits oben bemerkt wurde, trotzdem kann und muß die erhabene und allgemein anerkannte hohe Stellung des R. Chanina in der Gelehrtenwelt billig zugegeben werden, vermöge seiner

feurigen Begeisterung für die Sache des Glaubens und der jüdischen Wissenschaft, die so groß und mächtig war, daß er nahezu einer Feuersäule verglichen werden konnte, und daher erklärt es sich, daß die Beteiligung seitens der Leidtragenden — die Trauer um einen solchen Gelehrten war der um einen teuren Toten aus der Verwandtschaft gleichgeachtet — von nah und fern so groß war, daß es infolge des furchtbaren Gedränges fast unmöglich schien, die Bestattung des Gelehrten vorzunehmen, so sehr sich auch R. Alexandri bemühte, Platz zu machen, bis er endlich der Versammlung nahegelegt, daß dies Drängen keine Ehre, vielmehr eine Zurücksetzung für den edlen Dahingeschiedenen wäre, wenn nämlich die Beerdigung allzu lange hinausgeschoben würde. Dann erst gelang es, den R. Chanina würdig zu bestatten.

Der Musikant.

Von Lorenz Scherlag.

Fast jeder im Städtchen kannte den kleinen, hageren Juden, den man allgemein „Herschko, der Musikant“ nannte.

Er war ein kleines Männchen mit scheublickenden Augen, die im mageren Gesichte so tief verborgen lagen, als wollten sie jeden Augenblick in die Augenhöhlen versinken. Und wie seine Augen, so war sein ganzes Wesen: scheu und verborgen.

Er war Geiger von Beruf und vor einigen Jahren hierher gekommen, wo er eine Musiktruppe gründete, der er als Kapellmeister vorstand. Außer ihm gehörten zur Truppe noch fünf Mann. Davon spielten zwei Geige, einer Baß, der vierte blies die Flöte, wogegen der letzte die große Trommel, den Triangel und die Becken schlug. Die Seele der Kapelle war aber Herschko; er gab ihr Takt und Klang und Halt. Und seine fünf Mann umgaben ihn mit treuer Anhänglichkeit, sanfter Verehrung und stiller Bewunderung; denn Herschko war ein Künstler in seinem Beruf: Wenn er Geige spielte, da hatte man die Empfindung, als ob der kleine unansehnliche Herschko mit den Tönen wachse und alle Zuhörer weit überrage.

Die Hauptsaison für die Tätigkeit der Kapelle war der Winter. Es gab dann Feuerwehr-, Veteranen- und Kasinobälle, wie auch diverse Tanzkränzchen. Am einträglichsten waren jedoch die Hochzeiten. Diese gehörten aber hier zu den seltenen Ereignissen, weshalb der Verdienst der Kapelle ziemlich karg war und deren Mitglieder gezwungen waren, neben diesem ihrem Künstlerberufe noch einen anderen auszuüben.

Auch Herschko hatte so einen zweiten Beruf, dem aber mehr seine Frau Esther oblag: Sie versah die Stelle einer Vermittlerin von Dienstpersonal, und versorgte in dieser Eigenschaft die „Herrschaften“ des Städtchens mit Köchinnen, Stubenmädchen, Wäscherinnen, Bedienerinnen und Ammen.

Esther war eine wackre und fleißige Frau, so um die Dreißig.

Sie war von hübſcher Geſtalt und hatte kluge ſchwarze Augen. Sie wußte alle zufriedenzuſtellen, ſowohl die Dienſtgeber als die Dienſtnehmer, und in verſtändiger und unauffälliger Weiſe für einen möglichſt häufigen Wechſel des Perſonals zu ſorgen. Nicht etwa, daß ſie abredete; das tat ſie nie. Wenn aber Klagen ihr vorgebracht wurden, dann hörte ſie dieſe ruhig an und meinte, man müſſe nur ſuchen im Leben und man würde ſchon finden ...

Manchmal kamen harte Zeiten. Beſonders im Herbſt, wenn es lange weder Hochzeit noch Tanz gab und nur die Dienſtvermittlung allein für die Lebenskoſten herhalten mußte. Doch wenn dann endlich eine Hochzeit kam, war der Unterhalt wieder für eine Zeitlang geſichert.

Herſchko lebte mit ſeiner Frau in glücklicher, wenn auch kinderloſer Ehe. Ein altes Mütterchen, namens Recha, wohnte bei ihnen und verſah die Stelle einer Bedienerin und Wirtſchafterin zugleich, wobei ſie jedoch wie ein Familienmitglied behandelt wurde. Sie lebten ſo zu dritt ruhig und beſcheiden, und Herſchko hatte trotz der geringen Einkünfte bereits einige Kronen beiſeite gelegt.

Es war gegen Herbſtende. Es hatte ſchon lange Zeit kein Spielfeſt gegeben, und die Muſikanten ſahen bereits mit Ungeduld dem nächſten Tanzereignis entgegen. Es verging ſo eine geraume Zeit. Einige hatten bereits ihre letzten erſparten Heller aufgezehrt, als eines Tages im Städtchen die freudige Kunde aufkam, daß Herr Fabrikdirektor Zalewski in drei Wochen ſein Hochzeitsfeſt begeht.

Wie ein Sonnenſtrahl aus Wolkenhimmel traf dieſe Botſchaft die Herzen der Muſikanten, die nun voll flügger Freude waren. Und ſie kamen zu Herſchko und erzählten ihm vom bevorſtehenden Hochzeitsfeſt. Doch er wußte ſchon davon.

„Bat er dich ſchon, daß wir bei der Hochzeit ſpielen!“ fragte mit erwartendem Blick der alte Menaſſe, der den Baß ſtrich.

„Nein," gab Herschko kurz zur Antwort. Er liebte nicht viel Worte.

„Er wartet wohl, daß du zu ihm kommst, um ihn darum zu bitten."

„Ich bin kein Bettler, der unaufgefordert in fremde Häuser geht."

Die Musikanten wußten, daß Herschko erniedrigende Bewerbungen mied, besonders vor Andersgläubigen, die die Juden geringer achteten.

. . . Am nächsten Sonntagvormittag wurde Herschko zum Direktor Zalewski berufen. Er zog sein bestes Gewand an und begab sich dahin, selbstbewußt und zufrieden, denn er ging dahin nicht als Bittender, sondern als Gebetener.

Zalewski empfing ihn mit würdiger Höflichkeit, ohne jene verletzende Herablassung, die manche zur Schau tragen, wenn sie mit Minderen reden. Er ersuchte ihn, bei seinem Hochzeitsfest mit seiner Kapelle aufzuspielen, und versprach eine reichliche Belohnung.

Sonnige Freude zog in die Stuben der Musikanten, denn dieses Fest versprach einen ausgiebigen Verdienst, da außer dem bedungenen Spielhonorar noch viele Seitengelder von den Gästen zu erwarten waren. Und als der nächste Sonntag kam und es galt, die Sabbatbraut zu grüßen, da waren die Herzen der Musikanten voll inniger Festlichkeit.

Und jeden Tag fanden jetzt bei Herschko Spielübungen statt. Die neusten Tänze wurden einstudiert. Und Herschko war glücklich, endlich wieder seinem Kunstsinn reichlich Genüge zu tun.

. . . Es war fünf Tage vor der Hochzeit. Ein trübes, kaltes Herbstwetter. Ein Gemenge, halb Regen, halb Schnee, durchwirbelte die Luft, und über dem Himmel waren dunkle Wolken gebreitet gleich schmutzigen, grauen Tüchern. Esther war in die Stadt gegangen, um für die Frau Postmeisterin einen

neuen Dienſtboten zu beſchaffen. Als ſie ſpät abends heim kam, legte ſie ſich ohne viel Redens ins Bett und begann zu fiebern.

Herſchko erſchrak und lief um einen Arzt. Dieſer verſchrieb mehrere Arzneien, erklärte Herſchko deren Anwendung und ging dann fort, ohne Bezahlung anzunehmen. Es ſei wahrſcheinlich eine Influenza, meinte der Arzt, doch ließe ſich heute keine beſtimmte Diagnoſe ſtellen.

Am anderen Tage kam er wieder. Als er fortging, fragte ihn Herſchko ſchüchtern nach dem Zuſtand der Kranken. „Es iſt eine böſe Lungenentzündung," ſagte der Arzt, ſchüttelte ſein Haupt und ließ Herſchko mit ſeiner Verzweiflung allein.

Die erſparten paar Kronen mußten nun für Arzneien herhalten. Und Herſchko ſah verzweifelt in die Zukunft. Er ging, einige Familien im Städtchen beſuchen, um ſich zu erkundigen, ob nicht irgendwo ein Dienſtwechſel erforderlich wäre. Es gab nichts. Aber die Frau des Sägeverwalters, die von der Erkrankung Eſthers gehört hatte, drückte Herſchko einige Kronen in die Hand, als Vorſchuß für ſpätere Vermittlungen. Sie war eine gute, mitleidige Frau . . . Nachher eilte Herſchko in das Kaſino, wo heute die Muſikanten Probe ſpielen ſollten. Erſt ſpät abends kam er heim. Als er nun an das Bett ſeines Weibes trat, um es zu begrüßen, ſah ihn Eſther ſtarr an, dann wendete ſie ſich ab, ohne ein Wort zu reden. Ihr Antlitz war gerötet, ihre Augen funkelten und ſtarrten in die Leere. Recha ſaß an ihrem Bett und weinte. Herſchko fragte nichts, ſondern lief, den Arzt holen. Dieſer ſchüttelte wieder das Haupt und meinte, es ſtünde eine Kriſis bevor, die ebenſo eine völlige Geneſung wie auch das Gegenteil mit ſich bringen könnte. Man müßte eben dieſe Zeit geduldig abwarten.

Am anderen Tag, frühmorgens, eilte Herſchko wieder zur Probe. Als er dann heimkam, ſetzte er ſich an das Bett ſeiner

Frau. Es war ihr etwas beſſer. Sie erkundigte ſich nach einzelnen Dingen und freute ſich, daß endlich einmal ein größerer Verdienſt bevorſtand. Dann ſchwieg ſie. Es war eine Weile ganz ſtill im Raum, nur das müde Ticken der Wanduhr pochte unheimlich in dieſer Stille. Da ergriff Eſther Herſchkos Hand und bat ihn leiſe, ihr etwas vorzuſpielen.

Er nahm die Geige und ſpielte. Es war dunkel in der Stube. Herſchko ſpielte mit geſchloſſenen Augen, und die Töne der Geige durchzogen ſacht den Raum, halb wie ein Wiegenlied, halb wie ein Gebet.

Am nächſten Morgen war das Fieber geſtiegen. Eſther ſprach wirres Zeug und erkannte keinen der Anweſenden, ſelbſt Herſchko nicht. Er nahm wieder die Geige in die Hand und ſpielte, ganz leiſe. Sie lag anfangs regungslos da, nun ſah ſie die Geige an, ihre Augen weiteten ſich; es ſchien, als ob ſie ihre Gedanken anſtrengte. Dann fiel ihr Blick auf Herſchko. Er bebte am ganzen Körper und ſpielte immerfort. Er ſpielte das Lied, das Eſther ſtets ſo gerne hörte. Ihr Blick war noch immer auf ihn gerichtet. Er meinte, ihr käme die Beſinnung nun zurück, und wartete auf ein Wort von ihr. Er neigte ſich jetzt tiefer über ſie mit ſeiner ſchluchzenden Geige und ſah ihr in die funkelnden Augen, als wollte er mit ſeinem hangenden Blick ſich an ihrem Gedächtniſſe wachrufen. Aber ſie ſchwieg, wendete ſich ab und ſchloß müde die Augen. Und Herſchko rannen die Tränen über die Wangen ...

Er ſaß bis ſpät abends an Eſthers Bett. Sie ſchien jetzt zu ſchlafen. Er drehte den Docht der Lampe ein und ſah in das Dunkel, das über den Raum gebreitet lag. Und langſam kam die Erinnerung, nahm ihn ſacht umfangen und führte ihn ins Traumland hinüber ...

Er ſah wieder die Tage ſeiner Jugend, jene ſchönen Tage, da er noch Eltern hatte. Sein Vater war Kantor in einer ungariſchen Stadt: ein hübſcher, hoher Mann, mit langem,

grauem Bart. Er hatte eine ſo ſchöne, liebe Stimme, daß es Herſchko ſtets recht wohl tat, wenn er ſeinen Vater ſingen hörte. Herſchkos Mutter war eine kleine, liebe Frau, die in ihren traurig-lächelnden Augen die Güte ihres guten Herzens zur Schau trug.

Es ging ſeinen Eltern gut. Er war ihr einziges Kind, und ſie ſcheuten weder Mühe noch Koſten für ſeine Erziehung. Da Herſchko ſchon als Kind große Vorliebe für Muſik verriet, ließ man ihn Geige lernen; außerdem ſang er an allen Feſttagen im Tempel mit. Als er zwanzig Jahre zählte, trat er einer dortigen Muſikkapelle bei. Und bald darauf nahm er die fünfzehnjährige Eſther zum Weibe. Es war keine Liebesheirat; er heiratete ſie, weil es ſeine Eltern ſo wünſchten. Aber die Liebe kam bald zu ihnen. Er wohnte mit Eſther bei ſeinen Eltern, und ſie führten ein glückliches, patriarchaliſches Zuſammenleben. Doch eines Tages, als ſie beim Mittageſſen ſaßen, ſchrie Herſchkos Vater auf, griff mit der Hand nach ſeinem Herzen und fiel in den Seſſel zurück; ſein Herz hatte plötzlich zu ſchlagen aufgehört.

Nun kamen Tage der Trauer und Entbehrung. Der Vater hatte wohl etwas Vermögen hinterlaſſen, doch es war bald aufgezehrt, da Herſchkos Verdienſt viel zu gering war, um für drei zu genügen. Und als er nach mehreren Jahren auch ſeine Mutter verlor, hielt es ihn nicht länger im Heimatorte. Er zog mit Eſther fort. Und ſo war er hierher gekommen ...

Sein ganzes Mühen und Streben galt nun Eſther; ſie war ihm alles und gab ſeinem Leben ſo Zweck wie Ziel ... Und nun war ſie krank. Da lag ſie vor ihm mit irrem Blick und fiebernden Wangen ... Und morgen ſollte er bei der Hochzeit ſpielen ... derweil zu Hauſe ſein Weib krank ... und vielleicht im Sterben lag. Sollte er da ſpielen! ... Wozu und für wen! ... Doch er will heute daran nicht denken ... Wenn nur Eſther geſund würde! ...

Es war am Hochzeitstage. Der Arzt war soeben fortgegangen, ohne Herschko tröstende Worte spenden zu können. Es stand schlecht um Esther. Herschko saß, in trauriges Sinnen versunken, am Bette Esthers, als sich die Türe leise öffnete und zwei Mitglieder der Truppe — darunter der alte Menasse mit dem weißen Bart — in die Stube traten, um Herschko zu erinnern, daß er abends gegen sechs Uhr im Kasino sein müsse; der Herr Direktor hätte es so befohlen.

Herschko hörte sie schweigend an und sprach dann nach einer Weile:

„Ich spiele nicht."

Die beiden Männer sahen ihn verwirrt an und baten ihn, es sich genau zu überlegen. Es ginge doch um das Wohl aller Musikanten, die den heutigen Abend so innig herbeigesehnt hatten. Alle kämpften bereits hart mit der Not. Und da nun endlich für sie Verdienst kam, wollte er ihn abweisen.

„Ich werde meine Frau herschicken," sprach Menasse, „damit sie abwechselnd mit Recha bei Esther die Nacht verbringt und sie pflegt. Du mußt heute unbedingt spielen. Schließlich ist es doch in deinem eigenen Interesse, zu spielen, denn auch dir geht es bereits recht schlecht, und ein so reicher Verdienst, wie er sich heute bietet, ist eine Seltenheit."

Herschko ließ Menasse zu Ende reden und sprach dann kurz, aber entschieden:

„Ich spiele nicht . . . Mein Weib liegt im Sterben. Ich kann nicht spielen!" setzte er verzweifelt abwehrend hinzu. Er vergrub sein Antlitz in die Hände und blickte zu Boden . . . Die zwei Musikanten sahen sich verzagend an und verließen schweigend die Stube.

Am Nachmittag kamen sie wieder. Es kamen jetzt alle fünf Musikanten, und alle baten Herschko, sich ihrer zu erbarmen und sie heute nicht zu verlassen, da sie doch ohne ihn nicht

spielen könnten. Er sollte ihrer und ihrer hungernden Frauen und Kinder gedenken!

„Wir wissen, daß du unglücklich bist, und empfinden mit dir dein Weh, aber denk' auch an unsere Not," flehte Menasse, mit Tränen in den Augen.

Esther war jetzt erwacht und sah sich im Raume um. Ihr Blick blieb an den Musikanten haften. Und Menasse bat weiter:

„Herschko, mach' uns nicht unglücklich, spiel' heute, denn wir alle sterben vor Hunger." Dann wendete er sich an Esther:

„Esther, bitte mit uns deinen Mann, daß er heute spielt, denn wir haben kein Brot mehr im Hause, und wenn uns heute dieser Verdienst entgeht, dann müssen wir betteln gehen."

Seine Stimme zitterte. Er war vor Esther auf die Knie gesunken und hatte beide Hände, ineinandergefaltet, zu ihr erhoben.

Es war, als hätte der Anblick dieser armen Musikanten und ihrer tränenfeuchten, flehenden Blicke Esther die Besinnung wiedergegeben. Sie wendete ihr Haupt zu Herschko und sprach mit bebender Stimme:

„Herschko, geh spielen . . . es ist mir etwas besser . . . geh spielen . . ."

Und die armen Musikanten standen da, tief gerührt. Sie wären am liebsten vor die Kranke hingesunken, um auf den Knien für ihre Fürbitte zu danken. Menasse nahm ihre fiebernde Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Wir danken dir, gute Esther, und wollen mit unseren Frauen und Kindern für deine Genesung beten."

Aber Herschko schwieg noch immer. Und Esther sprach wieder zu ihm, ganz leise: „Geh spielen . . ."

Die Musikanten sahen ihn flehend an. Menasse wendete sich jetzt zu ihm, umfaßte seine Knie und wollte seine Hände küssen. Doch er wehrte ab, vergrub sein Antlitz in beide

Hände und schwieg. Es war jetzt ganz still in der Stube. Endlich erhob Herschko sein Haupt und sprach:

„Ich werde spielen."

. . . Nachdem die Musikanten das Haus verlassen hatten, begann Herschko sich langsam anzukleiden. Bald kam auch Menasses Frau, um mit Recha zusammen bei Esther zu wachen. Herschko erklärte ihr genau, wie oft der Kranken Arznei zu geben und die Temperatur zu messen wäre. Er wiederholte es mehrere Male und schärfte beiden Frauen ein, daß eine ihn sofort vom Kasino holen kommt, falls es — Gott behüte — Esther nur etwas schlimmer würde.

Nun war er fertig. Esther schien jetzt zu schlafen. Er stand vor ihrem Bette, sah sie seufzend an, neigte sich über sie und küßte ihre feuchte, heiße Stirn. Dann nahm er seine Geige und ging schweren Herzens zum Hochzeitsfeste . . .

Im Kasinosaal wartete man bereits ungeduldig auf Herschko. Die männliche Jugend wie die jugendfreudigen Damen sehnten sich nach dem Tanz. Endlich kam Herschko, von allen froh begrüßt.

Und bald begann der Tanz. Ein Schweben und Neigen, ein Kichern und Winken, ein Lächeln und Lachen durchwogten den Saal. Alles im Banne der Musikklänge. Es schwirrt von Lebensfroheit und Freudigkeit . . . Und an der Spitze seiner fünf Mann steht Herschko aufrecht da und spielt den Gästen zum frohen Tanz.

Wie lustig ist es doch hier im Saale. Selbst die Töne, die den Instrumenten entkommen, scheinen zu lachen, zu kichern . . . Nur fortgespielt! . . .

Die Wellen der Freudigkeit wogen immer höher, die Luft ist wie geschwängert von Wein, Zigarrenduft und dem Flirten der tanzenden Paare. Und von seinem erhöhten Podium aus alles übersehend, spielt Herschko den Leuten zum Tanz.

Er spielt heute wie noch nie, kaum daß die anderen ihm

nachkommen; es ſcheint, als ob er mit den Tönen ſein Denken ertöten wollte; er ſpielt und ſpielt. Er will auch nicht denken, er fürchtet die Gedanken. Er iſt heute nur Muſikant, er will auch nichts mehr ſein!

... Wie eine Maſchine ſteht er oben am Podium, an der Spitze ſeiner fünf Mann, und geigt und geigt ...

Aber zuweilen verlor ſich ſein Blick zur Türe hin. Er wußte ſelbſt nicht warum. Er ſah hin, als erwartete er, daß jeden Augenblick jemand käme ... jemand käme ihn rufen ... Ihn rufen!... Fort mit den Gedanken! Nur nicht denken!... Er will nicht mehr zur Türe ſchauen, denn die Strahlen ſeiner Augen könnten gar leicht zur Türe hinaus, in die Ferne dringen ... dort zu ſeinem kranken ... ſterbenden Weibe. Und er muß ja heute ſpielen, muß luſtig ſein; wird er doch dafür bezahlt. Und die armen hungernden Mitglieder ſeiner Truppe werden ihn dafür ſegnen und mit ihren Frauen und Kindern für Eſther beten.

Er hält die Augen geſchloſſen und ſpielt und ſpielt ...

Es iſt ſchon ſpät nach Mitternacht. Man tanzt noch immer. Die Wogen der Freude ſchlagen immer höher und freier.

Es wogt und wellt, und lallt und wallt von Freude, Tanz und Luſt ...

Und Herſchko blickt jetzt wieder zur Tür hin ... Iſt es Traum oder Wirklichkeit!... Stand nicht Recha dort in der Türe! Er ſtarrt zur Türe hin, als hätte er ein Geſpenſt erſchaut. Sein Spiel erſtirbt. Er ſchreit wild auf, ſtürzt Recha entgegen und faßt ſie fragend am Arm ... Sie gab ihm keine Antwort, aber er wußte ſie ſelbſt. So wie er war, lief er barhaupt zur Türe hinaus ... nach Hauſe ... zu ſeinem Weibe. Und in der Hand hielt er ſeine Geige und den Bogen...

Nun war er zu Hauſe.

In der Stube war es halbdunkel. Frau Menaſſe kam ihm

verweint entgegen, als wollte sie ihn zurückhalten. Ohne sie aber zu beachten, schritt er auf das Bett seiner Frau zu.

„Esther," sprach er zärtlich, „ich bin schon zurück von der Hochzeit. Esther, sieh mich doch an."

Doch Esther schwieg.

Er neigte sich jetzt über sie und berührte leise ihre Hand. Es durchschauerte ihn. Die Hand war eiskalt. Sein ganzes Hoffen brach jetzt wie ein Kartenhaus jäh zusammen.

„Esther!" schrie er auf, „Esther!!" . . .

Aber plötzlich geschah es ihm — so sonderbar — drinnen im Kopfe . . . Es war, als ob sein Denken, sein Empfinden, sein ganzes Sein einen jähen Ruck erlitten hätten. Und er lachte: ha, ha, ha . . .

. . . Als später die fünf Musikanten kamen, um nachzusehen, was denn geschehen sei, fanden sie Herschko am Bette seines toten Weibes sitzen. Er hielt die Geige zärtlich an sich gepreßt, lächelte sanft vor sich hin und spielte . . . und spielte . . .

Aus dem Leben der Karaiten.

Von Ruben Fahn.

(Autorisierte Übersetzung von Hermann Blumenthal.)

Die Sekte der Karaiten entstand um die Mitte des achten Jahrhunderts. Ihr Gründer, Anan ben David, predigte die Ablehnung der mündlichen Überlieferung des Talmud; nur die Heilige Schrift erkannte er an. Hierdurch traten er und seine Anhänger in schärfsten Gegensatz zum gesamten übrigen Judentum. Einige Jahrhunderte blühten die Karaitengemeinden im Orient, aber die fortwährenden Türkenkriege zwangen die Karaiten, nach der Krim und nach Litauen auszuwandern. Im Jahre 1897 gab es in Rußland zwölftausendneunhundert Anhänger dieser religiösen Sekte, während in Palästina, wo die Karaiten nicht so mächtig waren, nur noch fünfzig bis sechzig Familien leben. Nach Galizien kamen vor mehr als sechshundert Jahren hundert karaitische Familien und ließen sich in der Stadt Halicz nieder, wo sie Handel und Ackerbau trieben. Heute leben in Halicz nur mehr fünfzig Familien mit zweihundert Seelen. Vom Leben und Wesen dieser eigenartigen jüdischen Sekte, die im Ghetto ein eigenes Ghetto bildet, sollen die nachfolgenden Skizzen eine Vorstellung geben.

Hermann Blumenthal.

I.

In der Karaitengasse.

Wie ein Denkmal aus längst entschwundener Zeit steht die Karaitengasse in Halicz da. Ein geheimnisvolles Flüstern scheint in der Luft zu liegen, als wäre der Ort mit den Seelen vergangener Generationen angefüllt. Die gebückten Häuschen mit den niedrigen grünen Fensterchen sind wie in stumme Trauer versunken, als fürchteten sie den Blick zum hellblauen Himmel zu erheben.

Die Sonne sendet an diesem warmen Morgen auch hierher ihre Strahlen. Fliegen schwirren im Licht umher und

Schwälbchen fliegen von Dach zu Dach ... Seit unendlichen Zeiten kommt die Sonne in dieſen einſamen Winkel, als wollte ſie das Leben hier, das jedem Fremden unſichtbar bleibt, auskundſchaften. Sie ſah den Anfang und wird das Ende ſehen ...

Die Gaſſe iſt unverändert geblieben. Sie könnte von den Karaiten vergangener Jahrhunderte erzählen, die hier ihr Heim aufſchlugen, von den Schickſalen Vereinſamter und Unglücklicher, die, losgelöſt von ihrem Volk, eine kleine Welt für ſich bilden — eine Welt mit eigenem Licht und eigenem Schatten ...

Es gibt Karaiten, die ſich von ihrer Sekte trennten und die Gaſſe verlaſſen mußten. Andere ſind Schenker oder Landwirte in nahen Dörfern. Wieder andere haben fremde Sitten angenommen und ſind ihrer Sekte entfremdet. Es wohnen auch Anhänger anderer Religionen in der Gaſſe. — Die Gaſſe ſelbſt aber iſt ein Zentrum des Karaismus und ein Wahrzeichen karaitiſchen Lebens geblieben ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es iſt neun Uhr früh, und die Karaiten ſind bei der Arbeit. Ich zögere eine Weile, ehe ich die Gaſſe betrete. Da kommt ein alter Jude des Wegs, ich wende mich an ihn:

„Ich bin hier fremd. Da mich der Zufall hierherführte, möchte ich gerne die Karaiten ſehen ...“

„Was iſt da zu ſehen! Eine ſonderbare Religion, weder Wolf noch Hund, Jud und Chriſt zugleich,“ erwiderte der Alte. „Die Juden und Chriſten hier kümmern ſich gar nicht um ſie.“

„Vielleicht könnt Ihr mir etwas von ihren Sitten und Gebräuchen erzählen!“ frage ich.

„Was iſt da zu erzählen! Es ſind ganz merkwürdige Leute. Haben dieſelbe Thora wie wir und halten doch nicht alle Gebote. Ihre Gebetbücher ſind nicht wie bei uns. Manche Abſchnitte fehlen ganz. Sie haben eine Meſuſe an der Tür, aber

Tefilin legen sie nicht. Sie tragen Schaufäden, aber keinen Talis beim Beten — nur einen Talis Koton (kleiner Gebetmantel). Rosch-Haschono darf nicht Schofar geblasen werden. Eine Laubhütte haben sie, aber Esrog und Lulow nicht. Purim wird gefeiert, Chanuka nicht. Und so gibt es bei ihnen viele Verkehrtheiten," schließt der Alte.

„Unterscheiden sie sich in der Kleidung von den anderen Einwohnern? Wie kann ich sie auf der Straße erkennen?" frage ich.

„Dort links geht gerade einer."

„Das ist ein Karaite!!" rufe ich überrascht. „Der sieht ja ganz wie ein Bauer aus. Höchstens, daß ihn das verdüsterte und bärtige Gesicht unterscheidet. Erzählt mir doch noch etwas von den Karaiten . . ."

„Man weiß nie, woran man bei ihnen ist, denn sie hüten sich vor den Anhängern anderer Religionen. Alles ist Geheimnis bei ihnen. Ein jüdischer Knabe wollte sich einmal von einem karaitischen Jungen in der karaitischen Sprache unterrichten lassen. Als die Karaiten dies erfuhren, verprügelten sie den jungen Lehrer. Sie wollen eben nicht, daß Fremde ihr Leben näher kennen lernen — —"

„Müssen sie auch ein Minjan (zehn Leute) zum Gottesdienst haben, wie die Juden?" frage ich.

„Nein — Minjan gibt es bei ihnen nicht. Am Sabbat und an den Feiertagen kommen sie in die Synagoge, knien auf dem Boden nieder und beten. Zwei bis drei Leute genügen."

„Und kommen sie auch an den Wochentagen in die Synagoge?"

„Einige kommen jeden Morgen. Die älteren Leute sind noch fromm, aber die Jugend betet nicht einmal mehr. Ihr könnt Euch die Synagoge ansehen. Es ist der einzige Ort, der ein karaitisches Gepräge hat."

„Würdet Ihr nicht so gut sein, mich hinzubegleiten?"

„Nein," gibt der Alte kurz zur Antwort, entschuldigt sich aber sofort: „Ich bin hier geboren, war aber nur einmal in ihrer Synagoge. Ein frommer Jude darf sie nicht betreten. Es ist schlimmer, als wenn man eine Kirche besucht. Geht nur ein wenig die Gasse hinunter. Ihr werdet die Synagoge schon erkennen. Gerade trefft Ihr auch die Karaiten beim Beten."

Der Alte verabschiedet sich und ich gehe in die Gasse hinein.

In einem Hof spielen Kinder Ball. Dabei sprechen sie eine fremdartige Sprache. Jedes Kind wirft den Ball zehnmal und zählt laut: „Bir, iki, itz, hert, rest, alti, ini, sigi, tnhus, un ..."

Die Kinder bemerken mich, unterbrechen das Spiel und betrachten mich neugierig.

Stille ringsum. Ab und zu erscheint an einem Fenster eine karaitische Frau, entfernt sich aber sofort, wie ich sie ansehe. Ich finde die gebräunten Gesichter mit den schwarz-braunen Augen und spitzen Nasen unschön.

II.

In der Karäersynagoge.

Ich bin vor der Synagoge angelangt. Das Gebäude ist hoch und macht einen guten Eindruck. Es ist mit fünf Kuppeln und drei Davidwappen geschmückt, und über den Fenstern befinden sich hebräische Aufschriften.

Ich trete durch den Hof ins Vorhaus und bleibe überrascht an der Tür stehen. Der erste Eindruck ist ein mächtiger. Auf der Decke sind die zwölf Himmelskreise bildlich dargestellt, mit Zitaten aus den Propheten. Die Wände sind mit Kapiteln aus dem Gebetbuch in hebräischer Quadratschrift überladen. Gegenüber der Tür steht die Bundeslade und darüber sind zwei Marmortafeln mit den zehn Geboten angebracht.

Aus jedem Winkel des Bethauses strömt jüdischer Geist — nur grell und verzerrt ...

Vor der Bundeslade betet der Chacham, in einen großen Gebetmantel gehüllt. Bald schreit er laut und bald ist seine Stimme leise und traurig, bald kniet er nieder und bald fällt er mit dem Gesichte zur Erde und schlägt sich mit der Faust in die Brust.

Aus den Ecken dringen halblaute Stimmen zu mir. Dort beten sieben bis acht Personen, an Gebetpulte gelehnt. In einer Ecke steht eine Bank für alte oder schwache Personen.

Die klagenden Laute zittern durch den weiten Raum und in mir erwacht Mitleid mit diesen Einsamen, die durch ein tragisches Geschick von ihrem Volk losgelöst sind ...

Ich trete ein und nähere mich einem Beter: „Verzeiht, daß ich Euch im Beten störe," rede ich ihn in der Landessprache an. „Ich bin fremd hier und wollte Eure Synagoge sehen. Ihr betet anders als die Juden."

Der Karaite unterbricht sein Gebet und erwidert:

„Dank, gnädiger Herr, für das Interesse. Verzeiht, wenn ich Euch bitten muß, den Stock ins Vorhaus zu stellen und den Rock zuzuknöpfen. So darf man unsere Synagoge nicht betreten, die im gleichen Rang steht mit dem Tempel Salomos ..."

Ich beeile mich, seiner Aufforderung Folge zu leisten, und nun beantwortet er meine Frage:

„Wir sind keine Juden, sondern eine besondere Sekte. Unsere Gebete sind ganz anders. Die Sprache ist richtiges Hebräisch, fehlerlos und nicht in der lächerlichen Aussprache der Juden."

„Dann unterscheidet sich auch euer Glaube vom Glauben der Juden?"

„Wir sind die wirklichen ‚Jisraelim' und die wahren An-

hänger der Thora, während die Juden ganz in ihrem Talmud aufgehen."

Der Karaite ergeht sich in Angriffen auf den Talmud. Wir sprechen noch eine Weile. Dann entschuldigt er sich:

„Gnädiger Herr, ich bin kein Gelehrter, aber nach dem Beten könnt Ihr unsern Chacham sprechen. Er wird Euch alles erklären."

Das Gebet ist bald zu Ende. Die Karaiten entfernen sich langsam, nur der Chacham bleibt zurück und sagt noch einen kurzen Abschnitt aus einem Gebetbuch her.

Als er damit fertig ist, nähere ich mich ihm.

„Verzeiht, ehrwürdiger Chacham," rede ich ihn jüdisch an, „daß ich in dieses Gotteshaus eingedrungen bin. Ich komme aus der Ferne und war neugierig, die Nachkommen der alten Hebräer zu sehen."

„Schalom Alechem," sagt der Chacham und reicht mir die Hand. Dann erwidert er, ebenfalls jüdisch: „Seht Euch nur alles nach Belieben an. Wir haben keine Geheimnisse. Wir und die Juden glauben an dieselbe Thora." Er zeigt mit der Hand auf die Bundeslade und auf die Gebetbücher, die umherliegen.

Auf einem Gebetpult liegt eine karaitische Handschrift. Ich frage, ob das Buch auch gedruckt vorhanden ist.

„Ja, — aber weil unsere Bücher sehr teuer sind, lassen wir auch saubere Handschriften, hebräische und karaitische, herstellen."

„Was für eine Sprache ist eigentlich die karaitische?" frage ich den Chacham.

„Es ist ein türkisch-tatarischer Jargon. Als unsere Vorfahren aus der Türkei nach der Krim auswanderten, nahmen sie viele tatarische Ausdrücke in ihr Türkisch auf. Dieser Mischsprache bedienen wir uns nun bis auf den heutigen Tag,

genau so wie die Juden den deutsch-jüdischen Jargon beibehalten haben."

„Und lernt ihr auch hebräische Grammatik!"

„Natürlich," ruft der Chacham. „Wir lieben die heilige Sprache der Propheten. Und um sie gründlich zu erlernen, müssen wir doch ihre Grammatik kennen."

Wir kommen auf die karaitische Sekte als solche zu sprechen. Der Chacham gibt nur ausweichende Antworten. „Wir glauben an die Heilige Schrift ohne jede Auslegung," erwidert er kurz. „Wir haben die wahre Überlieferung . . ."

Ich blättere in einem Gebetbuch und finde den Priestersegen.

„Wer spricht den Segen der Kohanim bei euch!" frage ich.

„Wir alle," erwidert der Chacham.

„Seid ihr denn alle Kohanim!"

„Wir haben keinen einzigen Kohen in unserer Sekte und darum muß jeder von uns den Segen selbst sprechen," erklärt er mir und sucht mir zu beweisen, daß die Karaiten „Jisraelim" und keine Kohanim sind. „Unsere Gegner verbreiten, daß wir von den Kohanim abstammen. Aber die Chassidim, diese jüdischen Fanatiker und Finsterlinge, behaupten vieles von uns, was ganz und gar nicht den Tatsachen entspricht . . ." Der Ton seiner Stimme ist heftig geworden.

„So scheint also der jahrhundertealte Streit zwischen Juden und Karaiten noch immer nicht zu Ende zu sein."

„Was können wir dafür, daß sich unsere Vorfahren vom Judentum losgesagt haben," erwidert der Chacham.

„Glaubt Ihr, daß sich die Karaiten noch einmal mit den Juden vereinigen werden!"

„Wenn der Messias kommt, dann werden alle religiösen Streitigkeiten aufhören und Israel wird ein großes Volk sein," gibt der Chacham zur Antwort. Seine leuchtenden Augen sagen mir, daß er noch nicht alle Hoffnung auf die Zukunft des Karäertums aufgegeben hat.

„Und wie ist euer Verhältnis zu den Christen?“ frage ich zum Schluß.

„Wir leben friedlich nebeneinander. Die Christen haben die Macht, aber bei uns ist die Wahrheit. Wir leben ganz nach den Geboten der Heiligen Schrift und suchen Frieden mit unseren Nachbarn. Noch nie war ein Karaite wegen Beleidigung oder Gewalttätigkeit angeklagt. Auch gibt es keine Trunkenbolde in unserer Gemeinde. Wir leben nach den Worten der Heiligen Schrift, und der Ewige wird mit uns sein und Er wird uns erhalten und stärken, bis die Worte des Propheten wahr werden, der da sagt: ‚Eine Sprache wird alle Völker verbinden und ein Gott wird über allen Völkern sein.‘“

Bei diesen Worten hellt sich das Gesicht des Chacham auf. Man sieht, er hat die feste Überzeugung, daß die Wahrheit bei ihm ist, und er kennt die Kraft, die die kleine karaitische Sekte in ihrer Eigenart erhalten hat.

III.

Eine Karaitenhochzeit.

Ich lernte in Halicz einen jungen jüdischen Theologen kennen, der in Wien studierte und nun die Ferien in seinem Heimatstädtchen verbrachte. Er war ein guter Kenner des karaitischen Lebens, das er von Jugend auf zu beobachten Gelegenheit hatte.

„Der Zufall ist Ihnen günstig,“ sagte er. „Sie können heute abend einer Karaitenhochzeit beiwohnen.“

„Ist das ein so seltenes Ereignis?“ fragte ich.

„Es vergehen oft Jahre, bis eine Hochzeit in der Karaitengasse stattfindet,“ erwiderte er. „Die Auswahl ist zu klein. Einen Bräutigam oder eine Braut anderen Glaubens zu wählen gilt als große Schande. Darum gibt es auch viele alte Jungfrauen und Junggesellen bei den Karaiten. Außer-

dem sind die Karaitenfrauen fast durchwegs häßlich, und so kommt es häufig vor, daß Karaiten in wilder Ehe mit nichtkaraitischen Frauen leben. Die Kinder, die solchen Verbindungen entstammen, sind dann natürlich keine Karaiten. Scheidungen sind mit großen Schwierigkeiten verbunden und werden fast nie vorgenommen. Alles dies trägt sehr viel zum Verfall der karaitischen Sekte bei . . ."

Am Abend ging es in der Karaitengasse sehr lebhaft zu. Festlich gekleidete Kinder treiben sich auf der Gasse herum. Da steht auch ein ärmlich gekleideter Junge, der ein rotes Fes auf dem Kopfe trägt. Wohl die Kopfbedeckung einer früheren Generation. Junge Mädchen kaufen in den Geschäften Bänder und Handschuhe ein, die Frauen besorgen sich neue Strümpfe und junge Leute versorgen sich mit neuen Kragen und Krawatten. Auch viele Männer sind auf der Gasse. Sie tragen neue Pelzmützen zur Feier des Tages.

Im Hause der Braut werden Vorbereitungen zur „Toi" (Hochzeit) getroffen. Die „Litnike" (Hochzeitskleider) sind fertig und werden herumgezeigt. Die Mutter der Braut zeigt auch den Gästen den schönen Teppich, den sie ihrer Tochter gekauft hat.

Auf der Gasse, die sonst still und tot ist, herrscht jetzt reger Verkehr. Man sieht überall fröhliche Gesichter. Alles freut sich darüber, daß eine neue Familie zuwächst.

In der Nähe der Synagoge ist die Bewegung noch stärker. Männer und Frauen, Juden und Christen — geladene Gäste und müßige Zuschauer — drängen sich am Eingang und warten auf die Ankunft des Bräutigams und der Braut.

Es ist fast Mitternacht, und die Hochzeitsfeier hat noch immer nicht begonnen. Die Karaiten warten, bis sich die fremden Zuschauer verlaufen haben. Doch nun warten nur noch erwachsene Leute, und die werden nicht müde, noch länger dazustehen, um nur Zeugen des seltenen Ereignisses zu sein.

Endlich kommt ein Karaite, sperrt die Tür zur Synagoge

auf und zündet alle Kerzen in den Hängeleuchtern an. Das Licht ergießt sich überall hin; von der Bundeslade irrt es zum Almemor, verliert sich dann zwischen den Gebetständern und kriecht an den Wänden bis zu den Bogenfenstern hinauf. Von dort fällt es auf die Gasse, und nun beginnt draußen das Gedränge. Alles strömt in die Synagoge und jeder sucht nach einem Platz, von dem er am besten sehen kann . . .

Zwei Karaiten spannen den Traubaldachin über dem Almemor auf. Es tritt weihevolle Stille ein. Man meint aus der Ferne das Schlagen von Engelsflügeln zu hören . . .

Endlich ist der erwartete Augenblick da. Frauen in seidenen Kleidern, mit brennenden Kerzen in den Händen, betreten die Synagoge. Jetzt erscheint auch das Brautpaar. Die Braut trägt ein weißes Seidenkleid und einen weißen langen Schleier, der Bräutigam einen schwarzen Frack und eine weiße Krawatte.

Beim Eintritt in die Synagoge kniet das Brautpaar nieder. Dann erheben sie sich und treten unter den Baldachin.

Der Chacham empfängt sie mit dem hebräischen Liede: „Es freue sich der Bräutigam mit seiner Braut — Es freue sich die Braut mit ihrem Bräutigam . . .“ Zum Schluß stimmt die ganze Gemeinde laut in den Gesang ein.

Dann liest der Chacham aus einem Buche verschiedene hebräische Gebete vor, die Gemeinde murmelt manche Sätze mit. Während des Rezitierens beschüttet der Chacham die Köpfe des Brautpaares mit Asche und Hafer. (Asche zum Zeichen der Trauer um die Zerstörung des Tempels und Hafer als Symbol der Fruchtbarkeit.)

Nun wird es ganz still, und dann liest der Chacham aus einem Papier etwas in karaitischer Sprache vor. Die Christen und Juden, die kein Wort Karaitisch verstehen, flüstern leise miteinander. Sie finden die sonderbaren Hochzeitsgebräuche komisch. Die Gebete und das Vorlesen dauern lange und wirken ermüdend.

„Was wird hier vorgelesen?“ fragte ein Jude einen alten Karaiten.

„Das ist wie bei euch die Kßubo (der Hochzeitskontrakt),“ erwidert dieser.

Ein Karaite reicht dem Chacham einen vollen Becher Wein. Der Chacham spricht hebräisch den „Hochzeitssegen“, und wie ein Echo aus alten Tagen aus weiter Ferne tönt es, als er die Worte sagt: „Möge in den Städten Jehudas und in den Gassen Jerusalems wieder gehört werden die Stimme der Freude und die Stimme des Jubels.“

Die Eltern der Braut stehen neben dem jungen Paar. Liebe und Hoffnung strahlen aus ihren Augen.

Der Chacham legt seine Hände auf die Köpfe der Brautleute und segnet sie. Dann nimmt er einen Ring, steckt ihn der Braut an den Finger und sagt dem Bräutigam die Trauungsformel vor: „Ich habe dich mir rechtlich angetraut.“

Das Brautpaar kostet vom Wein, und die Zeremonie ist zu Ende. „Masol tow“*) ruft man von allen Seiten. Alles schreit durcheinander und drängt zum Ausgang. Die Karaiten begleiten das junge Paar nach Hause. Dort findet das Hochzeitsmahl statt und die Unterhaltung währt bis zum frühen Morgen ...

Mitternacht ist längst vorbei. Wir spazieren aber noch lange durch die stillen Gassen. Der Mond scheint hell und die Häuschen stehen da und scheinen zu schlafen.

„Ist auch die Leichenbestattung bei den Karaiten anders als bei den Juden?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Der Tod gab den Karaiten seit jeher viel zu schaffen,“ erwiderte er. „An einer Stelle der Bibel wird die Berührung eines toten Körpers als die größte Verunreinigung betrachtet. Die Karaiten nahmen nun dieses Gebot sehr genau und

*) Glückwunsch.

waren nun auf jüdiſche Leichenbeſtatter angewieſen. Dieſe ließen ſich aber ihre Mühe ſehr teuer bezahlen ...

Im Jahre 1839 ſtarb Samuel Leonowicz, der Bruder des Chachams Joſef Leonowicz, ein wohlhabender und ſehr geachteter Mann. Die Diener der ‚Chewra Kadiſcha' ſtellten damals ein ſehr hohe Forderung. Dieſes Vorgehen rief bei den Karaiten große Erbitterung hervor und ſie beſtürmten den Chacham, daß er Rat ſchaffe. Der Chacham ſah ſich nun genötigt, zu erlauben, daß die Karaiten ſelbſt ihre Toten beſtatten, doch ſollten nur zwei Männer dabei beteiligt ſein. Und ſo iſt es bis auf den heutigen Tag geblieben. —

Wenn ein Karaite ſtirbt, werden zu Häupten und Füßen des Leichnams viele Kerzen angezündet. Wenn der Tote zu Grabe getragen wird, verſammelt ſich die ganze Gemeinde. Die Männer ſchreiten vor dem Sarge und die Frauen hinter demſelben."

„Glauben Sie an die Zukunft dieſer eigenartigen Sekte!" fragte ich.

„Nein! Die Religion hat bei den Karaiten ihre Macht eingebüßt. Die gebildeten Karaiten, die ſich früher mit hebräiſcher Literatur beſchäftigten und denen die Bibel hoch und heilig war, ſchwärmen heute von fremden Sitten und fremden Kulturen. Zur ohnehin geringen Fruchtbarkeit geſellen ſich das Junggeſellen- und Jungfrauenunweſen. Auch Übertritte zur chriſtlichen Kirche ſind nichts Seltenes mehr. Die Gemeinde wird raſch zuſammenſchmelzen. Der Chacham iſt ſich der Lage bewußt und ſprach es ſchon einmal aus, daß den Mitgliedern der ausſterbenden Gemeinden in Galizien und Litauen nichts übrigbleiben werde, als nach der Krim auszuwandern und ſich dort mit ihren Brüdern zu vereinigen ..."

So wird ein vielhundertjähriges Ringen enden müſſen ... Noch ein vergilbtes Blatt in der Völkergeſchichte!

Die Tat.

Eine Legende von David Rothblum, Wien.

Klonimos Kalman war ein Sprößling großer Ahnen. Einer seiner Urgroßväter hatte sogar das Glück, dem heiligen Balschem zu Füßen zu sitzen und aus seinem Mund Worte tiefster Wahrheit und reinsten Glaubens zu vernehmen. Sein Urgroßvater und sein Großvater, die er noch persönlich kannte, waren Säulen der Diaspora, Leuchten, die Israel um sich versammelten. Sie standen im Rufe der Heiligkeit, verübten Wundertaten an geistig Kranken und körperlich Gebresteten, spendeten Trost den Mühseligen und Beladenen, die da zu ihnen kamen aus allen Enden der Erde. Selbst sein eigener Vater, den ein trauriges Geschick in der Blüte seines Lebens knickte, war ein wahrhaft Großer. Obwohl er nie die Gemarken der kleinen Gemeinde, deren Judenschaft er vorstand, verlassen hatte, drang sein Name in die weiteste Welt und ward, wo nur zwei rechtgläubige Juden zu finden waren, genannt. Mehr als seine Heiligkeit war seine Wahrheit im Munde aller. Und nicht zuletzt seine Güte. Der Vater des Klonimos Kalman, war ein geflügeltes Wort im Munde der Juden, war die zu Fleisch gewordene Güte, ein Bestandteil der Schechinah selbst. Dieses göttliche Element aber war durch ihn ganz erschöpft und fand in ihm den höchsten irdischen Ausdruck.

Er aber, Klonimos Kalman, war weder ein Großer noch ein Heiliger. Das wußte er. Er lebte lediglich vom Ruhme seiner Vorfahren, und das Licht, das er ausstrahlte, war nur ein Reflex ihrer unvergänglichen Sonnen. Das wußte er. Er richtete wohl sein Dasein nach den strengen Satzungen der schriftlichen und mündlichen Lehre ein. Die Tiefen des Talmuds waren seinem Geiste nicht unergründlich und der schaurige, sinnenerschütternde Mythos der Kabbala war ihm ganz und gar nicht fremd. Aber ihm ward versagt der hohe Flug der Seele, der den Menschen über das Sein stellt. Es fehlte ihm die Fähigkeit des Selbstverleugnens, des Selbst-

vergeſſens, die Fähigkeit, im All unterzutauchen und der Ekſtaſe teilhaftig zu werden. Er ſpürte in allem und jedem die Umgebung, ihren Einfluß und ihr Urteil. Sie laſtete einer bleiernen Kugel gleich an ſeinen Füßen und hemmte das frohe, freie Erheben in die Lüfte. Sooft er es verſuchte, mußte er es dennoch unterlaſſen, in der Erkenntnis, daß ſein Wille ſtärker ſei als ſeine Kraft, einem Adler gleich, dem die Schwingen verſagen. Auch in den Tiefen ging es ihm nicht gut. Sein Glaube an den Mythos war nicht ſtark genug, als daß er ſich eins fühlen könnte mit all jenen geheimen Dämonen und dunklen körperloſen Weſen, die ihn in der Kabbala umfingen. Störte ihn in den Höhen die Umgebung, ſo war es in den Tiefen ſein eigenes Ich, das ihm am Aufgehen in der Myſtik hinderlich war. Klonimos Kalman war eben kein Heiliger. In ſtillen Abenden, wenn der Tag zu Ende war und die Nacht aus geheimnisvollen Erdentiefen heraufgeſchlichen kam, ging er längs des Ufers des leiſe dahinrauſchenden Pruths und dachte über ſich nach, als wollte er den großen Geiſt des Baalſchem, der hier mit der ganzen Kreatur Zwieſprach gehalten hatte, gewaltſam heraufbeſchwören, beſtrebte er ſich, den ganzen Staub irdiſcher Mühſal abzuſchütteln und dem hoch über den Waſſern gewölbten Himmel das große Geheimnis ſeiner Ahnen zu entlocken. Nicht der Himmel und nicht die Sterne vermochten ihm was zu ſagen. Er empfand einen Neid gegen ſeine Väter, die in der Legende fortlebten und von dem Munde kleinſter Judenjungen, kaum daß ſie einige hebräiſche Worte zu ſtammeln verſtanden, genannt wurden.

Sein Los war es nicht, nach ſeinem Tode fortzuleben. An ſolchen Abenden fiel ihm regelmäßig ein Wort ſeines Vaters ein, das Wort von der Tat. Samstag, bei der dritten Mahlzeit, die ſich gewöhnlich bis zum Sabbatausgang hinzog, pflegten ſich die Getreuen um den Tiſch des Seligen zu

sammeln und den Erzählungen, Enthüllungen oder Weisheitsregeln gleich verkündeten Offenbarungen mit verhaltenem Atem zu lauschen. Ob er ihnen nun die geheimen Schleier der Bibel lüftete, oder aber seine Visionen enthüllte, ob er Worte der Kabbala sprach, oder gemeinverständliche Thora sagte, immer und immer wieder kehrte jenes Wort von der Tat zurück. Es war wie ein Leitmotiv seiner Symphonien. Nicht alle Gläubigen haben es verstanden, jedoch alle haben es bewundert und einem jeden von ihnen klang es irgendeinmal, irgendwo in irgendeiner Lebenslage, wie der Ton einer vergessenen Melodie, in der Seele nach.

Das Wort von der Tat. Er pflegte zu sagen: „Jeder Mensch, selbst der Geringste an Wert kann es innerhalb seiner Fähigkeiten und des ihm von Gott gezogenen Kreises zur Vollendung bringen. Es müsse nur sein ständiges Streben sein, diese für ihn höchste Stufe zu erklimmen. Er wird dann, gleich einem mühseligen Wanderer, der nach nächtlichem Wege den Sonnenstrahl erblickt, sich plötzlich vor eine große Tat gestellt sehen, die den Höhepunkt seines Lebens bedeutet. Und er wird sie vollführen. Und nach dem Vollbringen wird er die beglückende Empfindung haben, daß sein Leben kein vergebenes war, daß er seinen Zweck erfüllt hat, daß er das Rätsel erraten hat, das ihm die Kreatur, indem sie ihn entstehen ließ, gestellt hatte." Er sagte: „Die Tat ist des Menschen Lebenswerk. Deswegen ist sie mit Andacht, Selbstverleugnung und restlosem Aufgehen im Zwecke zu vollbringen. Darum kann sie sich in den kleinsten Lebensverhältnissen, ja sogar mit den kleinsten Mitteln offenbaren. Der Rabbi von Sbarasch hat einmal den Diebstahl eines Juden auf sich genommen und an seiner Statt die Strafe verbüßt. Das war eine Tat. Bis zu seinem Tode glaubte man, er habe wirklich in einer sündhaften Anwandlung gestohlen; es hat ihm nicht geschadet. Der Heilige von Berdischef nahm einen Aussätzigen in sein

Haus und pflegte ihn gesund. Rabbi Senior Salman sühnte im Kerker die verruchte Tat seiner Anzeiger dadurch, daß er einen Mörder, der mit ihm die Zelle teilte, zum Judentum bekehrte. Der Mann hat dann ganze Bauerndörfer dem wahren Glauben zugeführt. Wenn der Mensch seiner Lebenstat plötzlich gegenübertritt, darf er Satzungen überschreiten und Gebote übertreten, darf den Sabbat und den Jomtow nicht scheuen, denn dann steht er wie eine Majestät außerhalb aller Vorschriften und über dem Gesetz. Die Tat, die gemeint wird, muß den Übenden, soll sie ihn befreien, wie mit Feuerzangen packen und mit Ekstase füllen.

Nicht die Liebe allein ist's und nicht das Mitleid, die sie gebären, sondern die aus Sehnsucht und Demut entstehende Kawanah. Deswegen ist ein Rabbi Amnon, der der Religion zu Ehren sich die Zunge aus dem Halse reißen ließ, und ein Rabbi Akiba, der das Werg vom Holzstoß entfernte, um besser zu verbrennen, nicht höher zu werten als ein Balschem, der armen Leuten den Sabbat in Freude zu feiern verhalf. Denn sie alle vollführten ihre Tat. Wer das nicht versteht, suche die Einsamkeit auf, um die Erleuchtung auf sich herabzuerflehen."

Derlei Worte erklangen immer und immer wieder in den Ohren Klonimos Kalmans, wenn er sich des Nachts an den Ufern des Pruths erging. Er war kein Großer und kein Heiliger, er war kaum ein Landwirt, der sein Korn dem Händler zuführte und vom Ertrage seiner Arbeit sich und seine Familie erhielt. Aber Gott segnete sein Werk, seine Scheuern waren voll, sein Gefilde erträgnisreich und sein Vieh gesegnet. Er konnte sich einen reichen Mann nennen und war auch, das fühlte er, am Geiste nicht arm. Was ist das aber für ein Leben, verglichen mit dem der Ahnen! Wo ist seine Tat! Ist es denn möglich, daß er hierzu bis jetzt keine Gelegenheit fand! Wo ist der Mensch, den er glücklich machte! Was bedeuten die Almosen, die er verschenkt, die Familien, die er

mit Gaben bedenkt! Gibt es auch nur eine Seele, für die er nicht etwas, sondern alles zu bedeuten hätte! Konnte er bis jetzt seinen künftigen Ruhmeskranz flechten oder auch nur ein Blatt für seine Legende schaffen!

* * *

In Klonimos Kalmans Hause lebte ein gar sonderbares Geschöpf. Es war dies ein Mädchen von ungewöhnlicher Häßlichkeit, die weder zur Familie noch zum Hausgesinde gehörte und doch seit je im Hause gesehen wurde. Man kannte weder ihre Heimat noch ihre Abstammung. Sie hatte keine Geschichte, war aber immer zugegen, so daß man schließlich sich mit ihr wie mit einer Tatsache abfand und sich weiter keine Gedanken über ihr Erscheinen machte.

Und doch war die Geschichte ihres Lebens ganz und gar merkwürdig. Sie war die Tochter eines reichen russischen Kaufmannes, den ein grausames Geschick verfolgte. Seine Frau gebar ihm sechs Kinder, von denen keines das fünfte Lebensjahr überschritten hat. Die kleinen unschuldigen Wesen wurden dahingerafft, wie wenn sich alle finsteren Mächte gegen sie verschworen hätten. In seiner Not wandte sich der Kaufmann zum Vater Klonimos Kalmans um Hilfe und Rat. Dieser befahl ihm, das nächste Kind ihm, dem Rabbi, zu schenken und aller Rechte auf den Nachkommen zu entsagen. Der Rabbi hoffte, es werde ein Junge sein, und er wollte ihn den Verlockungen der Erde entziehen und Großem entgegenführen. Der Kaufmann tat in solenner Form in Talith und Tefilim angetan das Gelübde. Dann eilte er heimwärts und erzählte das erschütternde Ereignis seinem Weib, die den Mann um seiner Tat willen lobte. Es wurde aber ein Mädchen! Trotzdem hielt er Wort und brachte sie dem Rabbi. Dieser, fürchtend, die Wut der Mächte auf das Kind zu lenken, übernahm es in seine Obhut. Es war sein strengstes Geheimnis, das er weder

seinem Sohn noch seinem Weib lüftete. Gleichsam als wollte er es nicht bloß vor den unsichtbaren bösen Dämonen, sondern auch vor den Menschen bewahren. Der alte Rabbi starb, sein Weib folgte ihm nicht allzuspät ins Grab und die kleine Lea ging mit dem ganzen Hausrat auf den Sohn über.

Das Mädchen ward groß im Hause und wußte, daß es nicht hineingehört, mehr war ihm nicht bekannt. Es fragte aber nicht und forschte nicht nach dem Ursprung seines Lebens, denn wo es auch anklopfte, fand es keinen Bescheid, sie lebte daher in den Tag hinein, unbekümmert um ihre Abstammung und sich begnügend mit dem, was der Alltag in diesem frommen Hause brachte.

Allein mit zunehmenden Jahren nahm ihr Leben eine peinliche Wendung. Sie ward häßlich, immer häßlicher, gar merkwürdig gestalteten sich die Formen ihres Leibes und ihr Gesicht wirkte erschreckend. Selbst in diesem Kreise, wo man zum höheren Ruhme Gottes lebte und auf die Äußerlichkeiten dieser Welt nicht besonders bedacht war, entsetzte man sich beim Anblick dieser weiblichen Gestalt.

Lea war von besonderer Güte und von ihrer frühesten Jugend von weiblich zarten Empfindungen. Sie liebte ihre Umgebung und umgab alles mit hingebungsvoller Zärtlichkeit. Sie war sich ihrer körperlichen Beschaffenheit bewußt und blickte sorgenerfüllt in die Zukunft.

Die Frau des Klonimos Kalman sprach oft mit ihr über kommende Tage. Sie versuchte in frommer und gottergebener Art ihr ein künftiges Bild zu machen an der Seite eines wohlgeratenen Mannes. Lea aber verzweifelte an kommendem Glück und sagte halblaut vor sich hin, so daß es wie ein Seufzer klang, „daß ihr Ähnliches nicht beschieden sei"! Und doch sehnte sie sich nach Liebe und Glück. Nicht mit der Leidenschaft, mit dem Feuer, der Gewalt eines weltlichen Mädchens, sondern

mit der ſtillen unſagbar melancholiſchen Sehnſucht einer weltfremden, abgeſchiedenen Jungfrau, in der die von Gott geſchaffenen Keime zur vollſten Blüte und Entwicklung gedeihen. In ihrer naiven Weiſe machte ſie daraus der Frau Jochebed gegenüber kein Hehl, ſie ſagte es unumwunden heraus, daß gerade das Glück, an dem ſie verzweifle, ihre Träume bilde in den Nächten und ihr Denken und Trachten an allen Tagen. Sie wage nicht zu glauben, und dennoch ſehe ſie ſich ſtets an der Seite eines Mannes mit einem Kinde auf dem Arm. Ja das Kind — das iſt es, was ſie packt, an ihr zerrt und reißt und ſie aus ihrem Lebensgeleiſe zu ſchleudern droht. Sie werde ſchwach und es rieſle ihr wie Glut durch die Adern, wenn ſie das Kind in ihrer Phantaſie erblickt. Jetzt wiſſe ſie es, nicht der Mann iſt's, der ſie gefangennimmt, ſondern das Kind. Für ein eigenes würde ſie bedenkenlos alles hergeben, was ihr eigen war. Das höchſte, allerhöchſte Erdenglück einer Frau liege in ihrem Kinde. Nein, es iſt kein Erdenglück, ein himmliſches iſt's zu nennen.

Bei derlei ungewohnten Worten einer Jungfrau zog ein leiſer Schrecken in Jochebeds Herz und es überflog ſie ein Zittern, deſſen ſie ſich nicht erwehren konnte. Auch ein Gruſeln überkam ſie, wenn ſie der Sprechenden ins Geſicht ſah, das rot und röter wurde, um gleich einer Fackel zu leuchten. Sie erzählte ihre Erlebniſſe mit dem unheimlichen Mädchen ihrem Manne, der ſich das ernſte Ziel ſteckte, ſie zu verheiraten.

Allein es ging nicht: ſie war zu häßlich. Jedermann ſchlug ſie aus, ſelbſt der Ärmſte und Letzte. Keiner konnte ſich mit dem Gedanken befreunden, dieſes von der Natur ſo mißgeſtaltete Weſen zu ſeinem Weibe zu machen. Wer ſie einmal ſah, kam nicht wieder. Sie war zu häßlich! Je mehr aber die Hoffnung ſchwand, ſie einem Mann anzutrauen, deſto mehr wuchs in dem Herzen des armen Mädchens, dem eine Mutter ein unſtillbares Verlangen vererbte, die Sehnſucht zu einer

Begierde, zu einem wahrhaften Orkane an. Klonimos Kalman und seine Frau befürchteten ein Unglück.

* * *

Als Klonimos Kalman eines Nachts gewohntermaßen an dem Ufer des Pruths seinem Werdegang nachgrübelte, fiel ihm plötzlich das in seinem Hause wohnende Mädchen ein und drängte sich ungestüm seinen Gedanken auf. Ihrer geheimen Herkunft wollte er nie nachforschen, denn es widerstrebte ihm und schien ihm pietätlos, den dunklen Wegen seines wie ein Gottesweſen verehrten Vaters nachzuwandern. Das Wort seines Erzeugers war ihm Befehl, dem er blind gehorsam folgte, ohne nach dem Grund zu fragen oder nach dem Zweck zu spähen. Diesmal aber wollten die Worte des Mädchens, die ihm seine Frau übermittelte, seinem Ohre nicht weichen. Er setzte sich ins Gras hart an dem Flusse und ließ die abendlich-grauen Fluten durch die Finger gleiten. Dieses Mädchen hat ein festes Ziel. Sie sehnt sich nach Liebe und nach einem Kinde, und doch hat die Natur sie so ausgestattet, als wenn sie für beides untauglich wäre. Das muß ein unerträglicher Schmerz sein, ein Jammer, zu groß für ein Menschenherz.

Ergeht es der armen Lea in ihrem Leid nicht so, wie ihm selbst? Freilich kann er dem Verlangen seiner Seele nicht diese klar umschriebene Form entringen wie sie; aber auch er schreit vergebens nach jener Tat, die ihn aus sich selbst befreien, ihn über sich selbst erheben und die Schicksalserfüllung seines Lebens werden soll. Während das Mädchen aber ihrem Schmerze Worte verleiht und sich einem lebenden Menschen anvertraut, durfte er das Geheimnis seines Sehnens nicht enthüllen. Wer von seiner Umgebung würde ihn verstehen? Woher die Beredsamkeit seines Vaters nehmen, der zu den Leuten in hehren und doch klaren Worten von der Tat sprach, der den gewöhnlichsten Mann aus den Tiefen des Alltages in

die lichteſten Höhen ſeeliſcher Stimmung wie auf Adlerſchwingen zu heben vermochte. Wo iſt der Quell, aus dem man all dieſe Kraft ſchöpft, die ſeinen Ahnen eigen war? Sein Vater ſagte, die befreiende Tat müßte ſich nicht auf weite Gebiete und auf viele Menſchen erſtrecken. Sie bedarf der ungeheuren Mittel nicht, um geübt zu werden. Es genügt, wenn man eine kleine, aber ganze Handlung ſetzt am richtigen Ort zur richtigen Zeit mit der ganzen Andacht, deren die Seele fähig iſt, mit dem Aufgebot des ganzen Willens, mit der Kawanah zu beglücken, zu retten, und wenn es ſich auch nur um ein winziges Weſen in des Schöpfers ſo großer, unfaßbarer, ungeahnter Kreatur handelte . . . Denn man kenne die Folgen einer ſolchen Tat nicht, die niemals ausbleiben.

Klonimos Kalman ließ in ungekannter Demut, die plötzlich über ihn kam, ſein Haupt ſinken und die Lider ſeiner Augen fielen zu; es ward finſter um ihn und ſtill. Ringsumher regte ſich nichts in der Natur, es ſang kein Vogel im Walde, es zirpte keine Grille im Graſe, der Fluß hielt inne im Lauf, Klonimos Kalman war es, als läge er in einer tiefen Mulde einſam, verlaſſen, weltentrückt auf dem Rücken ganz regungslos und ohne Leben. Über ſeinem Kopfe aber hörte er wie den Flügelſchlag eines mächtigen Aars, der langſam, jedoch ſtetig ſich zu erheben begann, und Klonimos Kalman ſchwebte längelang immer auf dem Rücken liegend ihm nach. Der Adler flog immer höher und höher, über Häuſergiebel und Bergesgipfel hinweg, Klonimos Kalman kam ihm nach. Endlich erglänzten ihm die Sterne des Himmels, in deren Mitte ein großer Feuerthron zu ſehen war, wie ihn Ezechiel beſchrieb. Auf dieſem ſaß in majeſtätiſcher Ruhe ein Weib. Er erkannte es ſofort, es war Lea. Kaum aber, daß er ihrer anſichtig ward, kamen kleine Engelchen auf Lilienſtengeln ſich wiegend hurtig herbeigeeilt und führten ihm das Mädchen entgegen. Der Aar hatte ſtill gehalten, nun aber begann er, ſo wie er ſich

erhoben, ſich wieder zu ſenken. Ihm folgte Klonimos Kalman jedoch nicht mehr allein, ſondern mit dem Mädchen an der Seite. Engelchöre begleiteten ſie auf der ſchwebenden Fahrt. Und wieder wurden Bergesgipfel ſichtbar und nach ihnen Stadttürme und Häuſergiebel. Und dann verfiel alles wieder in tiefſtes Schweigen.

Als Klonimos Kalman zu ſich kam, perlten große Tropfen auf ſeiner Stirn. Er atmete tief, ſchwer, wie um ſich von einer Beklemmung zu befreien. Dann tauchte er ſeine Hände in die Wellen des Pruths und wuſch ſein Geſicht. Jetzt ſah er ſich ſeiner Tat gegenüber. Er erhob ſich, es war tiefe Nacht. Der Himmel über ihm war ſchwarz und nicht heller das Waſſer an ſeiner Seite. Schweren und langſamen Schrittes ging er heimwärts.

Der Schatz der Armen.
Von Hans Ludwig Held.

Es geschah, daß Samuel, ein weitberühmter Talmudlehrer, an das Sterbelager seines Vaters gerufen wurde. Und da er vor dem Leichnam seines plötzlich vom Tode dahingerafften Vaters stand, weinte er lange vor bitterem Schmerz, und mit ihm beklagte eine große Gemeinde ihren besten Führer, und Hunderte von Armen klagten um ihn als ihren Fürsorger und Erhalter. Die Schriftgelehrten trauerten um ihn, als um den Vater ihres besten Genossen, der Tag und Nacht dem Worte Gottes nachforschte und es tief ergründete in seiner Seele.

Da Samuel den Leichnam in einem gewaltigen Trauerzug zur Erde gebracht hatte und die sieben Trauertage nach dem Gesetz in Trauer und Gebet erfüllt waren, versiegten allmählich die Tränen auf dem frischen Hügel des Toten, und man harrte im Volk mit Neugierde auf die Öffnung des Waisenschatzes, dessen Führung dem Toten anvertraut gewesen war. Denn alle hofften, daß die Weisheit und Redlichkeit des Verstorbenen eine große Summe Geldes für die Armen darinnen aufgespeichert hätte.

Welch Entsetzen aber befiel Samuel, den Gerechten, da er die Kasse geöffnet hatte und nicht ein Stück geringster Münze in ihr fand; vergebens suchte er nach einer Schrift, darauf vielleicht der letzte Wille seines Vaters gestanden wäre oder irgendeine Nachricht, die das Entsetzliche hätte erklären können. Die tödliche Krankheit aber war zu plötzlich über den Verstorbenen gekommen, als daß er es noch vermocht hätte, irgend etwas Schriftliches zu hinterlassen.

Fast bewußtlos und wie aller Sinne beraubt stand Samuel vor den Ältesten der Gemeinde. Er vermochte kein Wort der Entschuldigung über seine Lippen zu bringen, trotzdem er seit langem in die Geschäfte seines Vaters eingeweiht war. Freilich drohte ihm nicht die Gefahr der gerichtlichen Verfolgung, da er oft lange Zeit vom Hause seines Vaters abwesend

war und die Erforſchung der Schrift ihn jedem weltlichen Verkehr fernhielt. Genug aber war ihm das Bewußtſein, daß ſein Name vom Volke mit Verdacht beſchmutzt, auf den Straßen mit Hohn und Spott beworfen würde, und er fürchtete die Freude der Gottloſen, die nun auf allen Wegen ausgingen und die Hüter des Geſetzes mit dem Gifte ihrer Bosheit höhnten. Der ſchrecklichſte Gedanke aber, der ihn wie freſſendes Feuer in ſeiner Seele verzehrte, war der, daß die Armen und Waiſen im Glauben, ſie ſeien von ſeinem Vater um ihr Geld betrogen worden, dem Verſtorbenen über das Grab hinaus fluchten, daß ſeine Seele raſtlos umherwandern ſollte bis zum Tage des Gerichts.

Und da er viele Tage und Nächte ſchlaf- und ruhelos in ſeinem Schmerz umhergegangen war, wanderte er eines Tages hinaus auf das Leichenfeld vor der Stadt und warf ſich weinend vor dem Grabe ſeines Vaters nieder. Und da er lange ſeufzend und klagend über dem Grabe gelegen hatte, erhob er ſeine Hände gen Himmel und ſprach:

„Selig verklärter Geiſt meines Vaters, der du immer liebreich mich umſchwebſt an der Stätte deiner Ruhe, gar wohl kennſt du den Grund meines Jammers und meiner Klagen, die mich nicht ſchlafen laſſen Tag und Nacht. Darum erbarme dich meiner, geliebter Geiſt, und künde mir, warum du ſo Erſtaunliches getan haſt, daß die Zungen der Verleumder ſtill werden vor ſchwerer Scham und deine Gerechtigkeit wieder unter dem Volke leuchte, wie die Sonne hindurchbricht am finſteren Himmel.“

Still und ruhig lag aber das Grab vor Samuel, und nicht erſchien ihm der Geiſt ſeines Vaters, daß er ihm Erhörung ſeiner Bitten brächte.

Da es aber Nacht geworden war, ſchauerte ſein Herz von Furcht, und er verließ vergrämt und troſtlos die finſtere Totenſtätte.

Tag um Tag wanderte er hinaus, um immer von neuem den Geist seines Vaters zu beschwören. Oftmals zauberte sein fieberndes Gehirn ihm eine geisterhafte Erscheinung vor die Augen; wenn er aber dann, von freudiger Hoffnung erfüllt, näher trat, zerfloß dies alles wie Spuk, und das Grab, darin die Knochen seines verleumdeten Vaters moderten, lag still und unberührt wie zuvor.

Es geschah aber eines Nachts, als Samuel ermüdet und ohne alle Hoffnung von dem Grabe seines Vaters zurückgekehrt war, daß er über der Erforschung der Schrift, darin er Trost von seinem Leide suchte, einschlief, und daß seine Seele in diesem Schlaf ein wundersames Traumbild erblickte.

Ihm war es, als ginge er durch das Reich der seligen Geister, darüber die Auserwählten Gottes in noch höheren lichten Sphären glückselig und Jehova preisend schwebten.

Vor ihm aber standen die goldnen Tore des Paradieses weit auf, und er wandelte wie auf leichten Schwingen durch sie hindurch nach den himmlischen Gefilden, wo er die Seelen mancher ihm bekannten Verstorbenen erblickte, wie sie glücklich und verklärt, von dem Lichte Gottes hell durchflutet, wie leuchtende Sterne am Firmament erglänzten.

Da Samuel aber die Seligkeit dieser Seelen sah, fühlte er jauchzend den Geist der Freude in seinem Herzen und rief mit lauter Stimme durch die tönenden Räume des Paradieses:

„Sagt mir, ihr Seligen des Himmels, die ich dereinstens wohl gekannt auf Erden, wo die Seele meines Vaters nun in Freude geht in diesem seligen Reiche! Makellos wie ihr ist auch mein Vater hinweggeschieden von der Erde, daß er sich in Seligkeit vereine mit Jehova, seinem Gott.

Zeigt mir die Stätte seiner Seligkeit, daß ich Unglücklicher ihn endlich wiederfinde! Nur von ferne laßt mich ihn sehen, daß ihn mein Ruf erreiche; erkunden muß ich das Geheimnis,

das er mit sich in die Gefilde des Friedens nahm, da ihn der Tod so plötzlich von der Erde riß."

Da er so zu den Seligen des Paradieses gesprochen hatte, erhob sich von allen Seiten ein mächtiges Jauchzen und er hörte glücklich in seiner Seele:

„Abba, der Vater Samuels, weilt nicht in unserem Reiche. Größer, in Wahrheit, ist sein Verdienst als das Verdienst von uns allen. Hoch über uns schwebt er in Seligkeit und genießt des Lichts der höchsten Sphären."

Und mit einem Male erhob sich Samuel von den Gefilden des Paradieses und er durchschwebte die gewaltigen Räume des Himmels, bis er zur Seligkeit der Auserwählten kam, die ewig das Angesicht Jehovas schauen.

Und er schaute unter ihnen die Gestalt seines Vaters, und sein Antlitz schien wie die strahlende Sonne.

Da er aber, von tiefer Freude überwältigt, in die Arme seines Vaters stürzen wollte, griff er in das leere Nichts. Die Gestalt des Seligen war wie Nebel zerflossen; denn nur sein Geist erschien Samuel sichtbar unter der täuschenden Staubhülle, die bei der leisesten Berührung in Nichts verschwand.

Ihm aber war, als lächelte und weinte der Geist seines Vaters zugleich auf ihn, und er erschrak darob in seinem Herzen.

Und da er so schweigend und bestürzt vor dem Geiste seines Vaters stand, begann dieser zu ihm so zu sprechen:

„Fürchte dich nicht, Samuel, mein geliebter Sohn, weil ich weine vor deinem Angesicht. Kein weher Schmerz ist es, der da weint, weil du etwa ein Quent der Ehre deines Vaters vor der Verleumdung der Menschen vergessen hättest; denn zu wohl kenne ich deinen Wert und den Schatz, den ich der Welt in dir zurückgelassen. Aber darum weine ich, daß auch die Tage deines Lebens gezählt sind, und das Licht deiner Weisheit den Menschen bald erlöschen wird. Denn gar schnell

wirst du mir im Tode folgen, und es wird ob deines Sterbens eine große Trauer im Volke sein.

Daß ich aber lachte vor deinem Angesicht, geschah vor Freude, da ich deinen Lohn noch größer sehe als den meinen, und da du laut triumphieren wirst über alle vor dem Angesicht Jehovas."

Da er so gesprochen hatte, schwieg er eine Weile und fuhr dann in seiner Rede fort:

„Nun aber will ich dir mein Geheimnis kundmachen, daß du ruhig werdest in deiner armen Seele. Da ich beständig in Furcht vor Dieben und Räubern ging, vergrub ich kurz vor meinem Tode den Schatz der Armen und Waisen im Kellergemäuer unseres Hauses, daß er geschützt und sicher vor den Händen verbrecherischer Menschen liege.

Der Tod aber kam zu rasch über mich, als daß ich etwas Schriftliches hätte zurücklassen können; darum wuchs die Verleumdung über meinem Grab und durchstach dein Herz mit ihren scharfen Dornen.

Nun aber eile und suche in dem Keller unseres Hauses nach dem Gelde der Armen, daß wieder Ruhe und Friede werden in unserer Gemeinde."

Da kaum das letzte Wort verklungen war, erwachte Samuel von seinem Traum, und er erhob sich und machte sich eilig an das gebotene Werk. Und da er eine Weile gesucht hatte, fand er zwischen den Ziegeln der Mauer eine Nische, darin der wohlversiegelte Pack noch unerbrochen lag.

Und er machte sich voll Freude auf den Weg zu den Ältesten und übergab ihnen das viele Geld, das Abba, sein Vater, für die Armen gesammelt hatte.

Da aber der Schatz wiedergefunden war, erhob sich ein großes Geschrei im Volke, und sie priesen Abba, den Gerechten, und Samuel, den Lehrer, bis ans Ende ihrer Tage.

Sagen der Prager Juden.

Von L. Weisl.

Der fremde Reisende, der Libussas merkwürdige Stadt besucht, um da die riesenhaften Gebäude, die prachtvollen Paläste zu besichtigen, der wird gewiß auch jenem Teile der Stadt, wo die jüdische Bevölkerung noch vor dreißig Jahren beisammen wohnte, einige Aufmerksamkeit schenken, und er wird manches finden, was den Geschichtsforscher sowohl als den Geographen interessieren kann. — Unzählige Sagen knüpfen sich an die alten Synagogen, an die engen Gäßchen, und fast jeder Grabstein in dem großen alten Friedhofe bietet Stoff zu irgendeinem schauerlichen Märchen. — Der Prager Jude ist stolz auf seine Heimat — und auch der Ausländer hat hohe Achtung vor der Heiligenversammlung der weltberühmten königlichen Stadt Prag.

Alle die folgenden Sagen sind aus dem Munde der Alten traditionell auf die Nachwelt überkommen — sie seien dem geneigten Leser ganz treu übergeben.

Der Golem.

Diese Volkssage ist oft schon von verschiedenen Schriftstellern benutzt worden — und es scheint mir überflüssig, eine so bekannte Sage nochmals zu bearbeiten; damit man aber nicht glaube, ich hätte sie gar nicht gekannt, will ich sie hier nur in der Kürze anführen.

Unter der Regierung Rudolfs des Zweiten lebte unter den Prager Juden ein Mann namens Bezalel Löw, wegen seiner hohen Gestalt und großen Gelehrsamkeit der hohe Rabbi Löw genannt. Dieser Rabbi war in allen Künsten und Wissenschaften sehr bewandert, besonders in der Kabbala. Vermittels dieser Kunst konnte er Figuren, von Ton geformt oder von Holz geschnitzt, beleben, daß sie wie wirkliche Menschen alles verrichteten, was ihnen aufgetragen ward. — Solche selbstgeschaffene Domestiken sind viel wert, sie essen nicht, sie

trinken nicht und brauchen kein Gehalt; sie arbeiten unverdrossen, man kann sie ausschelten, und sie geben keine Antwort. Der Rabbi Löw hatte sich einen solchen Diener aus Lehm gebildet, ihm den Schem (Zauberformel) in den Mund gelegt und ihn damit belebt. Dieser gemachte Knecht verrichtete alle groben Geschäfte im Hause durch die ganze Woche: Holz hacken, Wasser tragen, Gassen kehren usw. Am Sabbat aber mußte er ruhen, deshalb nahm ihm der Herr den Schem aus dem Munde und machte ihn tot, ehe der Ruhetag eingegangen war. Doch geschah es einmal, daß der Rabbi dies zu tun vergaß und das Unglück war fertig. — Der Zauberknecht ward wütend, riß die Häuser nieder, schleuderte Felsstücke umher, entwurzelte Bäume und wirtschaftete fürchterlich in den Gassen. Man eilte, den Rabbi davon in Kenntnis zu setzen — aber die Verlegenheit war groß. — Schon war der Sabbat da, jede Arbeit, sie sei fertigend oder zerstörend, streng untersagt — wie also den Zauber lösen? Es ging dem Rabbi mit seinem Golem wie dem Zauberlehrling mit dem Besen in Goethes Gedicht. Zum Glück hatte man in der Altneusynagoge den Sabbat noch nicht eingeweiht, und da diese die älteste Synagoge in Prag ist, so richtet sich alles nach ihr, und noch war's Zeit, dem tollen Burschen den Schem zu nehmen. Der Meister eilte, riß dem Golem die Zauberformel aus dem Munde — der Lehmklotz stürzte und zerfiel in Trümmer. Von diesem Auftritte geschreckt, wollte sich der Rabbi keinen so gefährlichen Knecht mehr machen.

Von diesem wundertätigen Rabbi werden auch folgende Sagen erzählt: Als Kaiser Rudolf und sein Astrolog Tycho de Brahe einst dem Rabbi in seinem schlichten Hause einen Besuch machten, ließ der Rabbi die ganze Burg vom Hradschin in die Judengasse herabzaubern. Der Kaiser wunderte sich sehr darüber und beschenkte den Magier mit Gold und Ehre. — Einst kam dem Kaiser der sonderbare Einfall, er

wolle die Patriarchen und die Söhne Jakobs sehen, und verlangte, Rabbi Löw möchte sie aus ihren Gräbern zitieren. Eine harte Nuß für einen Kabbalisten; doch was tut man nicht alles einem so hohen Gönner zuliebe? Rabbi Löw willigte ein und versprach dem Kaiser, die Stammväter vorzuführen, mit der Bedingung jedoch, daß er nicht lache, er mag was immer sehen. Tag und Ort der Beschwörung ward bestimmt. In einem abgeschiedenen Saale der Burg wurde das Totenbeschwören vorgenommen. Die Väter, die Stammeltern kamen einer nach dem andern in ihrer wahren Gestalt, und der Kaiser staunte über die Größe und Kraft dieser Männer der Vorzeiten; denn jeder einzelne der Stammeltern produzierte sich mit seiner Eigenschaft. Als aber der schnellfüßige Naphtalie überstehende Kornähren und Flachsstengel daherschwebte, konnte sich der Kaiser nicht länger halten, er mußte lachen. Die Erscheinung war verschwunden, und die Wölbung des Saales senkte sich herab. Sie würde auch den Kaiser verschüttet haben, wenn Rabbi Löw sie nicht mittels der Kabbalakraft festgebannt hätte. Es soll noch heutigen Tages in einem Saale, der aber nie geöffnet wird, die herabgesunkene Wölbung zu sehen sein. Wenigstens ist dies die Sage unter dem jüdischen Volke.

In unserer aufgeklärten Zeit, wo man alles Wunderbare leugnet oder natürlich aufzuklären sich bemüht, wurde auch die Sage vom Rabbi Löw natürlich erklärt: Der hohe Rabbi Löw war nämlich ein geschickter Mechaniker, der sich einen Automaten verfertigte, das ist der Golem.

Man will ihm die Erfindung der Camera obscura zuschreiben, wodurch er den Kaiser täuschte; — kurz, der hohe Rabbi Löw war ein Tausendkünstler.

Meisel.

Der Name Meisel ist unter den Prager Juden mehr berühmt und hochgeschätzt als der Name manchen Rabbis, und er verdient es auch; denn nie hat ein besseres Herz in der Brust eines reichen Israelsohnes geschlagen, als das des wohltätigen, anspruchslosen Mordechai Meisel, nie war ein Mensch so wohltätig und bescheiden zugleich als er, und nie hat ein Jude so viel für seine Glaubensbrüder getan. — Er ist es, welcher die schmutzigen Gassen der Judenstadt auf eigene Kosten pflastern ließ, er erbaute das schöne Rathaus derselben. Zwei Synagogen, die Meisel- und Hochschule sind Werke seiner Mildtätigkeit. Die erste ist ein Prachtgebäude, von beiden Seiten mit Galerien, und ein Muster höherer Architektur. Auch das Badehaus für Frauen*) entstand durch seine Freigebigkeit. Das Armen- und Waisenhaus verdankt die Gemeinde der Wohltätigkeit dieses Edlen, und noch mehrere wohltätige Anstalten. Woher dieser Mann ein so unermeßliches Vermögen hatte, dies alles ausführen zu können, wird die Frage eines jeden sein, und folgende Sage mag den Aufschluß geben.

Vor mehr als zweihundert Jahren reiste der Primas, wie damals der Vorsteher der Gemeinde genannt wurde, nach einer Landstadt, einige Meilen von Prag entfernt — und da in den damaligen Zeiten noch keine regelmäßigen Straßen angelegt waren, so hätte man sich leicht verirren können; dieses geschah dem Primas auch wirklich, als er in der Abenddämmerung auf seiner Rückreise in einen dichten Wald kam und der Kutscher den rechten Weg nicht mehr sehen konnte. Er fuhr bald rechts, bald links, über Stock und Stein, der Wald wollte nicht enden. Plötzlich blieben die Pferde stehen, fingen an zu schnauben und bäumten sich, daß dem Kutscher und dem im Wagen sitzenden Primas angst und bange ward.

*) Nachmals die Josefstädter Volksschule, jetzt ein Kindergarten.

Beide sprangen vom Wagen, um die Ursache dieses unangenehmen Ereignisses zu erforschen — da erblickten sie in der Ferne ein kleines bläuliches Licht durch die Bäume schimmern, welches aber zusehends größer ward und zuletzt zu einem flammenden Berge heranwuchs, der die ganze Umgebung erleuchtete. Der Kutscher bebte vor Furcht und wandte das Gesicht von der Flamme ab. Rabbi Jizchak, so hieß der Primas, wunderte sich zwar über die Erscheinung, hatte aber keine Furcht, denn er war ein hochgelehrter und herzhafter Mann, wie ein Vorsteher dazumal sein mußte. Er ließ den Tieren die Augen verbinden und begab sich nach dem Orte, wo die Flamme loderte. Wie groß war sein Erstaunen, als er näher kam und zwei kleine kaum ellenhohe Männchen mit grauen, langen Bärten sah, welche emsig von dem glühenden Haufen Gold- und Silberstücke in kleine Säckchen füllten, ohne ein Wort zu sprechen oder auf den Ankömmling zu achten. Einige Zeit sah Rabbi Jizchak dieser angenehmen Beschäftigung der Kleinen schweigend zu; da aber das Spiel kein Ende nahm, fragte er: „Für wen füllet ihr diese Säcke?“ Sogleich ließen die Fleißigen, wie durch einen Zauber gebannt, die Händchen ruhen, der Haufen und die Säcke verschwanden, und nur noch einige Goldstücke glänzten zerstreut auf dem Boden. — „Nicht für dich,“ antwortete mit zorniger Gebärde eines der Männchen und verschwand. — „Sag du mir,“ sprach Rabbi Jizchak zu dem anderen Männchen, das immer noch schweigend stand, „für wen ist so viel Geld bestimmt?“ — „Für einen aus deinem Volke,“ antwortete dieses freundlich. „Du hast nicht wohlgetan, uns zu fragen, denn dadurch hast du dem Eigentümer viel geschadet.“ — „Kannst du mir nicht sagen, woher er ist, wie er heißt?“ — „Ich darf nicht.“ — „Kannst du mir auch kein Merkmal geben, woran ich ihn erkennen möchte?“ — „Keines.“ — „Um welche Zeit wird er diese Reichtümer erhalten?“ — „Wenn deine Tochter ver-

heiratet ist." — „Meine Tochter!" fragte staunend Rabbi Jizchak. „Wie kommt diese mit dem Wunderbaren in Beziehung!" — „Mehr, als du jetzt sehen kannst." — „So erlaube mir wenigstens, einige Stücke hier mitzunehmen." — „Eintauschen für ein anderes Geld kannst du sie, zum Schenken hab' ich nicht Macht." — Sogleich zog der Primas seinen Beutel, warf drei Goldstücke auf den Boden und klaubte dafür drei andere, ohne erst zu prüfen, ob sie vollwichtig seien. Er wollte noch einige Fragen tun, allein als er aufblickte, war alles verschwunden und Dunkelheit ringsumher; er kehrte daher zum Wagen zurück und beruhigte seinen Kutscher, daß die Erscheinung bloß ein brennender Kohlenhaufen gewesen sei. Die Pferde waren wieder ruhig, und nach einer kurzen Strecke lichtete sich der Wald. Die rechte Straße war bald gefunden, und mit Anbruch des Tages befand sich der Primas wieder in der Stadt unter seiner Gemeinde.

Hier erst wuchs seine Neugierde und die Lust, denjenigen zu erforschen, der unbewußt Eigentümer so vieler Schätze sei. Und da er trotz aller Gelehrsamkeit und Weisheit eines Vorstehers doch nicht den wahren Beglückten ausfindig machen konnte, so nahm er, wie es die Patriarchen oft getan, zur Fügung Gottes seine Zuflucht. Er wickelte die drei Goldstücke, jedes besonders, in ein Papier, und ließ eines davon von seinem Fenster im zweiten Stock herabfallen; er selbst beobachtete genau alle, die vorbeigingen. Obgleich das Haus in der belebten breiten Gasse stand, wo den ganzen Tag die wimmelnde Volksmenge hin und her vorbeiströmt, blieb das Goldstück doch unbemerkt bis gegen Abend liegen. Rabbi Jizchak zweifelte schon, daß es irgend jemand jetzt in der Dämmerung finden werde, und wollte es wieder heraufbringen lassen. In diesem Augenblicke hüpfte fröhlich und munter ein Gassenbube barfuß, in zerrissenen Kleidern, mit rußigem Gesichte die Gasse entlang und blieb vor dem Hause des Primas plötz-

lich stehen. Er schaute mit gar ängstlichen Blicken rechts und links, als fürchtete er, von jemand bemerkt zu werden. Auf einmal machte er einen Sprung, hob das Goldstück mit Heftigkeit von der Erde und lief wie ein scheues Reh davon. — Der Vorsteher schüttelte bedächtig den Kopf und sprach: „Das wird mir ein sauberer Millionär!“

Ganz unzufrieden über die grillenhafte Güterverteilung des Ewigen, schlief er des Nachts nur wenig und konnte den Morgen kaum erwarten, um das Schicksal abermals zu versuchen. Das zweite Goldstück ward auf dieselbe Stelle hingelegt, und siehe da — es kam der nämliche Gassenjunge und nahm es so wie gestern.

„Hm! Sonderbar!“ brummte der gelehrte Primas. „So einem liederlichen Jungen so viel Geld zu geben! Er versteht kein Geschäft, weiß nichts vom Handel, was kann der Kerl mit so vielem Gelde machen! Wozu soll's ihm! Doch unerforschlich sind die Wege des Herrn!“

Am dritten Tage ward auch das dritte Goldstück herabgeworfen, und richtig, der bekannte Junge holte auch dieses. Der weise Rabbi Jizchak zweifelte nun nicht mehr, daß dieser jetzt so elend und liederlich aussehende Junge einst den unzählbaren Goldhaufen im Walde bekommen würde. Er wollte nun auch wissen, ob denn dieser gemeine Junge wirklich so viel Reichtum vom Herrn verdiene. Zwar war es ihm nicht fremd, daß selten Reichtum mit wahrem Verdienste gepaart ist, daß größtenteils da, wo Vermögen und Güter wohnen, Tugend und Biedersinn nur Fremdlinge sind; aber ein so wunderbares, durch des Höchsten Fügung erworbenes Glück konnte seiner Meinung nach nur einem der tugendhaftesten Menschen beschieden sein.

Sogleich ließ Rabbi Jizchak den Meschores (Gerichtsdiener) vor sich kommen und befahl ihm, durch alle Gassen den Ver-

luſt dreier Goldſtücke auszurufen, und der Finder möchte nach dem Geſetze Moſes dieſelben dem Eigentümer zurückſtellen. — Damit wollte der Primas das redliche Gemüt und zugleich die Herkunft des Jungen, wenn dieſer ſeinen Fund wirklich zurückſtelle, erforſchen. Der Meſchores hatte kaum noch alle Gaſſen paſſiert, als ſich ſchon ein Junge beim Primas melden ließ. Er ward ſogleich vorgelaſſen, und es war derſelbe, welcher die Goldſtücke fand. Mit furchtſamer Miene trat er in das Zimmer. — „Was willſt du, mein Sohn!“ fragte mit Freundlichkeit der Vorſteher. — „Mekaſſe*)! (ſoviel als: Euer Gnaden!) Ihr habt drei Goldſtücke verloren, und ich habe ſie auf eine wunderbare Weiſe gefunden. Mir träumte nachts vorher, ich würde vor Eurem Hauſe Goldſtücke finden. Gern wollte ich nach Moſes Geſetzen den Fund ganz zurückſtellen, wenn ich nur mehr als zwei davon hätte!“ ſprach wehmütig der Junge, und löſte die Knöpfe eines Tuchzipfels, worin der Schatz eingebunden war. — „Wohin haſt du denn das dritte Stück gegeben!“ fragte Rabbi Jizchak. — „Meiner Mutter, die es ſogleich wechſeln ließ, um es im Handel zu verwenden. Sie will es aber auch zurückgeben, ſobald es nur möglich iſt.“ — „Schau, du biſt ein Narr!“ ſprach lächelnd der Vorſteher. „Hätteſt du nicht alle drei behalten können! Wer hätte dich verraten, da es doch niemand geſehen! Ich bin ein reicher Mann, der ſo eine Kleinigkeit leicht entbehren kann, und du wärſt damit glücklich.“ Lange ſchaute ihn verwunderungsvoll der Junge an, dann ſprach er mit frommer Begeiſterung: „Davor möge mich der Gott Iſraels behüten. Hat er es denn nicht durch ſeinen heiligen Propheten, unſeren Lehrer Moſes, ausdrücklich befohlen, ſelbſt dem Feinde ein verlorenes Lamm zurückzuſtellen! Und wenn mich auch kein Menſchenauge ſah, ſah mich nicht ſein

*) Eine Zuſammenſetzung der Anfangsbuchſtaben der drei Worte für: erhaben, geehrt, berühmt.

allsehendes Auge! Er, der Herzen und Nieren prüft, die geheimsten Gedanken des Menschen kennt, sollte nicht auch meine Handlungen wissen? Ich will lieber arm und redlich sein, als mir auf verbotenem Wege Reichtum verschaffen. Hier habt Ihr Eure Goldstücke."

Mit gerührtem Herzen und tränenvollen Augen näherte sich der ehrwürdige Primas dem Knaben, legte beide Hände auf dessen Haupt und sprach mit feierlicher Stimme: „Gott segne dich und sei dir gnädig. Ja, du bist es wert, der Liebling unseres Gottes zu sein." Der Knabe stand ganz betroffen da und wußte nicht, wie ihm geschah. „Sage mir, mein Sohn," begann nach einer Weile Rabbi Jizchak, „wolltest du nicht bei mir bleiben? Ich will dich kleiden, will dich unterrichten lassen, als wärest du mein eigenes Kind. Es soll dir wohlgehen in meinem Hause." — „Mekasse, das kann ich nicht," entgegnete der Knabe. „Ich habe zu Hause einen alten blinden Vater, den ich pflegen muß, wenn die Mutter den ganzen Tag ihrem Geschäfte nachgeht. Wer möchte den Greis dann ein- und ausführen, wer ihn dreimal des Tages ins Gotteshaus begleiten, seine Andacht zu verrichten? Nein, ich kann nicht bei Euch bleiben, und wenn Ihr mir Euer ganzes Vermögen gäbet." — „Für deinen Vater will ich sorgen, ich will ihm einen Führer bestellen." — „Nicht doch, diese Leute tun es fürs Geld und können die Liebe eines Kindes nicht ersetzen; das Gebot: ‚Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden' geht mir über alles." — „Wie ist der Name deines Vaters, der so glücklich ist, einen solchen Sohn zu haben?" fragte Rabbi Jizchak. — „Mein Vater heißt Schalum Meisel und war, ehe er erblindete, Lastträger. Meine Mutter handelt mit altem Eisen in der Ecke der Goldenen Gasse," antwortete der geschwätzige Knabe, dem dieses Examen schon zu lange dauerte. — „Nimm diese Goldstücke wieder," sprach der Vorsteher, „bring sie deinen Eltern heim; ich hoffe, wir

werden näher bekannt werden. Geh mit Gott." — Freudig nahm der Knabe das Gold und hüpfte davon.

Einige Tage nachher, an einem Sabbatabende, saß die kleine Familie Meisel in dem kleinen armseligen Stübchen traurig beisammen, und der Sohn, welcher heute etwas besser als am Wochentage gekleidet war, erzählte abermals dem greisen Vater, wie gütig der hochgeehrte Primas sich gegen ihn benommen habe, wie er verlangt, daß er in seinem Hause bleibe, wie er ihn gesegnet; und die Eltern überhäuften den vornehmen Gönner ihres Sohnes mit tausenderlei Wünschen. „Rabbi Jizchak", sagte der greise Hausvater, „ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann. Der Gott unserer Väter verleihe ihm langes Leben; aber die Reichen haben Launen, die wie Träume bald verfliegen. ‚Verlaßt euch nicht auf Wohltätige, nicht auf Erdensöhne, bei denen keine Hilfe ist,' hat der König David gesagt. Du hast wohlgetan, mein Sohn, daß du nicht eingewilligt in sein Begehren." — „Was soll aber aus dem Jungen werden, wenn er länger noch zu Hause bleibt!" nahm die Mutter das Wort. „Jetzt ist er bereits fünfzehn Jahre alt und versteht keinen Hund aus dem Ofen zu locken. Bei Rabbi Jizchak könnte er das Geschäft erlernen, dann selbst eine Handlung einrichten und eine gute Partie machen, so —" — „Schweig nur, schweig!" unterbrach sie der Gatte, „ihr Weiber macht immer Pläne, die nichts heißen. Eure Wünsche sind stets höher als eure Macht. Unser Mordechai soll nichts mehr und nichts weniger werden als was seine Eltern und Voreltern waren. Er ist gesund und stark, er kann bald seinen Strick um die Achsel hängen und Lasten tragen, wie ich es getan habe. Er soll nur fromm und rechtschaffen bleiben, so wird ihm Gottes Segen nie fehlen. Was sind Reichtümer, was Rang und Würde! ‚Alles ist eitel,' sagte der weise König Salomo." Da öffnete sich die Tür und herein trat Rabbi Jizchak. „Allmächtiger Vater!" rief erschrocken die Hausfrau.

„Ist es denn möglich! Wie kommen wir zu dieser Ehre!“ — „Was ist's, wer ist gekommen!“ fragte der Greis. — „Himmlischer Vater! denk' dir, Rabbi Jizchak, unser Primas, tut uns die Ehre an, unsere arme Wohnung zu betreten,“ erwiderte die Mutter und holte mit geschäftiger Eilfertigkeit einen großen Lehnsessel aus dem Winkel, ihn dem geehrten Gaste zum Sitze anbietend. „Gesegnet sei dein Kommen, Herr!“ sprach der blinde Greis. — „Gesegnet, die ich hier treffe,“ erwiderte der Primas. „Laßt es gut sein und macht nicht soviel Umstände. Ich hätte manches mit euch zu reden, und da habe ich den Sabbat dazu erwählt, wo ich und ihr von den Wochengeschäften ausruhen und Zeit genug haben.“ Hierauf ließ er sich auf den ihm dargebotenen Sessel nieder. „Du kannst eine Zeitlang draußen mit deinen Gesellen herumgehen,“ wendete sich der Gast zum jungen Meisel, „ich habe bloß mit den Eltern zu reden.“ Der Junge war froh, auf die leichteste Art seiner Haft zu entkommen, denn am Sabbat durfte er nicht aus dem Hause, damit er diesen heiligen Tag nicht durch jugendlichen Mutwillen entweihe. „Rabbi Schalum!“ begann der Primas, nachdem der Junge aus der Stube war, „ich habe ein Geschäft für euch, welches selbst am heiligen Sabbat abgemacht werden kann.“ Der blinde Greis horchte aufmerksam. „Gebet mir euren Mordechai, ich will ihn wie mein Kind erziehen und lehren lassen.“ — „Mekasse, mit Kindern mach' ich keinen Handel,“ entgegnete schnell der alte Vater. „Gott hat mir den einzigen von acht Kindern gelassen, und er soll bei mir bleiben, bis ich sterbe. Wo zwei satt werden, kann ein Drittes auch noch mitessen.“ — „Laßt mich nur ausreden,“ sprach Rabbi Jizchak. „Ihr könnt ja euren Sohn bei euch behalten, er kann bei euch essen und trinken; nur laßt ihn täglich zu mir auf einige Stunden, damit er etwas lerne und ein ordentlicher Mensch aus ihm werde.“ — „Das hab' ich auch gemeint,“ sprach die Mutter mit leb-

hafter Freude. „Der Junge wächst heran und weiß von der Welt so wenig.“ — „Da haben wir's wieder,“ unterbrach sie der Gatte. „Mit deiner Welt. Ich hab's dir schon gesagt, er soll nur brav und gut sein, ein Lastträger braucht die Welt nicht zu kennen.“ — „Euer Sohn soll aber kein Lastträger werden,“ versetzte Rabbi Jizchak mit gebieterischem Tone. „Ich habe mir's vorgenommen, aus ihm einen geschickten, ordentlichen Kaufmann zu machen. Er hat Wohlgefallen in meinen Augen gefunden, und ich will ihm, wenn er ferner brav bleibt, meine einzige Tochter Sulamith zum Weibe geben.“ — Die beiden Alten verstummten vor freudigem Schrecken. Auf ein solches Anerbieten waren sie nicht gefaßt; daß ihrem Sohne ein solches Glück bevorstehe, hatten sie sich auch im Traume nicht einfallen lassen, denn das jüdische Volk besitzt mehr als jedes andere die Schwachheit, bei einer Heirat nur auf vornehme Abkunft zu sehen. Der Schwiegersohn eines Primas zu werden, ward damals für das höchste irdische Glück gehalten. Hätten die Eltern so wie der Primas gewußt, was für Schätze ihrem Sohn vom Höchsten bestimmt waren, vielleicht würden sie immer noch Einwendungen gemacht haben. So aber waren sie entzückt, und der Vater sprach mit andächtiger Stimme und gefalteten Händen: „Es ist von Gott bestimmt, er möge seinen reichlichen Himmelssegen auf Eure Händearbeit herabströmen lassen.“ Die Mutter weinte Freudentränen und vermochte nichts zu sagen. „Wir wären demnach einig,“ sprach Rabbi Jizchak freundlich, indem er sich von seinem Sitze erhob. „Nur für jetzt noch alles unter uns. Niemand darf von der Sache wissen, weder euer Sohn noch meine Tochter sollen es merken, versteht ihr mich, bis die Zeit da ist. Gott mit euch!“ Der Primas entfernte sich hierauf und ließ die erstaunten Alten in ihrer Freude allein.

Fünf Jahre verflogen dem jungen Meisel schnell und angenehm, wie einst dem Erzvater Jakob die Dienstjahre um

die geliebte Rachel. Sein Körperbau hatte an Kraft und Schönheit, und sein Geist an Kenntnis und Wissen während dieser Zeit dergestalt zugenommen, daß er für den liebenswürdigsten und gelehrtesten Jüngling gehalten ward. Aber sein edles Herz und Biedersinn hatten in seinen günstigen Verhältnissen gar nicht gelitten — er blieb wie früher der liebende Sohn und die Stütze seiner armen Eltern. Immer noch führte er den blinden Vater dreimal des Tages ins Gotteshaus, immer noch war er der Mutter in ihrem unbedeutenden Eisenhandel behilflich und schämte sich nicht, ein altes Rad oder irgendeinen unbrauchbaren Pflug zu zerschlagen, um die Eisenstücke aus demselben zu sondern. Sulamith war indessen wie die Rose Sarons zur züchtigen Jungfrau aufgeblüht. Schlank wie die Palme war ihr Körper, ihre Augen glichen den Augen einer Gazelle; wie Lämmer aus der Schwemme steigend, wie Perlen wohlgereiht, blinkten die Zähne zwischen den Korallenlippen aus dem holdlächelnden Munde, die rabenschwarze Lockenfülle ringelte sich über dem elfenbeinernen Nacken herab und umnachtete zum Teil die vollen, von Karmin der Jugend überzogenen Wangen. Ihr Herz war das edelste, und ihr Sinn hoch wie einst Abigails. Mit väterlicher Wonne sah Sulamiths Vater die Neigung dieser jungen Leute täglich zunehmen, denn er wußte nur zu gut, daß die zusammengekuppelten, bloß von Eltern geschlossenen Ehen, die leider unter dem Volke Israels noch heutigen Tages stattfinden, nicht immer glücklich sind, und daß die reichsten und glänzendsten Partien gar bald in Not und Elend sich umwandeln, wenn nicht Liebe und Eintracht unter den Eheleuten herrscht. Sowie der junge Meisel das zwanzigste und Sulamith das sechzehnte Jahr erreicht hatten, wurden beide verlobt. Die sämtliche Judenschaft der Stadt Prag kam in Aufruhr über diese höchst sonderbare Verbindung des vornehmen reichen Primas mit dem niedrigen Lastträger. Durch mehrere Wochen war dieses sel-

tene Ereignis der Stoff zur allgemeinen Unterhaltung. Einer riet dieses, der andere jenes, was den reichen Mann bewogen haben mochte, die einzige Tochter einem armen Jünglinge von der niedrigsten Klasse zu geben, und alles blieb dabei, der Primas sei ein Narr! Doch dieser ließ die Leute reden, denn er wußte, was er wußte, und nach einem Jahre ward das schöne Paar im Hofe der Altneuschule durch den hochgeehrten Rabbi vermählt.

Als die sieben Hochzeitstage vorüber waren, der Jubel und die Gastereien im Hause ein Ende hatten, glaubte Rabbi Jizchak, daß es nun Zeit sein würde, die versprochenen Goldsäcke seines Schwiegersohnes abzuholen. Er ließ daher am achten Tage seinen Wagen anspannen und begab sich mit Meisel auf die Reise. — Sie gelangten zwar gegen Abend wieder in den Wald und zu der Stelle, wo der Primas vor sechs Jahren die wunderbare Erscheinung hatte, sie blieben fast die ganze Nacht daselbst — allein weder der glühende Berg noch die zwerghaften Gestalten, weder Goldsäcke noch Goldhaufen zeigten sich ihnen. Mißmutig über die getäuschte Erwartung kehrte der Primas um, ohne das geringste seinem Tochtermann von der Absicht dieser sonderbaren Reise merken zu lassen. „Sollte ich nur geträumt haben! Woher kamen die drei Goldstücke! Nein, es ist nicht möglich! Ich habe das Wunderbare mit eigenen Augen gesehen!“ dachte er bei sich selbst. „Gewiß, es war noch nicht an der Zeit!“ — Es verstrichen Wochen, Monde, ja sogar Jahre, Rabbi Jizchak machte noch viele Reisen nach dem Orte der Erscheinung, vergebens — die Geldsäcke ließen sich nicht mehr sehen. Endlich wankte sein fester Glaube an dieses Wunder; er hielt es bloß für einen Spuk eines bösen Geistes, der ihn zum besten hatte, um ihn zu einer für seine Würde so schändlichen Verbindung zu verleiten. Der getäuschte Primas ward von Tag zu Tag verdrießlicher und behandelte seinen Schwiegersohn mit Kälte

und Geringschätzung. Den jungen Meisel kränkte das lieblose Betragen seines Schwiegervaters dergestalt, daß er beschloß, dessen Haus, wo er bis jetzt noch wohnte, zu verlassen, und er sprach eines Tages zu seinem geliebten Weibe: „Ich sehe das Angesicht deines Vaters, daß es nicht ist wie gestern und vorgestern, wir wollen uns eine eigene Haushaltung einrichten und nicht länger Gnadenbrot genießen.“ Sulamith, die ihren Gatten zärtlich liebte, fügte sich in alles, was er wünschte. Das junge Ehepaar mietete eine andere Wohnung und verließ das väterliche Haus. Rabbi Jizchak willigte gern ein, denn die getäuschte Hoffnung auf die unermeßlichen Reichtümer hatte ihn mit Haß gegen den Tochtermann erfüllt. Meisel übernahm das kleine Eisengeschäft seiner Mutter und erhob es bald durch Fleiß und Redlichkeit zu einer bedeutenden Handlung, so daß er ehrenvoll sein und der Eltern Haus, ohne die Unterstützung seines Schwiegervaters anzusprechen, besorgen und noch dabei manchen Groschen ersparen konnte. So lebte er glücklich und zufrieden mit dem, was ihm der Gott seiner Väter beschieden. Eintracht und Friede herrschte stets in seiner Wohnung. Sulamith war eine der Bieder-frauen, wie sie Salomo schildert: „Ihre Hand greift in den Rocken, und reicht sie auch freundlich dem Dürftigen — darum fehlte es dem Hause nie an Brot.“ — Meisels Haus war der Zufluchtsort der Notleidenden und Bedrängten und der Sammelplatz der Gelehrten, welche alle ihren Wohltäter segneten und priesen. Eines Tages, als der freigebige Meisel in seiner Eisenniederlage stand, kam ein Bauer, in einen schlechten Kittel gekleidet, in das Gewölbe, um, wie er vorgab, manche Eisenstücke zu kaufen. Nachdem der Landmann das Benötigte ausgesucht und zusammengelegt hatte, sprach er: „Herr, ich habe für jetzt kein Geld, Euch zu zahlen, und die Sachen da brauche ich notwendig; wollt Ihr mir einige Zeit warten, so will ich Euch auf Ehre und Gewissen redlich be-

zahlen." — „Wenn Ihr die Dinge da so notwendig brauchet, so will ich sie Euch auch ohne Geld mitgeben. Ich kenne Euch nicht, aber Euer Gesicht zeigt, daß Ihr mich nicht betrügen werdet. Gehet in Gottes Namen, und kommt, wenn Ihr etwas braucht, wieder." — „Nun, da Ihr so brav seid, so will ich Euch auch von einem Geschäfte sagen, das vielleicht einigen Gewinst abwerfen könnte. Ich habe zu Hause schon viele Jahre einen großen eisernen Kasten stehen, den niemand zu öffnen imstande ist. Mir nützt er nichts, darum will ich ihn Euch aufs Gewicht verkaufen." — „Auch recht," entgegnete Meisel, „bringt Euren Kasten herein, ich zahle für das Pfund brauchbares Eisen zwei Kreuzer." Der Bauer war zufrieden, nahm seine Eisenstücke und ging davon. „Den wirst du auch dein Lebtag nicht mehr sehn," sprach die mißtrauische Mutter. — „Und wenn er auch nicht kommt," entgegnete gutmütig lachend der Sohn, „ist der Schaden nicht so groß. Ich glaube aber, er wird sein Wort halten." Er hatte sich nicht betrogen, denn schon am dritten Tage kam der Bauer mit einer großen Kiste auf dem Wagen vor das Gewölbe gefahren. Sie wurde nicht ohne Mühe abgeladen und auf die Wage gebracht. Man berechnete den Betrag, und der Bauer war hocherfreut, daß ihm noch einige Gulden über seine Schuld herausgezahlt wurden.

In der Nacht versuchte Meisel mit Hammer und Stemmeisen die Kiste zu öffnen, aber er hatte kaum einige Streiche darauf getan, als sie von selbst aufsprang. Wie groß war sein Erstaunen, als er ihren Inhalt gewahrte. Sie war voll Papierrollen. Hastig öffnete er eine davon, und das Staunen verwandelte sich in freudigen Schrecken. Lauter Goldstücke blinkten heraus. Schweigend nahm er eine Rolle nach der anderen und verbarg sie an einem heimlichen Orte, ohne jemanden, auch nicht sein Weib, etwas merken zu lassen, denn er kannte die Schwachheit der Frauen, die ihre Zunge

nicht bezähmen können, wenn es auch den Tod gälte. Nun war Meisel einer der reichsten Männer der Judenschaft, aber er hütete sich, es laut werden zu lassen, denn immer glaubte er, der Bauer werde wiederkommen, und sein wahrhaft redliches Gewissen sträubte sich, von einem Schatze Gebrauch zu machen, der ihm nur durch die Einfalt und Unwissenheit eines Bauern zuteil ward. Ein ganzes Jahr hatte er vergebens auf das Wiederkommen des Bauern gewartet; da aber dieser nicht erschien, er nicht wußte, woher derselbe sei, und damals noch keine öffentlichen Anzeigen üblich waren, so glaubte sich Meisel berechtigt, das ihm von Gott beschiedene Vermögen zu benutzen. Sein erstes Geschäft mit dem Gelde bestand darin, daß er zum hohen Rabbi ging und sprach: „Herr! Der Gott Israels hat meine Händearbeit reichlich gesegnet, und ich habe mir vorgenommen, ein Haus zu bauen, in welchem sein Name gepriesen werde dreimal des Tages. Hier ist Gold, lasset die geschicktesten Baumeister holen, damit sie eine Schule bauen, wie noch keine in Prag so schön ist. Doch dürft Ihr den Namen desjenigen nicht nennen, der sie erbauen läßt.“ Der fromme Rabbi wunderte sich über die große Bescheidenheit des wohltätigen Mannes, gab ihm den Segen, und versprach alles zu tun, wie er es wünsche. Bald darauf sah man tausend tätige Hände mit dem Bau beschäftigt. Jedermann fragte, wer der großmütige Stifter wäre, niemand konnte es erraten, denn Meisel blieb wie früher ein gemeiner Eisenhändler, und der Rabbi antwortete auf die Fragen der Neugierigen bloß: „Die Zeit wird schon den wahren Mann Gottes euch zeigen.“

Endlich war das Prachtwerk vollendet, von nah und fern kamen Menschen, den neuen, geschmackvollen Tempel*) zu besichtigen, und jeder pries im Herzen den unbekannten Frommen. An einem Festtage wurde die neue Synagoge eingeweiht.

*) Dieser befindet sich in der Meiselgasse mit dem Haupteingang in der Joachimsgasse.

Die Vornehmsten der Stadt Prag waren zugegen, der Rabbi hielt eine herzliche Rede, deren Schluß folgendermaßen lautete: „Heil dir, Israel! daß du solche Biedermänner in deiner Mitte hast. Tritt du hervor, du bescheidener Saul! Warum verbirgst du dich unter der Volksmenge, wo du doch einer der Ersten unter ihnen bist!“ Dabei streckte der Rabbi seinen Arm nach der Gegend hin, wo der schamvolle Meisel in einem Winkel stand; das Volk schaute sämtlich dahin, doch wußte niemand, wen der Rabbi meine. „Tritt aus der Dunkelheit, du Leuchte des Herrn!“ rief abermals der Rabbi mit begeisterter Stimme. „Dich, Mordechai Meisel! rufe ich.“ Als das Volk diesen Namen aussprechen hörte, konnte es sich des Ausdrucks der Verwunderung nicht enthalten. Es entstand im ersten Augenblicke eine feierliche Stille, die in ein leises Gemurmel überging und mit Jubelgeschrei endigte. Unzählige Arme erhoben den anspruchslosen Wohltäter, um ihn vorwärts zu schieben, und so gelangte er, wie auf einer Wolke schwebend, bis auf die Stufen vor der heiligen Lade, wo der hohe Rabbi stand. Voller Demut ließ der verschämte Biedermann den Blick zur Erde sinken und wagte es nicht, auf die Menge herabzusehen, die ihn mit Hochachtung und Verwunderung anstaunte. Der hohe Rabbi legte seine Hände auf das gesenkte Haupt des Edlen, ihn in stiller Andacht segnend, dann erhob er sie und sprach mit Feierlichkeit: „O Du Herr der Heerscharen, welcher unter Cheruben thronet, Gott Abrahams, Isaks und Jakobs! erhöre unser Flehen, das wir heute zu Dir senden; laß Deinen heiligen Geist in diesem Hause ewig wohnen, daß er uns erleuchte in Deinem Gesetze. Wache mit Deinem allsehenden Auge stets über diese Stätte der Andacht, daß sie weder durch Wasserfluten noch durch Feuersflamme beschädigt oder durch Krieg vernichtet werde. Mögen die Grundfesten dieses Hauses unerschüttert bleiben, bis es einst Deiner väterlichen Huld wohl gefällt, Deine Kinder wieder zu sammeln in einem

Tempel zu Jeruſalem! Amen.“ Rabbi Jizchak, der als Primas den nächſten Sitz bei der Bundeslade einnahm, konnte vor freudiger Überraſchung gar nicht zu ſich kommen. Sowie der hohe Rabbi geendet hatte und die Stufen herabſtieg, ſtürzte der entzückte Schwiegervater auf ſeinen Tochtermann und drückte ihn ſchweigend an die Bruſt. Alles drängte ſich herbei, um dem beglückten Primas und ſeinem edlen Schwiegerſohne durch tauſenderlei Wünſche Freude zu bezeigen. Fröhlich und vergnügt ſtrömte das Volk aus dem Tempel in die Wohnung des hohen Rabbi, wo für jedermann ohne Unterſchied ein großes Gaſtmahl bereitet war. — Mordechai Meiſel blieb durch ſein ganzes Leben ein reicher Mann, ohne von ſeiner Frömmigkeit und Beſcheidenheit im Geringſten abzuweichen. Wieviel Gutes er noch geſtiftet, haben wir bereits in der Einleitung erwähnt; auch ſind ſeine Wohltaten noch heutigen Tages in der Meiſel-Synagoge in Marmor mit ſchlechten hebräiſchen Verſen eingegraben. Seine Beſcheidenheit hat ſich bis auf unſere Zeit unter den Prager Juden als Sprichwort erhalten: „Meiſel hat keinen Sitz in der Schul'.“ — Meiſel mußte ſich nämlich in der Synagoge, die er ſelbſt erbauen ließ, einen Sitz für viel Geld erkaufen. — Nie hat er ein Amt oder ſonſt eine Würde angenommen. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohltun.

Die Pinchasgaſſe.

Vor mehr als zweihundert Jahren lebte in der Stadt Prag ein armer, aber frommer und redlicher Jude, deſſen Geſchäft darin beſtand, daß er am Tage mit dem Sacke über der Schulter durch die Gaſſen ging und von Zeit zu Zeit ſein elegiſches „Handlwos“ ertönen ließ, des Nachts hingegen in ſeiner ſchmutzigen Kammer bei einer düſteren Lampe das Geſetz ſtudierte. Dieſer armſelige Nahrungszweig brachte

trotz allem Fleiße nicht so viel ein, um den Hausbedarf notdürftig zu decken, und Rabbi Pinchas — so hieß der Jude — würde mit Weib und Kind Hungers gestorben sein, wenn nicht ein edler gutherziger Graf den frommen redlichen Mann liebgewonnen und unterstützt hätte. Jeden Freitag ließ sich der Graf von seinem Lieblinge Rechenschaft von dem Gewinste der vergangenen Woche geben, und wenn dieser nicht hinreichend war, den Sabbat nach Vorschrift und Recht zu heiligen, so griff der Herr in die Tasche, um das Fehlende zu ersetzen. Auch vor den anderen Festtagen mußte ihm Rabbi Pinchas das Notwendige aufrechnen, und es ward ihm das Geld dazu ausgefolgt. Der arme Pinchas erkannte zwar die Wohltaten seines hohen Gönners mit dankbarem Herzen, aber sein religiöser Sinn betrachtete alles als eine Gnade des Höchsten und der edle Graf war ihm bloß ein von Gott gesandter Engel, daher war auch die Art, wie er seinem Wohltäter dankte, mehr ein Gebet zu Gott als eine Anerkennung der empfangenen Wohltat. Jedesmal, wenn ihn der Graf beschenkte, richtete er seinen Blick gegen den Himmel und sprach: „Gott, Du verlässest Deine Kinder nicht, Du hast mir wieder geholfen!“ Und wenn nach den Feiertagen der Graf ihn fragte, wie er diese verbrachte, so antwortete er stets: „Er, Gott hat geholfen!“ Dieses Betragen verdroß den Grafen und er dachte oft bei sich selbst: „Wie doch dieses Volk undankbar ist! Ich überhäufe diesen Juden mit Wohltaten und verhelfe ihm dazu, daß er seinen Sabbat gesetzlich feiern kann, und doch spricht er nur, Gott habe ihm geholfen; ich will doch sehen, ob ihm Gott helfen wird, wenn ich ihm auf eine Zeit meine Hand entziehe und zu dem kommenden Passahfeste die gewöhnliche Gabe verweigere.“ Es waren nur noch wenige Tage zu diesem Feste, um welche Zeit sich jeder Rechtgläubige der mosaischen Religion auf acht Tage verproviantieren muß und reich oder arm gezwungen ist, nach dem

Gesetz des Talmuds, an den beiden ersten Abenden zu dem ungesäuerten Brote vier Becher Wein zu trinken. Selbst diejenigen, welche betteln, sind verpflichtet, vier Becher Wein zu trinken, sagt der Talmud. Seit mehreren Jahren hatte, wie gesagt, Rabbi Pinchas zu diesen Feiertagen das Geld zu dem Notwendigsten vom Grafen erhalten, doch heuer wollte der hohe Gönner es auf die Hilfe Gottes ankommen lassen, und er sprach zu dem Hausjuden, der ihn demütig an die kommenden Feiertage erinnerte: „Mein lieber Pinchas! Für diesmal mußt du dich selbst mit Mazzes versorgen; denn ich bin gegenwärtig in der Klemme, die Gelder sind mir nicht eingegangen, und ich habe bedeutende Ausgaben; dein Gott wird dir schon auf andere Art helfen.“ Freilich verfinsterte sich das hagere eingefallene Gesicht des Pinchas, als er diese niederschlagenden Worte aus dem Munde seines Wohltäters vernahm; doch verließ ihn das feste Vertrauen auf den Gott seiner Vorfahren nicht, er hob die spitzigen Schultern gegen das gebeugte Haupt und sprach mit wehmütigen Gebärden: „Mai, was ist zu tun! Gott wird helfen!“ und ging davon. Mit betrübtem Herzen kam er abends ermüdet nach Hause, sein Weib, das ihn mit Sehnsucht erwartete, die Kinder, die sich schon im voraus auf die versprochenen neuen Kleider freuten, kamen ihm stürmisch mit hastigen Fragen entgegen. „Wieviel hast du heuer bekumme! Gesund soll er sein, der gute Graf!“ sprach das Weib und hielt die geöffnete Hand hin. — „Wos hob ich bekumme! Nix hob ich bekumme,“ entgegnete der Mann mißmutig, dabei warf er seinen leeren Sack in einen Winkel und schickte sich an, das Abendgebet zu verrichten; aber das in der Hoffnung getäuschte Weib schimpfte und zankte jetzt ohne Unterlaß, die Kinder schrien und weinten vor Hunger und das häusliche Ungewitter der Ehe tobte und raste, daß dem armen Pinchas angst und bange ward. Schweigend zog er sich in sein kleines Nebenkämmerlein zu-

rück und sperrte die Tür hinter sich ab, um hier seine Andacht ungestört ausüben zu können und wie immer bei düsterer Lampe bis Mitternacht das Gesetz zu studieren. — Die Mitternachtzeit war nicht mehr fern; die Kinder schliefen bereits auf ihrem armseligen Strohlager, auch das Weib war schon unter Verwünschungen und Fluchen eingeschlafen, nur noch Rabbi Pinchas saß bei dem Scheine eines Tiegels vor einem großen Folianten, nachdenkend sich den langen Bart streichend, und starrte vor sich hin, um eine auffallende Stelle und Widerspruch im Talmud zu verantworten. Da ward plötzlich das kleine Fenster aufgerissen, daß die Scheiben klirrten, eine scheußliche Gestalt flog durch dasselbe in die Kammer und stürzte mit dumpfem, schwerem Falle auf den Boden zu Füßen des im Gesetze vertieften Rabbi nieder. Der Rabbi tat einen Schrei des Entsetzens, sprang von seinem Sitz auf, faßte das große Buch und hielt es wie einen Schild vor sich, während er mit bebenden Lippen eine Bannformel gegen böse Geister leise murmelte. In diesem Augenblicke ließ sich ein vielstimmiges höllisches Gelächter vernehmen, das den erschreckten Juden in dem Wahne stärkte, daß es nämlich die Masikim (böse Geister) wären, die gekommen sind, ihn zu beschädigen. Lange noch blieb der zitternde Pinchas in dieser Stellung, das Buch vor sich haltend, bis sein Weib, welches, durch den Angstschrei aufgeweckt, an die verschlossene Kammertür klopfte und dadurch ihrem geängstigten Gatten etwas Courage in den Leib jagte. Das Vertrauen auf den Fels Israels siegte jetzt über die menschliche Furcht, er wagte einen Blick über seine Talmudschanze zu tun, und siehe da, eine dem Menschenkadaver ähnliche Fratze lag mit gestreckten Gliedern vor ihm da. Dieses abscheuliche Gespenst war nämlich — ein verreckter Affe. Obgleich Rabbi Pinchas nur wenig Kenntnis von der Zoologie besaß, so hatte er sich dennoch in seinem vieljährigen Handlwos-Geschäfte einen ge-

wissen praktischen Blick eigen gemacht, wodurch es ihm ein leichtes war, ein Affengesicht von einem Menschengesichte zu unterscheiden. Allein dieses Erkennen diente dazu, seine Angst nur noch höher zu steigern; denn Rabbi Pinchas hatte von Affen seine höchst eigene sonderbare Meinung. Er hielt diese Tiere für halbe Menschen, welche die vornehmen Herren in der Absicht so sorgfältig und mit Liebe pflegen, um sie sittlich und selig zu machen, und ein solcher zahme, gebildete Affe hatte in seinen Augen den Wert eines Proselyten. Jetzt fielen dem furchtsamen Juden alle die traurigen Begebenheiten vorangegangener Jahre ein.

„Jetzt werden sie kommen," sprach er, „mich und meine Brüder zu vertilgen von dem Erdboden; denn sie werden sagen, ich habe diesen da erschlagen. Daß sich Gott erbarme im Himmel über mich armen Mann." Indessen hatte das ängstliche, erschreckte Weib die Tür mit Gewalt aufgerissen, und sie war nahe daran, beim Anblicke des auf dem Boden liegenden Tieres in Ohnmacht zu sinken; doch die Freude, ihren Gatten noch am Leben zu sehen, war stärker als die Furcht, und sie fragte, was vorgefallen sei. Nachdem der Mann ihr alles erzählt hatte, da rief sie: „Ja, das ist eine List, um uns zu verderben, wir müssen das verreckte Tier nur gleich aus dem Hause schaffen." — „Aber wie und wohin!" fragte Rabbi Pinchas, „soll ich's einpacken und ins Wasser werfen! Wie leicht könnte ich in die Hand eines Häschers fallen, zudem bin ich schwach und habe nicht Kraft genug, diesen toten Klotz fortzutragen." Nachdem beide sich eine längere Zeit beratschlagt hatten, da rief auf einmal Rabbi Pinchas mit freudiger Stimme: „Weißt du, mein Kind! was wir tun!" — „Laß hören, geschwind," entgegnete das Weib. — „Gelobt und gepriesen sei der höchste Gott, der mir den Verstand dazu gab," sprach der frohe Pinchas, indem er beide Hände erhob. — „Was willst du tun!" fragte hastig das Weib. — „Gleich sollst

du's hören. Weißt du, was jener hohe Rabbi getan, als ein böses Schabbesweib ihm ein totes Kind in das Vorhaus legte und dann den Rabbi als Mörder anklagte!" — „Ja, ich weiß es! Er hatte mittels seiner Kabbala zeitlich genug diesen schlechten Streich entdeckt, und er ließ das tote Kind in den glühenden Ofen werfen," versetzte das Weib. — „Und verbrennen," setzte der Mann hinzu, „und wie dann das ergrimmte Volk die Türen aufgebrochen und ins Haus gestürzt, fanden sie nicht eine Spur von einem Kinde mehr. Der Rabbi saß an seinem Tische und lachte sie aus. Ja, wir verbrennen diesen Halbmenschen; geschwind, schüre Feuer an, ich will indes Holz herbeiholen." Im Ofen ward ein starkes Feuer angezündet, und Rabbi Pinchas mit seiner Frau faßten den Affen bei den Füßen, um ihn in die Küche zu schleppen. Als sie aber mit dem Aase bereits mitten im Zimmer waren, da ertönte der Klang einer auf den Boden hinrollenden Münze in die Ohren des beschäftigten Ehepaares. Beide ließen den schweren Klotz auf die Erde fallen, um mit forschenden Blicken dem Zauberklange nachzuspüren. Rabbi Pinchas nahm die Lampe, sein Weib einen brennenden Kienspan, und suchten mit gierigen Blicken auf dem Boden herum. Aber wie reichlich ward ihnen die Mühe gelohnt! Wie groß war ihre Freude, als ein glänzender Dukaten freundlich wie der Morgenstern ihnen aus einem Winkel entgegenfunkelte. Zu gleicher Zeit fielen beide auf die goldene Münze hin und schrien: „Chezje!"*)

Sie hatten in dieser freudigen Überraschung das Licht ausgelöscht, und keiner wollte sich von dem Platze, worauf er lag, erheben, aus Furcht, der andere könnte das Geld erhaschen, bis endlich Rabbi Pinchas seiner Gattin das talmudische Gesetz zurief: „Der Fund des Weibes gehört dem Manne." Dann erst erhob sich Frau Cheile vom Boden und zündete vom

*) Der gewöhnliche Ruf, wenn zwei etwas zu gleicher Zeit finden, und heißt soviel als die Hälfte, worauf sich beide in den Fund teilen müssen.

frischen die Lampe an. Wer vermag die Freude des Rabbi Pinchas zu schildern, welcher zum ersten Male in seinem Leben einen Doppeldukaten in seinen Händen als Eigentum hielt! Beinahe hätte er das Autodafé, das bei ihm diese Nacht noch vorgenommen werden sollte, vergessen, wenn er bei seinen freudigen Sprüngen nicht über das hingestreckte Aas gefallen wäre, welches ihn daran erinnerte. Er raffte sich auf und faßte mit gestärktem Mut den toten Affen, um ihn weiter fortzuschleppen. Doch welch neue Überraschung! Ein ganzer Haufen Goldmünzen strömte aus dem Rachen des Tieres; Rabbi Pinchas richtete seine Augen nach oben, faltete die Hände und rief in feierlichem, andächtigem Tone: „Ich bin gewesen jung und bin geworden alt, und ich habe nicht gesehen einen Frommen verlassen und seine Kinder Brot suchen. Ja, er ist es, den man den haarigen Mann heißt, Elijahu Harabi, der da gekommen ist, mich reich zu machen in der Zeit meiner Not." Als er ausgebetet hatte, ging er zum Lager der Kinder und rüttelte sie aus dem Schlafe mit den Worten: „Auf, Jungen, und sehet die großen Wunder Gottes, die er an euch getan." Die halbschlafenden Kinder mußten sich um die Leiche des goldspeienden Affen herumstellen, der Vater erzählte ihnen alles, was vorging, und machte sie auf die Liebe des höchsten Gottes aufmerksam. Nachdem er fertig war, griff er nach einem großen Messer und begann das Tier zu zerstückeln. Gierig suchte er die Quelle auf, aus der das Geld entsprang, und entdeckte wirklich dieselbe. Der Magen des Affen war voll Dukaten; daß nun alles herausgenommen ward, versteht sich von selbst, und als nichts mehr zu finden war, zerschnitt Rabbi Pinchas das Tier und verbrannte die Teile des von Gott gesandten Affen in der Flamme des Ofens. Die Goldmünzen wurden rein gewaschen und in einen Beutel gebunden, der Boden wurde gescheuert und vom Blute gereinigt, und ehe noch der Morgen graute, war vom Affen keine Spur bis

auf die Münzen, die in dem Säckel des glücklichen Pinchas lagen. Den anderen Tag, zeitlich früh, eilte Rabbi Pinchas, von seinem Weibe angespornt, zu Rabbi Schmul Wechsler, bei welchem er gewöhnlich für andere zu wechseln pflegte, um das Gold in kleines Geld umzuwandeln, wofür alles, was zu dem Passahfeste nötig war, angeschafft werden sollte.

„Was ihr den Feiertagen zu Ehren ausgebet, wird der Herr euch reichlich vergelten!“ sagt der Talmud, und der fromme Pinchas gewährte alles, was sein Weib verlangte. Kleider für die Kinder, Putz für sie selbst wurde angeschafft, blanke Wäsche, goldene Hauben und andere Kostbarkeiten; an den besten Weinen und fettestem Fleische fehlte es nicht, und in dem Hause, wo gestern noch die drückendste Not wohnte, herrschte heute Wohlhabenheit und Freude. Noch nie ist ein Passahabend seit dem Auszug der Israeliten aus Ägypten mit so freudigem Gemüte und frommer Andacht gefeiert worden, wie diesmal bei Rabbi Pinchas. Die achtzackige Lampe über dem Tische, die Leuchter, mit den polierten runden Blenden an den Wänden angezündet, verbreiteten einen hellen Schein in dem reinlichen und warmen Zimmer. Neben dem Tische war ein Lager aus Polstern, mit großen Blumen verziert, für den Hausherrn errichtet, welcher, in das Sterbegewand gehüllt, sich auf dasselbe wie ein Pascha hinstreckte. Die Hausfrau saß ihrem Gemahl gegenüber, in einen langen, faltenreichen weißen Spenzer gekleidet, eine goldene mit steifen Spitzen und breiten Seidenbändern versehene Haube auf dem Kopfe, und füllte die Gläser mit rotem Weine*). Die Kinder saßen mit freudiger Miene, ungeduldig das Kommende erwartend, um den Tisch herum. Nur das Jüngste genoß das Glück, auf dem Thronbette zu des Vaters Füßen sitzen zu dürfen.

*) Zum Andenken, daß einst der König Pharao, um sich von seinem Aussatze zu befreien, in israelitischem Kinderblute badete, trinken die Juden am Passahfeste roten Wein.

Auf dem Tische stand eine runde zinnerne Schüssel, auf welcher drei ungesäuerte Kuchen in ein langes Handtuch gewickelt lagen, und auf diesem befanden sich Kren, Brunnenkresse, gebratene Eier, ein Stück gebratenes Fleisch und ein Gefäß mit Salzwasser. Jetzt ward die Schüssel von der ganzen Tischgesellschaft emporgehoben und einstimmig die Verse gesprochen: „Dieses ist das elende Brot, das unsere Väter im Lande Mizrajim gegessen haben; wer hungrig ist, der komme herein und esse mit.“ — Da wurde auf der Gasse das Rollen eines Wagens gehört, und ehe Rabbi Pinchas den Spruch geendet hatte, klopfte man schon an das Fenster (die Wohnung war zu ebener Erde). Bleich, vor Schrecken zitternd, erhob sich Rabbi Pinchas von seinem Lager, um sich nach dem Störer zu erkundigen. Mit zitternder Stimme fragte Rabbi Pinchas zum Fenster hinaus, wer es wäre. — „Mach' nur auf, Pinchas! ich bin gekommen, heute mit dir den Passah zu feiern!“ ließ sich draußen eine Stimme vernehmen. Im ersten Augenblicke glaubten alle, der späte Gast wäre kein anderer als der Prophet Elias, der um diese Zeit jeden Frommen heimsucht, weshalb auch ein besonderes Glas für ihn eingeschenkt auf dem Tische stehen muß; schnell ward daher der Riegel weggeschoben, die Tür öffnete sich, und herein trat — der Graf B., Pinchas' Gönner. „Allmächtiger Gott! Ist das möglich! Euer Gnaden! Kinder! die Mützen herunter, küßt die Hand!“ schrie Rabbi Pinchas ganz außer sich und riß den erstaunten Kindern die Mützen vom Kopfe. „Störe dich nicht, Pinchas! in deiner Andacht. Aber was sehe ich,“ rief der Graf erstaunt, während er sich im Zimmer verwundert umschaute, „es scheint, als wärest du auf einmal ein reicher Mann geworden!“ — „Ja, Euer Gnaden!“ sprach freudig lächelnd der Jude. „Ja, Gott der Allmächtige hat mir geholfen! Vor wenigen Tagen war ich noch ein blutarmer Mann und wußte nicht, daß ich diesen Passah so recht, wie es einem Gläubigen ziemt, werde feiern

können; doch Gottes Hilfe geschieht im Augenblick, und ich bin jetzt ein reicher Mann." — „Willst du mir nicht erzählen," sagte der Graf, „wie sich deine Verhältnisse so schnell änderten!" — „Ja, Ihnen, Euer Gnaden! darf ich die Wunder Gottes erzählen, die er seinem Knechte erwiesen, denn Euer Gnaden waren ja stets ein Engel, der mich mit Wohltaten überhäufte," entgegnete Rabbi Pinchas und begann dem Grafen die Geschichte treu zu erzählen. Der Graf horchte aufmerksam, und als der Jude des Affen erwähnte, da konnte er seine Verwunderung nicht mehr zurückhalten und rief: „Was, ein toter Affe! Am Ende ist's der meinige! Wahrhaftig, es wäre sonderbar! Mein Affe ist mir vor drei Tagen auf einmal krepiert und ich ließ ihn, um das Tier nicht mehr zu sehen, sogleich aus dem Hause schaffen; doch weiter, wie hängt das mit deinem Glücke zusammen!" Wie Rabbi Pinchas die Worte vernahm, stieg seine Angst aufs höchste, er zitterte am ganzen Körper, sein Angesicht war totenblaß, und er vermochte kein Wort zu sprechen; schweigend ging er zum Kasten, schloß ihn auf, zog einen Beutel aus demselben und überreichte ihn dem Grafen mit den Worten: „Euer Gnaden! Hier ist alles bis auf einige Stücke, die ich, um den Feiertag zu heiligen, ausgegeben." — „Was willst du mit dem Beutel!" fragte der Graf erstaunt. — „Nun, dieses Gold hatte der Affe in sich, und ist der Affe Euer Gnaden Eigentum, so ist es auch das Gold," erwiderte der geängstigte Jude. — „Ach, die schönen goldenen Dukaten!" seufzte Frau Cheile. — „Sei stille, Weib! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt!" rief Pinchas. Der Graf wendete sich hierauf zu dem ihn begleitenden Diener, welcher erblaßt in einiger Entfernung stand, und fragte: „Weißt du vielleicht etwas Genaueres von der Geschichte! Sprich, ich will es hören; wo ist der tote Affe hingekommen!" — „Vergebung, Exzellenz!" erwiderte der erschrockene Diener, „der Jakob wollte dem

armen Pinchas einen Streich spielen, und er warf das Tier in seine Kammer, mehrere Diener wußten davon." — „Wie, der Jakob! Der Spaß ist sonderbar ausgefallen," sagte der Graf lächelnd, „am Ende hab' ich den armen Jungen unschuldig einsperren lassen — doch es mag eine Sühnung sein für das Verbrechen, das er gegen den armen Pinchas begangen. Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß das närrische Tier in seinem Nachahmungstriebe das Gold gefressen habe, welches mir aus dem Schreibtische entwendet wurde. Es sah von mir, daß ich die unwichtigen Goldmünzen, um sie zu bezeichnen, zwischen den Zähnen bog, und glaubte, man fresse das Gold!" — „Ja, ganz gewiß, gnädiger Herr! der Affe hat sich an den Dukaten totgefressen, hier ist das Gold," fiel Rabbi Pinchas ein, indem er den Beutel dem Grafen darreichte. — „Nicht doch, ehrlicher Pinchas! Der Gott deiner Väter hat dir diesen Schatz geschenkt, und er bleibe dein. Ich habe dir heuer die gewöhnliche Gabe verweigert, um zu sehen, ob dir Gott helfen werde ohne mich, weil du immer sagtest: Gott hat mir geholfen. Nun erkenne ich, daß das Vertrauen auf Gott sich lohnt." — Wer beschreibt die Freude des Rabbi Pinchas, der sich nun wieder im Besitze einer solchen Summe sah! „Kinder! Weib! küßt die Füße eures Wohltäter, fallet nieder vor dem Engel des Herrn!" rief der Glückliche und faßte die Hand des edlen Grafen und küßte sie unzählige Male. Die Kinder fielen nieder, umfaßten die Knie des hochherzigen Mannes und küßten sein Gewand. Der Graf lächelte innig vergnügt auf die Gruppe herab, sein wahrhaft adeliges Herz schlug höher und fand süßen Lohn in der edlen Tat. „Ich will diesen Abend", sagte er, „bei euch zubringen und die Zeremonien mitansehen, die ihr heute ausübt; darum störe dich nicht und tue so, als wenn ich nicht da wäre. Auch meine Gattin soll bald kommen und den wunderbaren Zufall vernehmen." Wirklich wurde der Wagen fortgeschickt, und nach einer kurzen

Zeit befand sich die Gräfin im Hause des Rabbi Pinchas. Das hohe edle Paar blieb fast bis Mitternacht bei Rabbi Pinchas, der auch die unbedeutendste Zeremonie nicht weglassen durfte, und beide fuhren erst dann nach Hause, als der sogenannte Sedar zu Ende war, und Rabbi Pinchas ihn mit der Strophe: „Einst wird der Gott den Todesengel schlachten!“ beschlossen hatte.

Rabbi Pinchas erwarb sich durch Fleiß und Klugheit mit dem Gelde des Grafen nach einigen Jahren ein sehr großes Vermögen, und wie sein Geld immer zunahm, so stieg auch sein Ansehen bei seinem Volke; er ward bald zum Primas der israelitischen Gemeinde gewählt. Er blieb aber dennoch fromm, redlich und demütig wie in der Armut. Sein Haus war ein Sammelplatz der weisesten Rabbis, seine Börse stand jedem Bedrängten offen und an seinem Tische speisten täglich hungrige Arme. Er ließ auch mehrere Wohnungen für arme Religionsgenossen in der Gasse, wo er wohnte, aufbauen und auf eigene Kosten eine prachtvolle Synagoge, welche heutzutage noch den Namen ihres Erbauers führt, in derselben Gasse errichten, so wie diese auch die Pinchasgasse genannt wird.

Rabbi Pinchas starb in einem glücklichen hohen Alter, nachdem alle seine Kinder verehelicht und versorgt waren.

Ghetto.

Von Semjon Juschkewitsch.

(Deutsch von Adam Vondey.)

Bald wird es ein Monat sein, seit der Schneider Jerochim zu Hause arbeitet. An dem Tage, da unsere Erzählung beginnt, erwartete er von Minute zu Minute den Hausherrn, der schon gestern angekündigt hatte, den Mietzins abholen zu wollen ... Jerochim schaut unruhig durch das Fenster. Kommt er? ...

Er fand Zeit die Fingerspitzen zu waschen, hastig zu beten, eine ganze Reihe trauriger Gedanken durchzudenken und über die lästigen, zudringlichen Kinder einigemal in Zorn zu geraten.

Jetzt sitzt er, nur mit dem Hemd angetan, die Beine übereinander geschlagen, ungekämmt und barfuß da, und sein Gesicht sieht verschlafen, fast verknittert aus.

Er näht mit nervöser Hastigkeit, zwinkert oft mit den schlafsüchtigen Augen, die Arbeit geht nur langsam von der Hand.

Am anderen Ende des Zimmers ist seine Frau Zipka mit den Kindern beschäftigt; ein mageres, abgehärmtes Weib mit ernstem, traurigem Gesicht. Sie steht neben einem Zuber und wäscht der achtjährigen Chanka mit heißem Wasser den Kopf; währenddessen denkt sie ihre eintönigen, trübseligen Gedanken und ahnt nicht, daß das heiße Wasser dem Kopf des Kindes Schmerzen verursacht, und sie merkt nicht, wie ihre Nägel Chankas Kopfhaut fast blutig kratzen. Sie wäscht, reibt, schrubbt und blickt aufmerksam ins Wasser, ob es hinlänglich schmutzig wurde.

Chanka ist ein mageres, verhungertes, aber kluges Mädchen. Sie weiß genau, daß das Schreien nichts nützt, daß man schweigen muß, und unter heldenmütigen Anstrengungen folgt sie nach allen Richtungen, in die sie die Mutter zerrt. Chanka weiß, daß das Entsetzlichste noch bevorsteht. Wenn die Mutter ihre dichten Haare durchkämmen wird, beginnt erst das richtige Leid.

„So bleib ruhig," erscholl plötzlich Zipkas Stimme, „werde ich noch lange mit deinen Haaren zu tun haben! Du bist, Gott sei Dank, nicht meine einzige."

Chanka zog sich zusammen und begann sich unter den geschickten Händen Zipkas zu winden und zu krümmen, als wäre sie aus Kautschuk.

„Sagtest du etwas!" fragte Jerochim wie aus dem Schlafe und rieb seine Augen mit der Faust. „Oder habe ich mich nur getäuscht!"

„Nein, ich meinte nur, daß Chanka, Gott sei Dank, nicht meine einzige ist; du Ärmster weißt ja nie, was um dich vorgeht. Hast du überhaupt je gewußt, warum Chanka nicht die einzige ist, hast du je darüber nachgedacht! Natürlich, wie kann ein Mensch, der einen Rock näht, noch an etwas anderes denken!"

„Du bist heute wohl mit dem linken Fuße aufgestanden, Zipka; du hast dir gerade die richtigste Zeit ausgesucht, um darüber zu sprechen! Weißt du nicht, daß er jeden Augenblick kommen kann, um Geld zu holen, und daß mir das Herz vor Sorge still steht! Kann ich bezahlen! Eine andere Frau würde wenigstens seufzend helfen, und du schimpfst."

„Natürlich, natürlich, ich muß immer schweigen. Bei uns hat ja alles seine schöne Ordnung, daß ich ruhig die Hände in den Schoß legen kann und nichts zu arbeiten brauche. Ich werde sofort dem Stubenmädchen befehlen, unsere prächtigen Salons aufzuräumen. Dann setze ich mich mit den Kindern und meinem teuren Gatten zum Frühstückstee. Mein teurer Gatte geht dann in seinen Laden, und ich gehe mit meinen Kinderchen spazieren wie alle reichen Damen. Indessen bereitet unsere Köchin ein köstliches Mittagsmahl. Selbstverständlich muß ich schweigen, selbstverständlich!... Unglückseliger Narr du, nichtsnutziger Krüppel," schrie sie ihn plötzlich an, „warum, warum hast du geheiratet! Ein Mann, der nichts verdient,

hat nichts zu leben, und du hast geheiratet ... Acht Kinder hast du!"

„So sag' mir, weshalb quälst du mich jetzt? Was hilft es? Will ich nicht arbeiten? Lehne ich eine Arbeit ab? Wenn Gott den Menschen straft, straft er ihn in allem und jedem. Sieh mich an, können solche Hände arbeiten? So schau doch her, warum schaust du nicht?"

Jerochim stand von seinem Platze auf und streckte ihr die Hände entgegen; abgemagert, engbrüstig, mit einem zerzausten grauen Bärtchen, das nach einer Seite wuchs, — ein Held der Arbeit und des Leidens! Zipka blickte ihn flüchtig an und wendete sich rasch wieder ab. Tränen brannten ihr in den Augen, und leiser Gram erfüllte sie.

„Ich dachte," sprach sie ruhiger, „es sei besser, zu heiraten, als ein Dienstmädchen zu bleiben. Man kann doch nicht ewig ohne eigenen Winkel leben! War es etwas Böses, was ich wollte? Man sagte mir, daß du eine Kopeke verdienen könntest, daß du still und gut seiest. Was wußte ich? Ich dachte, wenn du für Fremde arbeitest, so kannst du auch für dich arbeiten; ich werde arbeiten und du wirst es. Im Laufe der Jahre kann man dann auch eine Kopeke zurücklegen. Wie viele solche Mädchen, wie ich eines war, kannte ich! Und auch sie haben geheiratet. Gewiß, sie wurden nicht reich, reich wird man nicht, aber sie leben, wie ich mir zu leben wünschte. Sie arbeiten, aber sie können auch ausruhen. Und ich, hatte ich einen einzigen ruhigen Augenblick? Kannte ich einen Sabbat, einen Feiertag? Ich arbeite für den Teufel, das ist alles. Heute wäscht man, reinigt, flickt; morgen flickt man wieder von neuem. Aber erspart man eine Kopeke? ...

Als ich Dienstmädchen war, wußte ich, daß mir monatlich vier Rubel blieben. Wo hätte ich sonst die fünfzig Rubel zur Hochzeit hergehabt, wenn ich nicht gespart hätte? Jetzt ist's aus mit dem Sparen. Und warum das alles? Weil du kein

Schneider, weil du ein Krüppel bist. Du kannst klug schwätzen, aber einen Rock nähen kannst du nicht."

Zipka lächelte giftig, goß das schmutzige Wasser in einen Kübel und nahm die lahme Ljubka vor. Die siebenjährige Ljubka erwartete mit Angst die Reinigung. Und dann folgten der Reihe nach Dawidka, Lefka, Berka, Sofka, Rosatschka.

Jerochim war ein ruhiger, verträglicher Mensch und stritt nicht gern. Was nützt auch der Zank! Mag Zipka unrecht haben, sein Gemüt erleichtert das nicht.

Und Zipka war noch immer nicht beruhigt. Jetzt sprach sie von ihrer Mädchenzeit; dann wieder, daß Jerochim sofort nach der Hochzeit sich mit seiner unerfahrenen Frau bei seiner Schwester einquartiert, die ihr täglich und stündlich das Leben verbittert hatte, dann, wie man sie aus einer Wohnung in die andere gejagt, endlich sprach sie davon, daß sie jetzt mit der älteren Schwester Jerochims wohnen müsse, die auch eine Schlange sei wie die jüngere. Er hatte das alles schon hundertmal gehört.

Jerochim wußte nicht, wohin er sich vor allen diesen spitzen Reden flüchten könnte.

„Genug, genug," murmelte er. „Wasche die Kinder. Muß man denn bei der Arbeit unbedingt reden! Sei still, er kommt."

Jerochim verstummte plötzlich, als hätte ihm jemand die Kehle zugeschnürt.

Zipka schwieg auch. Ein Zittern überlief ihren Körper und ihr Atem stockte. Was werden sie jetzt beginnen! Unglückselige Närrin! Wozu hat sie heiraten müssen!

Und der Hausherr trat ein; er ahnte nicht, was sein Erscheinen bei diesen Armen bedeutete, und verlangte ruhig den Mietzins.

Jerochim stand kerzengerade vor ihm und bat stammelnd um Frist. Er hatte gestern die Arbeit abgeliefert, aber er er-

hielt den Lohn nicht; man hatte ihn ersucht, einige Tage zu warten. Was hätte er tun können; Schneider müssen immer warten. Aber das macht wirklich nichts aus. Der Hauswirt ist ja so gut. Er hatte immer Mitleid mit ihm. Und Jerochim ist ein pünklicher Mensch. Jerochim war immer pünktlich und wird es auch stets bleiben. Gebe Gott, daß man ihm seine Arbeit ehrlich bezahle. Jerochim wird nie eine fremde Kopeke berühren; nein, nein!

„Mit Ihnen hat man immer mehr Plackerei als mit sonst einem," sagte stirnrunzelnd der Hausherr; „warten und warten, immer dasselbe Lied; als wäre es ein so großes Kunststück, vier Rubel im Monat zu zahlen."

„Trauen Sie mir denn nicht?" fragte Jerochim besorgt. „Ich zahle einen Tag später, was liegt daran? Ich bin doch pünktlich, ich bin immer pünktlich, und eine fremde Kopeke rühre ich nie an. Gebe Gott, daß ich mein Geld bekomme, Sie werden der erste sein, den ich bezahle, wenn wir selbst auch nicht zu essen hätten; wie, Zipka?"

Jerochim stieß die Worte bebend hervor, und angsterfüllt dachte er, der Hausherr könnte die Wohnung bereits einem anderen vermietet haben. Wohin soll er dann mit den Kindern? Wer nimmt ihn auf mit einem Haufen Kinder für vier Rubel monatlich? Wo nimmt er das Geld her für den Umzug, wo die Summe für die Anzahlung? Zipka hatte Ljubka schon längst stehen lassen, und bei den letzten Worten Jerochims trat sie dicht an ihn heran, wie um ihn zu schützen und seine Worte zu bekräftigen.

„Nun, wann denn?" fragte der Hausherr.

„Morgen, morgen, selbstverständlich morgen, spätestens übermorgen," stieß Jerochim rasch hervor. „Ich bin ein pünktlicher Mensch, eine fremde Kopeke rühre ich nicht an, nein, nein."

Der Hauswirt ging, ohne ein Wort zu sagen, hinaus.

„Das iſt einer, der mich zugrunde richten wird," murmelte Jerochim, „der iſt mein Tod."

Zipka blickte haßerfüllt auf Jerochim und nahm ſich wieder der Ljubka an.

„Weißt du, was ich dir noch ſagen will?" fügte Jerochim hinzu. „Es ſcheint mir, daß ich bald erblinden werde. Zuſehends nimmt mein Augenlicht ab. Immer häufiger wird es mir ſo dunkel vor den Augen, und ich ſehe nicht, wie ich die Nadel führen ſoll. Gott ſtraft uns."

Und er begann mit der Fauſt die Augen zu reiben. Zipka blickte ihn nur an; der Kamm fuhr gewaltſam durch Ljubkas Haare, und Ljubka ſchrie auf.

* * *

Ein bedeutſamer Vorfall aus der letzten Zeit ließ die Mietefrage in ihrer ganzen Grauſamkeit und Unerbittlichkeit auftauchen.

Die jüngere Schweſter Jerochims, Feſga, dieſelbe, der Zipka die erſten Kümmerniſſe in ihrer jungen Ehe verdankte, heiratete vor etwa acht Jahren einen Schneider, einen ziemlich verſtändigen, tüchtigen Menſchen. Der lebensfrohe Mann hatte das Glück, einen Beſteller zu finden, verſtand es, mit ihm auszukommen, ihm gefällig zu ſein, ſo daß er nach zwei Jahren fleißiger, unermüdlicher Arbeit hundert Rubel erſpart hatte, mit denen er ein kleines Geſchäft fertiger Kleider am Markt eröffnete. Auch das glückte ihm. Er erweiterte ſein Geſchäft und errichtete neben dem Laden eine Werkſtatt. Nach vielen Selbſterniedrigungen und vielen Bitten Zipkas erhielt Jerochim hier Arbeit. Er war kein außerordentlicher Arbeiter, aber ein Menſch, mit dem man alles machen konnte. Jerochim brachte dort ſechs Jahre zu, kaum das notdürftige Leben herausſchlagend. Und mit jedem Jahre geriet er immer

mehr in Not, dank seiner Familie, die sich mit notwendiger Gesetzmäßigkeit von Jahr zu Jahr vermehrte. Gar viel bittere, schwere Augenblicke verlebte Jerochim in diesem Kreise, wo jeder es für seine Pflicht hielt, sich über seine Untüchtigkeit lustig zu machen, über seine geringen Geistesgaben zu spotten und ihn ob der alljährlichen Vergrößerung der Familie um einen Erben oder eine Erbin zu hänseln.

Jerochim schwieg stets. Er antwortete weder auf die Spöttereien noch auf den Hohn, und immer mehr sinnierte er über Frau und Kinder, die er auf seine Weise liebte und vergötterte, ohne je seine Gefühle zu offenbaren.

Während der letzten zwei Jahre brach ein neues großes Unheil über Jerochim herein, das ihn niederdrückte wie eine schwere Schneedecke. Seine Sehkraft verminderte sich. Die Augen begannen zu tränen; morgens waren sie von einem eitrigen Ausfluß verklebt, und etwas Graues, einem dichten Nebel Ähnliches hing stets vor ihnen. Heftige Kopfschmerzen gesellten sich bald hinzu, die von Anfall zu Anfall immer qualvoller wurden.

Doch Jerochim war so schlau, niemanden in der Werkstätte etwas merken zu lassen, obzwar er fühlte, wie es von Tag zu Tag schlechter um ihn stand. Aber ein so langer, qualvoller innerer Kampf ging nicht spurlos an ihm vorüber. Er wurde mißtrauisch und unruhig. Aufregende, schreckhafte Gestalten schlossen ihn allmählich in eine eigene lebendige Welt ein, die mit der wirklichen Welt, in der er lebte und litt, im Kampfe lag. Aber das Gefühl der Wirklichkeit und Selbstbeherrschung war noch mächtig genug in ihm, und je fürchterlicher und deutlicher die phantastische Welt in ihm auftauchte, desto eifriger strebte er, ihr zu entfliehen, desto leidenschaftlicher hütete er seine alltäglichen Gedanken, in denen er leichter und sicherer leben konnte. Und die Augen fuhren starrsinnig fort, sich zu verschlechtern. Seine Arbeit wurde immer schlechter,

als wäre er nachläſſig geworden, und was die Hauptſache war, ſie kam nur langſam vorwärts.

„Wirſt du endlich den Rock fertigbringen!“ fragte der Herr. „Ich habe noch nie einen Menſchen mit ſo kaltem Herzen arbeiten geſehen. Du ruinierſt ja mein Geſchäft, Jerochim. Gott ſei Dank, es gibt Geſchäfte genug in der Stadt, ſolch ein Glück finden die Kunden wohl überall!“

Jerochim ſtand das Herz ſtill bei ſolchen Worten. Das war es, wovor er zitterte, vor ſolch einem Augenblick hatte er Angſt.

„Was ſoll das heißen! Nähe ich etwa nicht! Ich nähe doch. Wie konnte ich denn, Chaim! Kann ich Geld von dir nehmen, ohne zu arbeiten! Nein, nein, Chaim, ich will auch keine Kopeke dir vergeuden.“ Und mit einſchmeichelndem Lächeln fügte er hinzu: „Ich — ich — war nur ein wenig zerſtreut. Sorgen habe ich, Gott ſei Dank, gerade nicht wenig, und der Rock muß jeden Augenblick fertig ſein. Gewiß, gewiß.“

Chaim ging voll Verachtung von ihm fort, und Jerochim verfiel wieder den auf ihn eindringenden Gedanken.

„Meine Kinder werden zugrunde gehen, meine Zipka wird zugrunde gehen.“

Und da ereignete ſich dieſer bedeutſame Vorfall.

Fejga kam zur Zipka. Sie kam, grüßte und ſetzte ſich dick und breit hin. Zipka, die ſie glühend haßte und ohnmächtig war, ihren Haß zu äußern, ſchickte Chanka zum Kaufmann um Tee, um den Gaſt zu bewirten.

Im Winkel ſpielte Ljubka mit Roſatſchka, einem lieben, ſchwarzäugigen Mädchen, und nähte ihr aus Lumpen eine Puppe, Dawidka ſaß auf der Diele und erzählte im Flüſterton dem Lefka, daß Wasjka, ein Sohn der Wäſcherin, eine große Spinne gefangen habe und ſie in der Apotheke verkaufen wollte, dort habe man ihn weggejagt, weshalb es heute kein Zuckerwerk gebe.

Die Spinne aber habe Wasjka im Faſſe, das neben dem

Stalle steht, ertränkt und sie dann in einer unheimlich tiefen Grube begraben; Petjka, ein anderer Knabe, erzählte ihm, daß man auch die Menschen in eine Grube eingrabe, und daß das sehr, sehr schrecklich sei. Der vierjährige Lefka hörte mit aufgerissenen Augen zu, schluckte häufig den Speichel und folgte gespannt und aufmerksam der Erzählung.

„Und hat Wasjka mit einer großen Schaufel gegraben?“ fragte er endlich und schluckte den Speichel.

„Nein, mit einem kleinen, schönen Messerchen.“

Mittlerweile betrachtete Sejga die schwangere Zipka und konnte sich nicht enthalten, sie mit spitzen Reden zu treffen.

Sie habe heute schon einen solchen Tag. Im Vorübergehen besuchte sie die lange Pesja, und die ist im vierten Monat. Was Zipka davon halte! „Wie kann man das aushalten! Verrückt sind sie geworden, diese Weiber, sicherlich verrückt. Wer hat je gehört, daß ein Weib jahraus jahrein entbindet! Kaum daß sie einen entwöhnt hat, oho, ist sie schon wieder schwanger!“

Sejga schlug rasch ihre Oberjacke auseinander, als wäre ihr ganz fürchterlich heiß geworden, und ohne auf die Entgegnungen Zipkas zu hören, sprach sie weiter:

„Ich würde begreifen, wenn eine reiche Dame so was tut. Aber Pesja, Pesja, die lange Närrin, die die Windeln nicht zu waschen versteht, die überhaupt keine Windeln hat, auch die geht mit einem Bauch. Nur Platz für sie, ist sie doch die lange Pesja! Natürlich, wie könnte auch die Welt ohne sie bestehen! Woher sollten die Menschen kommen, wenn die lange Pesja nicht darum Sorge trüge? Na, Pesjas Mann ist am Ende in der Tabakfabrik, und fünf, sechs Rubel bringt er schließlich doch am Samstag nach Hause; aber was hältst du von Dworka, das möchte ich gerne wissen! Wie! Du glaubst es nicht!“ — Zipka hatte nichts gesagt. — „Daß ich hier nicht

von der Stelle komme. Wie das! Ja, warum soll Dworka nicht schwanger sein! Hat denn die Arme keinen Mann! Zipka darf, Dworka nicht! Was!"

Sejga war ganz erhitzt, und die letzten Worte flogen gleich trockenen kurzen Schüssen aus ihrem Munde.

Zipka erriet längst, wo Sejga hinauswollte, aber sie hatte sich vorgenommen, ruhig zu bleiben. Jerochims Stellung hängt ohnehin an einem Fädchen: sollte sie selbst das Unheil heraufbeschwören!

„Weißt du, meine Teure," begann Zipka süß, „wenn wir Kinder haben und viele Kinder, ist das eben Gottes Wille. Und wenn Gott etwas will, du weißt, dann ist es auch. Deshalb murre ich nicht. Gott schickt die Kinder, er wird auch für sie sorgen. Sonst gäbe es ja gar keine Welt. Freilich, es ist schwer, acht Mäuler zu stopfen; man quält und quält sich, und endlich erinnert man sich doch, daß alle die Qual einmal ein Ende nimmt. Haben wir etwa nicht genug Beispiele! Der Knabe lernt. Er hat eine rasche Auffassung. Und alle, alle loben ihn, und welche Freude bedeutet das für uns. Du gehst mit ihm zu Besuch, du sitzest mit ihm, du sprichst, und plötzlich sagt jemand: „So sag' einmal etwas aus der Heiligen Schrift," und er nimmt ein Blatt der Gomorrha und beginnt singend und wie ein echter Gelehrter sich wiegend zu sprechen, und er spricht und spricht. Du aber und der Mann, dumm und unwissend, ihr sitzet da, und du taust geradezu auf vor diesen süßen Worten. Und alle beneiden dich und segnen den Leib, der einen solchen Sohn getragen. Oder man gibt den Jungen in ein Kontor. Wieder zeigt sich, daß er einen guten Kopf hat! Und in diesem Kontor steigt er immer höher. Mit welchen Herrschaften er da zu tun hat; es ist schrecklich, auch nur daran zu denken. Er fährt im Wagen, und wie ein Bild ist er angekleidet. Muß man dann noch in solchem Elend leben! Haben wir nicht Beispiele gesehen! Nein, meine Teure, die

Kinder sind ein Geschenk Gottes, und gute Kinder, das ist süß wie das Paradies."

„Darum bist du wohl auch schwanger!" fragte Sejga, die mit Mühe Zipka zu Ende gehört hatte. „Darum hat dich auch Jerochim mir an den Hals gehängt, sobald er heiratete, weil er solche Kinder erhoffte. Natürlich, von deinem unglücklichen Narren werden solche Kinder stammen. Ergötze dich nur an ihnen, das ist ja dein ganzes Gut."

„Was willst du von den Kindern!" Zipka fuhr auf und biß sich auf die Lippen. „Schimpf' nicht auf sie, Sejga! Schau deine an."

„Was, du sprichst über meine goldnen Kinder!" sagte Sejga, sich übersprudelnd. „Was kannst du über meine Kinder sagen, frage ich dich! Sind sie schmutzig, sind sie krüppelhaft oder sind sie Bettler, wie! Wissen sie, was ein Tröpfchen Sorge ist, seit dem Tage ihrer Geburt! Wie Püppchen sind sie! Gibt es auch nur einen Menschen, der an ihnen vorüberginge, ohne zu fragen: ‚Wem gehören diese prächtigen Kinder!' Und gibt es einen Menschen, der nicht sofort sagte: ‚Das sind die Kinder Sejgas vom Markte.' Wird jemand von deinen Kindern so reden! Totschlagen muß man sie, daß die Bettler sich nicht vermehren, und dich und Jerochim dazu. Wenn der Vater ein Krüppel ist und die Mutter nichts anderes versteht als schwanger zu sein, sollte man sie beide totschlagen. Ja, totschlagen, du sagst vielleicht nein, ich dachte, daß du nein sagen willst!"

Sejga stemmte die Hände in die Hüften, und mit wütendem Gesicht erwartete sie die Antwort, um Zipka zu zerfleischen. In diesem Augenblicke erschien Bejla, die ältere Schwester Sejgas, die von ihren Unterstützungen lebte, an der Schwelle.

„Guten Morgen, Sejga, warum strengst du deine Brust an! Ich war nicht imstande zuzuhören, so empört war ich. Nicht ein Jahr hältst du's aus. Bist du denn allein auf der

Welt! Du haſt ſolch einen Mann, ſolche Kinderchen, Engel; es gibt doch keinen Menſchen, der ſie nicht kennen würde, der nicht ein freundliches Wort für ſie hätte, und du richteſt deine Geſundheit wegen ſo lächerlicher Dinge zugrunde. Willſt du mit Zipka zu Ende kommen! Wenn der Krüppel Jerochim ſie nicht unterkriegen konnte, was kannſt du mit deinen klugen Worten da erreichen!"

„Weshalb kamſt auch du noch her!" ſagte Zipka, kaum das Schluchzen zurückhaltend, und ſchlug im Vorübergehen Ljubka auf die Wange. „Wird es denn ohne dich nicht gehen! Dreißig Kopeken willſt du ihr herauslocken, da kommſt du ſo heilig und ſo gut daher. Und was haſt du geſtern über Sejga geſprochen! Du warſt erſtaunt, daß ſie nicht platzt vor Fett. Und über ihre Kinder! Was haſt du über ihre Kinder geſagt! Skrofulöſe Fratzen ſagteſt du, und jetzt willſt du die Heilige ſein! O elende, elende Menſchen! Wann wird endlich Gott auch mir helfen!" ſchluchzte ſie plötzlich auf. „Mein Herz birſt, es birſt, dank euch. Euer verfluchtes Geſchlecht umſchlingt mich. Iſt denn Jerochim nicht euer! In meinem Blute fließt Geiſt, Gewiſſen, und bei euch! Noch ein Narr, noch ein Krüppel. Und wofür nur hilft euch Gott! Warum badet ihr zehn Jahre in meinem Blute! Wer hat mich unglücklich gemacht, wer mich in dieſe Hölle geführt, wenn nicht eure Güte . . ."

„Haſt du's gehört, Bejla!" ſchrie jetzt ſchon ganz ungeniert Sejga. „Wir haben ſie unglücklich gemacht. Gibt es einen Gott im Himmel! Als hätte eine andere Jerochim geheiratet. Die ganze Stadt wußte, daß er ein Krüppel iſt; und als hätte jemand anderer außer unſerem Narren Zipka genommen. Und wir ſollen euch helfen, als läget nur ihr auf unſeren Schultern! Meinſt du, ich wußte nicht, daß du ſchwanger herkamſt aus Polen, daß dein Liebhaber dich ſtehen ließ, daß du ein Kind hatteſt und als Amme dienteſt! Warſt du vielleicht

ehrlich, als du heiratetest? Ich wußte, daß du Jerochim betrogst, aber ich wollte mich nicht einmengen; dem Narren gebührte es so und dem unehrlichen Mädchen ebenfalls. Was jammerst du also? Muß ich einem Narren und einer Unehrlichen helfen? Den Hunden werfe ich es lieber vor als euch. Er hat sich erlaubt, dich in mein ehrliches Haus zu bringen, und ich mußte schweigen. Er meinte wohl, daß ich dir das Köpfchen streicheln werde, wie der Narr es tat. Oh, ich sah alles, alles. Wie er das Zimmer fegte, das Bett herrichtete, wie er dir die Schuhe anzog, und du saßest wie eine Königin und rührtest dich nicht. Aber ich wußte, daß das alles nichts ist. Ich wußte, daß bald, bald das Elend kommt, und dann Adieu Liebe, Adieu Zimmerfegen. Solange die Hochzeitsgeschenke da waren, war Liebe da, er sang dir noch seine kläglichen Schneiderliedchen. Als die Geschenke verkauft waren, da sang man andere Lieder. Oh, ich wußte alles, ich sah alles voraus. Wie du selbst das Zimmer fegen und aufräumen und wie du ihn von dir jagen wirst, daß er Brot schaffe. Da aber hast du dich arg verrechnet. Der Krüppel Jerochim konnte keine Frau ernähren, Kinder zeugen, Bettler in die Welt setzen, das ist seine Sache! Schneiderlieder singen, ja, das versteht er, aber Brot — das ist etwas anderes. Wie getraust du dich zu sagen, wir hätten dich unglücklich gemacht? Habe ich euch wenig geholfen? Wie ich Jerochim hinausjage, geht ihr alle zugrunde vor Hunger, und auf Gemeindekosten wird man euch begraben müssen. Für Leichenlinnen reicht das Geld nicht. Und du hoffst auf Gott und gebärst Kinder, unglückselige Närrin. Natürlich, es zeigt sich plötzlich, das Kind habe glänzende Fähigkeiten. Von wem nur, sag' mir doch, von dir etwa oder von ihm? Nein, dir hilft Gott nicht, Narren hilft Gott nicht."

„Ach laß, laß," unterbrach sie Bejla mit erheuchelter Teilnahme; „weißt du nicht, daß deine Worte vergebens sind!

Weshalb solltest du dich ihretwegen aufregen! Haben wir nicht genug Beispiele erlebt! Wo es nicht ehrlich zugeht, dort endet es schlecht. Und wo Liebe ist, da straft Gott. Hast du vielleicht aus Liebe geheiratet! Saßest du wie eine Königin, und dein Chaim, möge er gesund sein, hat er dir die Schuhe angezogen! Ein tätiger Mann hat mit solchem Unsinn nichts zu schaffen. Darum geht's dir auch gut, Gott sei Dank. Was er auch anfaßt, glückt ihm. Was hast du mit Zipka! Schone doch deine Kinderchen, deinen Mann, nicht Zipka. Genug von ihr und Jerochim."

Zipka stand vernichtet, unfähig, ein Wort hervorzubringen, da. Wieviel Wahrheit, wieviel reine Wahrheit lag doch in allen diesen Vorwürfen. Ja, sie hatte einen Geliebten gehabt, und der warf sie fort. Und ein Kind hatte sie von ihm, und Hungers starb es in fremden Händen. Alles, alles ist wahr, aber Jerochim hatte sie nicht betrogen. Ach, könnte man das Rad des Lebens zurückdrehen und ein neues Leben beginnen, wie sie es jetzt sieht. Wie viele Mißerfolge, Fehler, beabsichtigte und unbeabsichtigte, liegen hinter ihr, Fehler, deren sie sich jetzt so unaussprechlich schämt, die sie nicht ableugnen kann, wenn sie nur einen Tropfen Ehrlichkeit in sich hat. Freundliche, köstliche, junge Jahre! Weshalb doch folgt in der Blüte des Lebens, wenn es so schön ist, wenn uns soviel Lebensfreude erfüllt, weshalb folgt Fehler auf Fehler, Mißerfolg auf Mißerfolg! So leichtsinnig vergeudet man die Jugendkraft, und für die Zukunft bleibt ein so schwerer Weg, den später weder Arbeit noch Geduld erträglich machen kann. Hätte sie doch jemand belehrt, hätte jemand den Schleier der Zukunft ihr gelüftet, ihr gezeigt, was ihrer wartet, in wessen Hände sie kommt, wie aus dem jungen, kraftvollen, klugen, verständigen Mädchen ein beklagenswertes, hungerndes Weib wird, das ein halbes Dutzend hungriger Kinder umgibt und einen Krüppel als Helfer neben sich hat, dem täglich, stünd-

lich Blindheit droht! Zu spät, für alles zu spät. Mögen sie sie schmähen, geißeln, brandmarken! Es ist ja alles wahr, alles wahr. Aber nicht die ganze Wahrheit ...

In Verzweiflung rang sie die Hände, als ob sie diese seelenlosen Menschen anflehen wollte, zu glauben, daß es nicht die ganze Wahrheit sei, die sie ihr ins Gesicht schleudern. Wenn sie sie kennen würden, wenn sie das Herz vor ihnen öffnen könnte, daß sie mit einem Male ihr ganzes Leben daraus ablesen könnten ... Denn wo nähme sie Worte, alles zu erzählen!

Sie hatte Jerochim die Wahrheit nicht verheimlicht. Anfangs, als sie der Gedanke, ihr Glück zu verlieren, erbeben ließ, verbarg sie tief das schreckliche und doch so teure Geheimnis ihrer Vergangenheit, einer Vergangenheit, in der die besten Gefühle und Hoffnungen ihres Lebens in den Kot der Straße gestampft wurden, in der ihr geliebtes, schreckliches Leid ein Schauspiel wurde für ihr Heimatsstädtchen, wo groß und klein sie kannte. Als junges fünfzehnjähriges Mädchen, unerfahren, ängstlich, in jedes Steinchen ihrer Heimat verliebt, in die Menschen, in deren Mitte sie hier lebte, mußte sie allein nachts flüchten, Abschied nehmen für immer von der Stätte, wo sie genährt und erzogen wurde, und sich der Welle hingeben, unbekannt, wohin sie führt, unbekannt, zu welcher Tat. Damals zitterte sie, war sie bereit zu allem, daß Jerochim nur nichts erfahre — aber wie viele in ihrer Lage hätten anders gehandelt in diesem Augenblick? Doch als sie von Jerochims Liebe überzeugt war, gestand sie ihm alles, alles, ohne irgend etwas zu verheimlichen, und er hatte Mitleid mit ihr, dieser Narr Jerochim hatte Mitleid mit ihr; dieser Krüppel verabscheute sie nicht. Als hätte es weit vorne, weit auf ihrem Wege aufgeleuchtet, so glatt und eben schien ihr alles, wie von Gott gesegnet. Und da verließ sie ihr Traum. Und welch ein bescheidener Traum! War es zuviel, was sie erwartet hatte? Erhoffen sie viel, die Mädchen in ihrer Lage!

Wenn der Mann nur ein guter Arbeiter iſt, der ein Stück Brot für die Familie erwerben kann, einen Winkel, ſich hinzulegen; bedarf es mehr! Gewiß, in der allererſten Zeit gab ſie ſich dem Glücke hin: doch wie teuer bezahlt war mit drei Monaten Glück ein ganzes Leben von Mühen und Sorgen! Mußte ſie nicht bald ihre ganze Kraft der Arbeit widmen! Möge man ſie doch anſchauen! Erkennt man in ihr die blühende, rührige, geſunde Frau von einſt! Man ſehe doch ihre Hände an! Ausgetrocknet von der Arbeit — jeder Stoß kann ſie entzweibrechen; mögen ſie in ihrem Mund nach Zähnen ſuchen, nach ſchwarzen Haaren auf ihrem Kopfe.

Zipka war nicht imſtande, ſich auf den Füßen zu halten; ſie fiel aufs Bett und brach in Schluchzen aus. Bejla blickte Sejga in die Augen und lächelte ſchmeichelnd.

„Komödie," ſagte haßerfüllt Sejga, „mit ſolchen Komödien wickelte ſie unſeren Jerochim um den Finger. Ich habe mit meinem teuren Mann keine ſolchen Geſchichten gemacht. Liebe, Liebhaber — alte Geſchichten, damit wirſt du niemanden rühren. Hätte ich vor der Hochzeit ein Kind gehabt, ich hätte mich ſelbſt angeſpuckt. Ich bin ehrlich, Zipka, hörſt du, und niemand außer Chaim hat je dieſen Leib berührt. Wenn der Menſch ehrlich iſt, hat er das Recht zu allem, und Gott hilft ihm; mir hat Gott geholfen, du wirſt dich nie aus dem Elend herausarbeiten. Du haſt in mir eine Melkkuh zu finden geglaubt. Vergiß nur daran. Du bekommſt nicht eine Kopeke von mir. Sieben Jahre gebe ich dir nichts, und bis zu deinem Tode bekommſt du nichts. Und wenn du ausgeſtreckt daliegſt."

„Nun, dann hinaus, hinaus mit dir!" ſchrie Zipka außer ſich. „Möge Gott dich verfolgen von dieſer Schwelle bis zu deinem Tode. Möge das Unheil dich umgeben, wohin du dich auch wenden magſt. Mögen meine Tränen auf dich fallen, auf deine Familie, mögen die Menſchen voll Entſetzen dein

Schicksal anhören, mögen dich, dein Haus, deine Familie die Menschen meiden wie die Pest. Möge ..."

Zipka stürzte plötzlich mit dem Bauch auf die Diele hin, und mit ihren ausgebreiteten krampfhaft zuckenden Händen glich sie einem riesigen Vogel beim letzten Atemzuge.

Sejga und Bejla, zu Tode erschrocken, liefen aus dem Zimmer. Chanka stürzte hin zur Mutter und schluchzte über ihr wie über einer Verstorbenen.

Rasch füllte sich das Zimmer mit Menschen ...

* * *

Am nächsten Morgen, als Zipka vor Jerochim stand und voll Wut die Ereignisse des gestrigen Tages zum hundertsten Male erzählte und der gehaßten Sejga drohte und fluchte, öffnete sich unhörbar die Tür und der alte Selig, Kostgänger der hiesigen Gemeinde, trat in die Stube. Er trat nicht geradeaus ins Zimmer, sondern nach einer ganz eigentümlichen Art. Erst sah man den Kopf, dann zwängte er mühsam, als wäre der Eingang zu eng, die Schultern durch, dann erst überschritt er die Schwelle. „Friede mit euch," sagte er, nahm einen Sessel, hob vorsichtig seine Rockschöße in die Höhe und setzte sich behutsam nieder. Darauf zog er ohne Eile eine Schnupftabaksdose und ein großes farbiges Tuch aus der Tasche, nahm zwei tüchtige Prisen, wobei sein Gesicht für einen Augenblick äußerst aufmerksam wurde, schneuzte sich, und da Zipka sich noch immer nicht beruhigt hatte, mengte er sich in das Gespräch ein.

„Warum schweigst du!" kreischte Zipka, sich an Jerochim wendend, der mit gesenktem Kopf ihr gegenübersaß, „erwächst uns auch nur ein Stückchen Brot daraus! Du bist der Mann, nicht ich. Muß ich ans Verdienen denken! Mein Gott! So viele Kinder in die Welt setzen und so zu gar nichts, zu gar nichts taugen! Was werde ich heute den Kindern zu essen

geben, mein Fleiſch, meine Haut! Wirſt du Chanotſchka es beibringen, nicht hungrig zu ſein, oder Ljubka oder Roſatſchka! Und was fangen wir an, wir ſind doch auch lebendig! Nützt es was, daß du da ſitzeſt! Ein Mann regt ſich, er ſchnüffelt in der Luft nach einer Kopeke, ſein Kopf ruht keinen Augenblick. Du aber, Jerochim, biſt ein ewiger Krüppel. Taugſt du auch nur zu dem Geringſten, rührt dich denn überhaupt etwas! Nun, ſo mag Chanka Hungers ſterben. Um ſo beſſer für dich. Um einen Mund weniger."

„Was kann ich beginnen," erwiderte Jerochim, „ich fühle mich, als wäre ich ins Waſſer geſtürzt. Wohin kann ich gehen! Kennt mich jemand! Bei Chaim, da hatte ich meine Ordnung, meine Zeit, ich kannte meine Arbeit. Und jetzt! Weshalb ſollte ich früher aufſtehen! Wohin ſollte ich gehen! Kann ich aus mir ſelbſt Aufträge preſſen! So gut, ſo gut war's bei Chaim ... Es war der Tod nicht da, da haſt du ihn gefunden. Warum haſt du Fejga hinausgejagt! Sie haben mir in der Werkſtätte das lebendige Fleiſch vom Leibe geriſſen, und ich ſchwieg und verlor die Geduld nicht. Die Geduld verlieren! Habe ich vielleicht keine Familie! Da ſoll der Menſch wiſſen, daß er manchmal was vertragen muß ... Ich bin nicht der Herr, ich bin ein Arbeiter, was habe ich zu reden! Das wollteſt du nicht einſehen, und jetzt, da es ſchief ausging, ſoll ich die Schuld tragen."

Zipka hörte ungeduldig mit kaum merkbarem böſen Lächeln auf den Lippen zu, als bekümmere es ſie viel, ob der Menſch geduldig ſein müſſe oder nicht.

„Das alſo muß ich wiſſen, das! Nein, ſagen Sie doch, Selig, haben Sie je einen Menſchen geſehen mit ſolch einem Kopf! Natürlich hat er recht. Ich habe gefehlt, daß ich Fejga hinausgeworfen habe. Nun, ich bin dumm — gut; aber ich rede jetzt über andere Dinge. Ich rede davon, daß er untüchtig iſt, daß ſein Kopf ſchläft, daß er zu nichts taugt. Es war ihm

gut, als er sich an Chaim anklammern konnte, doch der Mensch lebt nicht von Chaim allein. Hat denn jeder Mensch seinen Chaim? Und was hätte er getan, wenn Chaim, möge es in einer glücklichen Stunde gesagt sein, wenn Chaim gestorben wäre? Dann müßten wir uns also mit den Kindern ins Wasser stürzen. Was sonst? Ach, Selig! Es gibt nichts Traurigeres, als wenn das Weib klüger ist als der Mann. Wäre ich eine dumme Gans, würde ich alles gut finden, was geschieht. Wenn man etwas nicht versteht, tut es auch nicht so weh. Wird er sich rühren, um Arbeit zu suchen? Jetzt muß ich der Mann sein. Ich werde laufen und Kunden suchen."

„Niemand weiß, was morgen geschieht," sagte Jerochim vorsichtig. „Wissen wir etwa, was aus uns wird? Ist doch der große Gott oben im Himmel, das weißt du nicht!"

„Still, still," mengte sich endlich Selig ein. „Der, dessen Namen auszusprechen wir unwürdig sind, ist im Himmel. Aber davon später, später. Still, still, sage ich dir. Das ist das eine. Und was bedeutet es, daß Jerochim die Arbeit verlor? Da muß man die Erklärung oben suchen. Gestern hat man Gedalja begraben, was bedeutet das? frage ich dich. Er hat acht Kinder hinterlassen und eine kranke Frau. So sag' mir, Jerochim, der, dessen Namen wir auszusprechen unwürdig sind, ist doch im Himmel . . .! Geh hin und verstehe es, warum Jerochim arbeitslos wurde und Gedalja gestorben ist! Das ist das zweite. Nun ist aber noch eine weitere Sache da. Leiser, der Reiche, kaufte vorige Woche hunderttausend Viertel Weizen und gewann in einer Stunde zwanzigtausend Rubel. Was bedeutet das? Der Mensch ist kinderlos, reich — gebe es der Allmächtige jedem Juden — und plötzlich noch zwanzigtausend Rubel. Wie ist das zu begreifen? Es muß doch irgendeinen Sinn haben, daß Gedalja gestorben ist, Jerochim arbeitslos wurde und Leiser zwanzigtausend Rubel gewann. Deshalb sage ich, suche die Erklärung oben, nicht in den Din-

gen, ſondern über den Dingen. So muß es wohl auch ſein. Der, der ewig lebt, weiß, was er tut; ‚du, Gedalja,‘ ſagt er, ‚der du acht Kinder haſt, du komme zu mir, dich brauche ich, und du, reichgewordener Geizhals, vom Gelde Geblendeter, ſitze unten und herrſche, auch deine Stunde ſchlägt einmal, und du, Bettler Jerochim, bleibe ohne Arbeit, ſo will ich, ſo muß es ſein.‘ Ich aber ſage dir, Zipka, daß es gut und weiſe iſt. Die Menſchen haben ja den Allmächtigen ganz vergeſſen. Haſt du auch ein einziges Mal nur geſagt: ‚Gelobt ſei der Allmächtige!‘ Haſt du auch nur einmal an die Weisheit ſeiner Taten geglaubt! Alles fandeſt du ſchlecht. So hat alſo der Allmächtige dir gezeigt, daß es noch nicht das Schlimmſte war, daß es noch Schlimmeres gibt. Was ſoll das bedeuten! Es bedeutet, daß es immer noch ſchlechter werden kann, wenn es auch noch ſo ſchlecht iſt. Und deswegen mußt du immer dankbar ſein, und das haſt du vergeſſen.“

Selig atmete einen Augenblick lang auf. Er warf den Kopf zurück und ſtreckte die Hand nach der Doſe aus. Jerochim ſaß mit erhobenem Kopfe, und ſeine Augen, die immer ſo apathiſch waren, glänzten. Das waren auch ſeine Gedanken. Wer kennt die Wege Gottes! So muß es auch ſein; ſo war es wohl bei ſeiner Geburt im großen Buche des Schickſals eingetragen.

In Zipka ging augenſcheinlich ein Kampf vor ſich. Bald glühten ihre Augen, bald erloſchen ſie, aber das Toben im Inneren gewann Oberhand.

„Ich habe Gott nicht vergeſſen, Selig,“ ſagte ſie leiſe, doch leidenſchaftlich. „Nein, ich habe Gott nicht vergeſſen. Sagen Sie nur das nicht; aber wenn der Magen zu eſſen verlangt, ſo heißt das, daß er hungrig iſt, ſonſt nichts. Und wenn ich nicht dreißig Kopeken in der Taſche habe, um ein Mittageſſen zu kochen, ſo bedeutet das, daß meine Kinder hungrig ſind, und nichts anderes. Ich habe an Gott nicht vergeſſen, aber

Gott hat an mich vergessen. In dem großen Buche des Schicksals ist ein für allemal jeder meiner Schritte, jeder Gedanke eingeschrieben, und dann kümmert sich niemand mehr um mich. Jetzt arbeite dich heraus. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß ich mich nur selbst um mich kümmern muß, und Gott gab mir dazu meinen Kopf. Was reden Sie mir vom Leiser? Bin ich etwa neidisch? So ist es ihm vorher bestimmt und anders kann es also nicht sein. Wenn ich nun sinne und suche, wo eine Kopeke zu verdienen wäre, um nicht zu verhungern; wenn ich einmal wissen möchte, wie ein Feiertag aussieht; wenn ich wünsche, daß Jerochim tüchtiger werde und keine Furcht vor dem Hausherrn haben müsse, dann ist das auch in dem großen Buche des Schicksals eingetragen, und Gott selbst will es so. Und wenn ich es unterlasse, zu sagen: ‚Gott sei gelobt,' wenn es uns schlecht geht, so ist dies eben auch in dem großen Buche des Schicksals vorherbestimmt, und Gott wollte es. Alles, was ich tue, ist Gottes Wille, das heißt also, ich vergesse ihn nicht, vielmehr erfülle ich seinen Willen. Oh, ich glaube an Gott, aber wenn es mir weh tut, bin ich sündhaft, weil ich schreie? Aber ich habe nichts gegen Gott. Es muß mir wohl so weh tun. Nur gegen Jerochim habe ich etwas. Gott machte ihn zu einem Schneider, jetzt liegt es an ihm, auch ein guter Schneider zu sein. Und das eben will ich von ihm. Ein Mensch, der einen Haufen Kinder im Zimmer hat, muß arbeiten und darf kein Krüppel sein."

„Du sprichst wie eine Närrin," sagte Selig. „Nun geh und töte Jerochim und die Kinder; das ist wohl auch im Buche eingetragen. Warum tötest du sie nicht? Du verstehst einfach nicht, was du sprichst. Der Mensch darf nur den rechten Weg gehen. Wir haben noch andere Bücher, die uns lehren, wie wir zu leben haben. Es heißt: ‚Stiehl nicht, töte nicht, brich die Ehe nicht, liebe und lobe den Allmächtigen.' Weißt du das nicht!"

„Hören wir endlich auf, darüber zu sprechen," rief Zipka zornig. „Die Gespräche führen zu nichts. Ich war dumm, zu beginnen: ich wäre schon Gott weiß wo gewesen. Unglückseliges Leben! Jetzt muß ich die Kinder allein lassen und Arbeit suchen für diesen Tölpel."

Alle verstummten. Jeder saß mit gesenktem Kopfe da, als schämte er sich, dem anderen in die Augen zu blicken.

Zipka kleidete sich rasch an, warf einen Schal um und ging, nachdem sie Chanka aufgetragen hatte, Rosatschka zu bewachen, hinaus.

„Ich weiß nicht, wohin sie laufen wird," wendete sich Jerochim an Selig. „Da läßt sie die Kinder stehen und geht fort. Was soll ich mit ihnen anfangen!"

Die krumme Ljubka, die wie immer neben Jerochim am Fensterbrett saß, erinnerte sich plötzlich, daß sie noch nichts gegessen habe, und begann zu weinen. Als Jerochim ihre Tränen sah, knickte er zusammen und wurde unruhig.

„Nun, was sagen Sie zu meinem Leben, Selig! Gibt es einen Menschen auf der Welt, der so unglücklich ist wie ich!"

„Du sprichst wie ein Kind," erwiderte Selig versöhnend. „Ist denn dies hier unser Leben! Hier sind nur die Dinge. Sonst nichts. Die Dinge sind bald etwas besser, bald etwas schlechter; aber das ist einerlei, Jerochim. Wenn Leiser Fisch und Fleisch mit Silberlöffeln ißt und du einen Hering, hat das etwas zu bedeuten! Der Hering wie das Fleisch, du wie Leiser, alles wird zu nichts. Es ist nichts und wird zu nichts. Hinauf, nur hinauf muß man blicken!"

„Ach," Jerochim winkte mit der Hand ab. „Sie haben nie Kinder gehabt, man merkt's an Ihren Reden! Wenn das Herz schmerzt, schmerzt es. Unglückliche Zipka, unglückliche Kinder! Hat sie nicht recht! Wozu tauge ich! Bin ich ein guter Arbeiter! Habe ich einen guten Kopf! Wenn ich nur Gott nicht fürchtete, ich hätte schon längst Hand an mich gelegt. Ein

Mensch, der nichts zu verdienen versteht, braucht nicht zu leben." Jerochim senkte den Kopf. Ein schweres Schweigen währte einige Augenblicke. Selig nahm eine neue Prise und zog sie tief ein.

„Das sind alles Worte, Jerochim," sagte er, „nichts anderes. Worte und Dinge, ist das nicht eins! Ich habe dir schon gesagt, daß man in Freud wie in Leid über den Dingen stehen muß. Man darf nie vergessen, daß alles, was hier geschieht, wie ein Tag vergeht und nie wiederkehrt. Nie wiederkehrt, Jerochim. Wozu sich also grämen! Die Hauptsache ist, nie zu vergessen, daß in allem, was geschieht, die Hand des Allmächtigen zu suchen ist. Darin liegt das Ziel unseres Lebens. Ihn, ihn suchen! Dazu sind die Dinge gegeben. Alles, was hier auf Erden geschieht, alles ist ein Geheimnis ohne Anfang und ohne Ende, und der ganze Sinn, die einzige Freude des Menschen kann nur sein, dieses Geheimnis zu begreifen, denn überall und in allem ist derjenige, dessen Namen auszusprechen wir unwürdig sind. Einer quält sich, ein anderer freut sich, der eine ist krank, ein anderer gesund. Den einen friert's und er hungert, und ein anderer ist satt, beschuht, gekleidet; doch das, Jerochim, ist einerlei; das sind alles Dinge und nichts mehr. So wollte es der Allmächtige und so muß es sein. Heute bist du arbeitslos, das ist gut und weise; deine Kinder hungern, das ist auch gut. Zipka läuft umher, vielleicht nutzlos; auch das ist gut, Jerochim; alles, alles ist gut, alles hat einen tiefen Sinn, und man muß sich bemühen, diesen Sinn zu erfassen. Darin liegt der Sinn des menschlichen Lebens. Nur so kannst du das Vergängliche, das Irdische besiegen und dich dem Ewigen nähern. Was ist Hunger, Krankheit, Tod! Es ist nichts, sage ich, Jerochim, und mir ist wohl zumute, weil es auch nichts ist. Ich stehe über den Dingen und suche in ihnen einen einzigen gemeinsamen Gedanken, und wenn es mir gelingt, die Fäden zu vereinigen, dann weiß

ich, daß ich ein Menſch bin, und ich freue mich, den Allmächtigen zu begreifen. Es iſt z. B. ein Brand im Hauſe; die Gegenſtände fangen zu brennen an, und wenn ſich die Menſchen nicht geflüchtet haben, verbrennen ſie auch. Was bedeutet das? Die dummen Menſchen weinen, und ich ſtehe über den Dingen und weiß, daß der Allmächtige es getan hat, auf daß das Haus und die Menſchen verbrennen. Was tut's? Es brennt, mag es nur; was zu retten iſt, wird ohnehin gerettet, doch das wollte Er, und tut Er es etwa bloß in Laune? So iſt es auch mit dir. Warum biſt du ein Schneider und nicht ein Kaufmann, und ein ſchlechter Schneider? Ich ſtehe über den Dingen und weiß, daß Er es ſo will, und ſo muß es denn auch ſein. Zipka ringt die Hände, die Kinder weinen und ich ſuche Ihn. Vielleicht iſt es auch, auf daß du morgen einen Sack voll Gold findeſt, weiß ich es!"

Selig verſtummte ermüdet. Jerochim wendete den Blick nicht von ihm.

„Ich verſtehe nicht gut, was Sie mir geſagt haben, Selig; doch wenn es ſo wäre, wie ich es verſtanden habe, könnte wohl die Welt nicht beſtehen. Sollte ich es nicht empfinden, wenn meine Kinder hungrig ſind? Wozu hätte ich dann gearbeitet? Das wäre doch eigen. Ich begreife es nicht, Selig, und der Kopf ſchmerzt mir von Ihren Worten ... Gut, wenn es mir wehe tut; gut, wenn meine Kinder Hungers ſterben. Gott ſelbſt weint ja darüber. Wiſſen Sie das nicht? Sie haben leicht reden, nicht ich. Sie haben nie Kinder gehabt, nie ein Weib; Sie ſitzen immer im Bethaus, und an das Brot brauchen Sie nicht zu denken, da denken die anderen daran. Und wer denkt an mich? Wie könnten Sie wiſſen, wie die Menſchen leben! Ich habe Kopfſchmerzen von Ihren Reden."

Jerochim wendete den Blick ab, als ſchämte er ſich. Dann ſagte er plötzlich voll Bangigkeit: „Gott weiß, wo Zipka jetzt iſt."

Selig erhob ſich vorſichtig, ließ die Rockſchöße fallen, ſtreifte

mit dem Taschentuche den Tabak von der Brust, ging zur Tür und sprach:

„Was du sagtest, Jerochim, ist keinen Heller wert, das sage ich dir ... Alles, was hier auf Erden geschieht, wiederholt sich nicht ein zweites Mal; deshalb soll man nicht weinen, vielmehr soll man es erfassen und sich bemühen, es zu verstehen; denn wer neben dem Allmächtigen stehen will, der muß in allem seinen Fingerzeig sehen. Alles andere sind Dinge, nichts mehr."

Selig steckte erst den Kopf hinaus, dann zwängte er die Schulter mühsam durch, als hätte Jerochim ihn hinausgedrängt, und dann trug er die Beine hinaus.

Jerochim sah aus dem Fenster zu, wie sich die Gestalt Seligs langsam entfernte.

* * *

Und nun begann ein jammervolles Leben: Zipka lief vom Morgen bis zum Abend unter ebenso armen Teufeln umher, wie sie selbst war, erzählte von ihrem Unglück, von ihrer Vergangenheit, wer Jerochim sei, wie viele Kinder sie habe, wie krank sie sei und was den Kindern fehle, wer Bejla und Sejga seien, und erweckte durch ihr Stöhnen, ihre Tränen und durch die innige Aufrichtigkeit ihrer Worte Teilnahme und Wohlwollen. Erhielt sie irgendeine Arbeit, so lief sie gleich nach Hause, wenn sie auch am anderen Ende der Stadt war, übergab die Arbeit Jerochim, schaute eilig nach der Wirtschaft und den Kindern, und das alles tat sie wie besinnungslos, wie haßerfüllt, und dann lief sie wieder fort, um zu bitten und sich zu demütigen. Jerochim half ihr auch und suchte seinerseits nach Arbeit. Doch er fand nie etwas Rechtes. Wenn er etwas fand, war es unbedingt bei einem ganz armen Menschen, der nichts zahlen konnte.

Chanka führte die Wirtschaft.

Doch wie sehr sie sich auch bemühte, um eine gewisse Ordnung im Zimmer aufrechtzuerhalten und die Wirtschaft nicht ganz fallen zu lassen, dem Ansturm der Armut war sie nicht gewachsen. Von niemandem hatte sie Hilfe zu erwarten. Die krumme Ljubka saß stets stumm auf ihrem Platze am Fensterbrett neben Jerochim und blickte hier und da auf den Hof hinaus, und mit ihren mageren Fingerchen klopfte sie auf das Fensterglas. Woran dachte dieses schweigsame Mädchen den ganzen Tag! Sann sie über den Hunger und über den Jammer zu Hause, oder über ihr Gebrechen, das sie für immer an eine Stelle fesselte! Dachte sie an die Zukunft oder an die Vergangenheit! Stets schwieg sie so ernst und verschlossen, und nur wenn der Hunger sie quälte, fing sie ohne Klage zu weinen an. Und die arme Chanka wurde erdrückt durch die Wirtschaft, und allmählich wurde sie böse, gereizt, der Mutter ähnlich.

Sie aßen und tranken nie mehr zur Zeit. Wie zufällig ernährten sie sich. Das Zimmer sah verwahrlost und schmutzig aus. Jedes Winkelchen weinte in seiner Art. Dort lag, nur mit einem Hemdchen bekleidet, Rosatschka im Schmutze und kaute an einer schmutzigen Brotrinde, die ihr Chanka in das Händchen gesteckt hatte. Etwas weiter glänzte eine Pfütze schmutzigen Wassers, das aus dem Waschtrog geronnen war, auf der Diele, und dieselbe Chanka wusch in dem Trog die Wäsche. In einer anderen Ecke war stets Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Jerochim saß schmutzig, halbnackt, bloßfüßig, mit eingefallenen Wangen, schweigsam da ... Mit Zipkas Erscheinen am Abend kam einige Bewegung und etwas Ordnung in die Stube. Ausgehungert, kaum sich auf den Füßen haltend, stürzte sie sich mit dem Aufwand der letzten Kräfte gegen den so gehaßten Schmutz und reinigte, fegte, badete die Kinder, und alle im Zimmer trieb sie zur Hilfe an. Dann

begannen die Gespräche, die so wohl bekannten, langen, unnützen, aufregenden Gespräche. —

Und man hatte über etwas zu sprechen.

Für den letzten Monat war die Miete nicht bezahlt, und jetzt rückte der nächste Monat heran. Der Hausherr war wütend, er drohte sie auf die Gasse zu werfen und wollte sogar zu Gericht gehen. Diese Drohung wirkte auf Zipka wie Stockhiebe auf den Kopf. Sie rief Zuckungen in ihr hervor und den trotzigen Wunsch, zu schreien, zu jammern, mit Füßen zu stampfen. Wie sehr sie sich auch quälte, wie sie auch die Ausgaben einschränkte, es gelang ihr nicht, das Geld für den Zins zusammenzubringen. Eine Zeitlang lief sie in der Stadt umher mit dem tollen Gedanken, vier Rubel auf der Straße zu finden, und wie wahnsinnig stürzte sie sich auf jedes farbige Papierblättchen, das sie am Wege fand. Ihren Mann haßte sie zu jener Zeit bis zur Raserei. Der Anblick der Kinder rief in ihr nur den einen Wunsch hervor, allen bis zu dem letzten den Hals durchzuschneiden, auf daß sich die Bettler nicht vermehren. In manchen Augenblicken verfiel sie in einen Starrkrampf: dann war ihr jede Bewegung und das Umherirren zuwider, und stundenlang blieb sie an einem Platze, stützte das Kinn in die Hände und blickte ziellos vor sich.

Doch das größte Unglück stand ihr noch bevor. Jerochim unterschied von Tag zu Tag schlechter die Gegenstände. Er mußte immer häufiger seine Augen anstrengen, um etwas zu sehen. Aus Mitleid getraute er sich nicht, Zipka die Wahrheit mitzuteilen, um sie nicht gänzlich zu Boden zu strecken. Er zog es vor, sich selbst zu quälen in Furcht und Verzweiflung. Das ganze fürchterliche Bild der Zukunft stand vor ihm wie auf der Handfläche. Alles war hier, was die entsetzte Phantasie aus Ahnungen erschaffen konnte. Er hörte das Weinen und Fluchen Zipkas, das tolle Heulen der Kinder und lange,

unnütze, aufregende Gespräche, wie Zipka sie so meisterhaft zu führen verstand. Die Kinder standen da, verhungert, blau geworden, und streckten die Hände, Brot heischend, aus. In seiner erschreckten Phantasie vermengten sich die Menschen, und wenn er in seine Gedanken versank, vergaß er, ob er Jerochim oder ob Chaim Jerochim sei, ob Zipka Sejga, ob Zipka weder Zipka noch Sejga sei, sondern etwas Drittes, Fremdes.

In der letzten Zeit begann ihn der Gedanke an den Selbstmord zu verfolgen. Dieser Gedanke entstand auf sehr einfache und natürliche Weise als ein Ausweg aus den Übeln. Alle die aufdringlichen Gedanken verloren plötzlich ihren Ernst und ihre Gewalt, traten zurück, und der Gedanke an den Selbstmord wurde ihm lieb. Wenn Zipka und die Kinder eingeschlafen waren, begann er von einem Winkel in den anderen zu irren, bloßfüßig, um die Schlafenden nicht zu stören. Er erinnerte sich an Selig und an dessen Hinweis auf den Finger Gottes, und er bemühte sich vorzustellen, daß alles gut und weise sei und daß auch seine Gedanken gut und weise seien. Manchmal fiel sein Blick auf Zipka, die zusammengekauert in ihrem Winkel lag, und es drängte ihn, stehenzubleiben und sie anzusehen. Beklemmende Bangigkeit preßte sein Herz zusammen, und er pflegte lange an einer Stelle zu stehen, bemüht, seine Stimmung zu bewahren, bemüht, sich an manches aus ihrem langen, gemeinsamen Leben zu erinnern. In anderen Augenblicken strömte es wie ein Hauch von Liebe durch sein Herz, und es zog ihn hin, ihr Gesicht zu glätten, ihr etwas Zärtliches, Liebevolles zu sagen, wie einst ... Und dann irrte er wieder aus einem Winkel in den anderen, und wieder schlichen heran die gleichen Gedanken an Brot, an die Miete, an Verdienst, an den Tod ...

* * *

Am Tage nach dem Richterspruch, der dem Hausherrn das Recht einräumte, sie von der Wohnung zu verjagen und ihr Hab und Gut zu seinen Gunsten zu verkaufen, beendete Jerochim eine Postarbeit. War es Kummer oder war es Sinnen, aber an diesem Tage sah er so schlecht, daß er genötigt war, die Arbeit insgeheim zu unterbrechen. Zipka war an diesem Tage nicht ausgegangen, da sie nirgends zu tun hatte. Sie trat an keine Arbeit heran und saß die ganze Zeit unbeweglich, wie aus Stein gehauen. Die Kinder hatten seit dem Morgen nichts gegessen und weinten. Chanka tröstete sie, wie sie konnte, und zerriß sich förmlich, um überall zurechtzukommen . . .

Plötzlich sprang Jerochim von seinem Sitze auf, schrie mit einer ganz fremden Stimme, schlug die Hände zusammen, griff nach dem Kopf und fiel auf den Sessel zurück.

Zipka stand im Augenblick neben ihm.

„Was, was ist?“ schrie sie. „Was hast du gesagt?“ Sie blickte forschend seinen bebenden Körper an, und Schweißtropfen traten augenblicklich an ihrer Schläfe hervor. Schreckliche Laute drangen aus dem Halse Jerochims und sie schienen ihr fremd, herzlos, und wahnsinniges Entsetzen ergriff sie, da auch die Kinder ihn umringt hatten und jedes nach seiner Art zu schreien begann.

„So sag' doch, was mit dir ist!“ schrie sie fast besinnungslos. „O dummer unglückseliger Mensch, auch zu erzählen versteht er nicht!“

„Ich bin erblindet, Zipka, ich sehe gar nichts mehr,“ schluchzte Jerochim. „O Gott, Gott! Wo bist du, Zipka, mein Herz, meine Seele! Wo sind die Kinderchen! Steht hier neben mir, ich fürchte mich!“

Er setzte sich sicher auf den Sessel und begann zu suchen und mit den Händen zu tasten, kläglich bebend.

Die Haut auf dem Kopfe Zipkas begann sich zu bewegen. Mit einem wilden, durchdringenden Blick übersah sie noch

einmal seine Gestalt; ein seltsamer Gedanke blitzte durch ihren Sinn — sie erinnerte sich später daran — und plötzlich begann sie wie toll zu jammern.

„Du darfst nicht, du darfst nicht, hörst du! Du darfst nicht blind sein! Ich erlaube es nicht. Du darfst nicht! Ein Mensch, der acht Kinder hat, darf nicht blind sein. Er muß sehen und gut sehen. Das weißt du nicht! Mein Gott! Gott!"

Sie rang die Hände, schleuderte die Kinder, deren Anblick sie erschöpfte, nach allen Richtungen und stand gleich wieder neben Jerochim.

„Du darfst nicht, darfst nicht," schrie sie starrsinnig, „du darfst nicht blind sein! Wenn man den Menschen auf die Gasse hinauswirft, muß er sehen können, wohin er zu gehen hat. Wohin werden wir gehen! Morgen werden wir auf der Gasse stehen, und unser Hab und Gut wird verkauft. Wohin werden wir also gehen! Eine Menge wird sich um uns ansammeln, aber niemand wird uns einen Groschen geben. Was werde ich mit den Kindern anfangen! O du verfluchter Krüppel! Warum, warum hast du geheiratet! Sprich nicht, schweig, schweig! Ich sage dir, ich werde den Kindern und mir selbst den Hals durchschneiden. Nur du wirst am Leben bleiben. Gott, mein Gott! Schweig, schweig! Ich werde dich zu Fejga schicken. Mag sie dir einen Stock kaufen, daß du über die Gasse gehen kannst. Ich werde nicht auf dich schauen. Ein schönes Geschenk schicke ich ihr!"

Plötzlich blickte sie Jerochim an, und ihr ganzer Zorn verschwand augenblicklich. Ein qualvolles, aufregendes Gefühl von Mitleid überströmte ihr Herz wie ein süßes Gefühl der Versöhnung, und sie fühlte sich plötzlich schwach und ohnmächtig vor den unerforschlichen Wegen Gottes. Dieses Gefühl hatte sie blitzartig auch früher erfaßt, aber der Zorn überwältigte ihre Demut vor Gott. Jetzt trat etwas Neues vor ihr auf.

Selig stand plötzlich vor ihrem Bewußtsein, und sie hörte seine Worte von der Ergebung in alles.

„Alles, alles ist gut und weise, so will es der große Gott. Hunger und Krankheit und Tod, alles, alles ist gut."

Ein seltsames Beben überlief ihren Körper, und etwas Erhaben-Freudiges senkte sich in ihre Seele. Aber wenn das Herz weh tut, tut es weh, erwog sie verwirrt.

„Ja, wenn es weh tut, tut es weh; aber tut es denn Jerochim nicht weh? Und gibt es auch nur einen Menschen, der nicht Schmerz empfindet? ... Mag Jerochim ein Krüppel sein, ein Blinder; doch Gott sieht es, er läßt es zu, so muß es wohl einen Sinn haben. Werden sie denn ewig leben? ... Einmal muß doch dieses Elend ein Ende nehmen. Und dann wird nichts mehr sein: Weder Jerochim, noch Zipka, noch die Kinder, noch die Qualen. Erinnert sie sich an den gestrigen Hunger, an die gestrige Müdigkeit? Und morgen wird sie sich nicht mehr dessen erinnern, was heute war."

Jerochim fuhr fort, mit den Händen zu tasten, als wäre er nie sehend gewesen.

„Zipka, Zipka," flehte er, komm doch zu mir, reich' mir deine Hand und schreie nicht! Hat mich Gott nicht genug gestraft? Früher sah ich dich, meine Kinderchen, ich konnte gehen, wohin ich wollte, jetzt bin ich ganz verloren. Weshalb bist du so böse? Habe ich dir je widersprochen? Du wolltest dies, so war es; du wolltest jenes, ich tat, wie du wolltest. Was kann ich bei Sejga beginnen? Sie wird mir das Fleisch vom Leibe reißen. Weshalb zu Sejga! Ich werde zu Hause sitzen und die Kinder hüten!

Er begann wieder zu weinen, ließ die Hände fallen und den Kopf niedersinken.

Zipkas Herz schauerte. Ist denn Jerochim nicht ihr Fleisch und Blut? Haben zehnjährige gemeinsame Leiden nicht eine Kette geschmiedet, an die sie beide gefesselt sind?

Und mit einer Leidenschaft, die sie in allem und jedem kennzeichnete, stürzte sie zu ihm, kauerte neben ihm nieder, rief die Kinder zu sich und befahl ihm, sie mit den Händen zu betasten.

„Weine doch nicht, weine nicht," tröstete sie ihn, „wir sind ja alle wieder hier. Erkennst du diese Hand! Das ist Chanotschka, hier Ljubka, dies Rosatschka: nimm sie auf den Arm und weine doch nicht. Wir haben ja noch den großen Gott im Himmel. Vielleicht erholst du dich noch. Gott, Gott! Nun, dummes Kind, so weine doch nicht! Kinder, bleibt hier neben dem Vater stehen. Hier sind sie, küsse sie, o du unglücklicher, unglücklicher Mensch!"

Jetzt erinnerte sie sich daran, wie fröhlich und heiter er als Bräutigam war, welche schöne Lieder er ihr gesungen hatte. Wohl hatte sie Grund, zu weinen über diese Lieder. Und wer hätte nicht geweint bei solchen Worten: „Dem einen geht's gut, dem andern geht's noch besser; Kaffee trinkt er mit Zucker. Warum sind aber meine besten Jahre so traurig, so bitter verflossen!"

Als hätte man für sie dies Lied erdacht. Warum sind ihre besten Jahre verflossen, so traurig, so bitter! Allmählich schwand die Rührung, und die alltäglichen Gefühle und Gedanken bemächtigten sich ihrer merklich.

„Nicht daß du erblindetest, ist das Übel, Jerochim. Gewiß, es ist ein Übel, gewiß, kein Hund mag dich beneiden. Doch es ist nicht das Schlimmste. Wenn Chaim erblindet wäre, es wäre nichts Schreckliches. Sejga hätte ihn behandeln lassen, weil ja Chaim Geld hat, und du, hast du etwas beiseite gelegt! Als ich deine Braut wurde, da wußte ich ja gar nicht, wie unendlich beneidenswert ich bin. Ist es denn ein Geringes: ein Schneider! Ich glaubte, es müsse mir nicht bange werden, die Welt zu durchqueren. Wie konnte ich das wissen!"

Sie begann sich aufs neue aufzuregen.

„Was nützen deine Worte, Zipka, mit wem und worüber sprichst du! Du sprichst mit einem Toten, ja mit einem Elenderen, als mit einem Toten. Ist es nicht dasselbe, als wenn du den gestrigen Tag zurückrufen wolltest! Du hast ja recht. Ein guter Arbeiter war ich nie; aber ein Stück Brot konnte ich verdienen. Gewiß, jetzt tauge ich zu nichts mehr. Ich bin alt, ich bin schwach, überarbeitet. Aber erinnere dich — es ist nicht ein und dasselbe, zwei Menschen zu ernähren und zehn. Und ich habe durch zwölf Jahre zehn Menschen ernährt."

„Du wirst immer recht behalten," schäumte Zipka auf. „Wie leben denn die Menschen alle! Wenn der Mensch klug ist, so hat er nicht acht Kinder. Wie oft habe ich dir das gesagt. Wenn der Mensch tüchtig ist, sucht er; er schläft nachts nicht, um etwas zu verdienen."

Sie machte eine verächtliche Bewegung mit der Hand und verstummte.

Die Kinder zerstreuten sich in alle Ecken; die heranbrechende Herbstdämmerung teilte allem im Zimmer ein trauriges Kolorit mit. Erdrückt verstummten die besiegten Kämpfer. Das Geräusch vom Hofe widerhallte laut tönend, geheimnisvoll, als fluche es jemandem. In dieser bläulichen, zitternden Dunkelheit schien das Unglück zu schweben, zu drohen.

So ereilte sie die Nacht.

* * *

Am folgenden Tage drängte sich in der Stube Zipkas eine Menge Leute. Auch Fejga war da, die gegenüber Jerochim saß, mit dem Ausdruck der Genugtuung, den sie vergeblich hinter einer mitleidsvollen Miene zu verbergen suchte.

Der graue Schal glitt ihr oft vom Kopfe hinunter, und sie brachte ihn jeden Augenblick in Ordnung, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Neben ihr stand niedergeschlagen Bejla

und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Selig saß auf seinem Lieblingsplatze neben dem Tisch, die Rockschöße hinaufgeschlagen, mit der Schnupftabaksdose in der einen Hand und mit dem Taschentuche in der anderen. Jerochim setzte sich neben Zipka aufs Bett — beide nach der langen Nacht schwerer Gedanken resigniert, verschüchtert, ergeben. In einem Winkel wusch Chanka, wer weiß, warum! Und das Plätschern des Wassers erzeugte im ganzen Zimmer ein unangenehmes Geräusch. Ljubka saß schon auf ihrem Platz am Fensterbrett und blickte ängstlich auf die Menge. An der Tür tummelten sich einige Frauen, Nachbarinnen, die im selben Hofe wohnten; sie standen mit über die Brust gelegten Händen und wiegten im Takt mitleidsvoll die Köpfe — so ernst und niedergedrückt. Beim Fenster standen in einer Gruppe Neugierige verschiedenen Alters, Männer, Frauen, Kinder.

Diese Menge hatte sich so natürlich zusammengefunden, wie vom Winde zusammengeweht. Niemand hatte Mitteilung gemacht über die Katastrophe, und doch wußten es bis zum Abend alle in der Gasse. Nur die Tauben sprachen über Jerochim nicht. Bis in die späte Nacht ging die Menge unbefangen aus und ein bei Jerochim, und keine Kraft hätte diese Menschen verhindern können, ihn anzugaffen oder einige Trostworte zu sagen und Zipka mit Stöhnen und Weinen zu helfen. Die Teilnehmendsten erinnerten an Blinde, die Jerochim den Beweis liefern konnten, daß seine Erkrankung harmlos sei und daß es genüge, dies oder jenes zu tun, um die Krankheit wie mit der Hand wegzuwischen. Sie verwiesen auf Beispiele, auf Tatsachen. Und so groß war die allgemeine Einfalt, daß jeder ein Tröpfchen Glauben hierfür in sich fand. Wenn nur die Blinden kämen!

Und sie kamen, die alten, graubärtigen, dicken, mageren, großen und kleinen Menschen, jeder mit seinen besonderen und unbedingt überzeugenden Beweisen, mit Tatsachen in

den Händen. Nachdem sie sich mit einer leisen Hoffnung, daß man Mitleid mit ihnen haben und sie bewirten werde, niedergesetzt hatten, begannen sie im Flüstertone geheimnisvolle, wunderliche Geschichten zu erzählen und führten eine unerhörte Anzahl von Beispielen merkwürdiger Heilungen an. Jerochim hörte zu und sein Gesicht drückte Achtung und Aufmerksamkeit aus. Das Ergebnis aller dieser Erregungen war ein ganz eigentümliches. Im Augenblick der höchsten seelischen Ergriffenheit, die das Unglück nur von einer Seite erkennen ließ, vergaßen alle plötzlich, daß die Blindheit Jerochims nur die Blüte und daß die Frucht noch zu erwarten war. Nur Zipka vergaß es nicht; doch sie allein war machtlos dem Ansturm dieser gutgemeinten, doch nutzlosen Gefühle gegenüber, und im stillen dachte sie ihren bitteren, unlösbaren Gedanken an den morgigen Tag.

Als frühmorgens Sejga in die Stube getreten war und hinter ihr sich mit außerordentlicher Anstrengung die Gestalt des alten Selig durch den freien Eingang zwängte, wurde es Zipka etwas freier ums Herz. Es beunruhigte sie zwar die Abwesenheit Chaims, doch auch dieser Umstand wurde durch Sejgas Bemerkung, daß Chaim mit den Kindern nachkomme, hinreichend erklärt. Im Zimmer drängte man sich zwar wie vorher, aber immerhin vorsichtiger und befangener, als hätte man sich plötzlich erinnert, daß es unziemlich sei, bei dieser Gelegenheit zu lärmen und zu stören; so wurde das Zentrum der Bewegung in den Hof zum Fenster verlegt. Zipka hielt nicht an sich und bemerkte, daß bei der Hochzeit Dworkas nicht so viel Menschen anwesend gewesen seien, und daß Dworka glücklich wäre, wenn sie bei sich auch nur die Hälfte dieser Zahl gesehen hätte, was wieder die sarkastische Antwort Bejlas veranlaßte: „Ja, was ist zu tun! Haben alle Menschen so harte Herzen, wie gewisse Leute! Nun, sie sind eben gekommen. Aber hat man darauf zu achten! Auf das gute Herz

muß man achten. Zipka hatte Sejga hinausgejagt, aber warum kam Sejga und warum wird Chaim — gesund möge er sein — kommen! Als sollte das auch nur einer erraten können! Sehr einfach. Sejga und Chaim, mögen sie gesund bleiben, haben goldene Herzen."

Zipka blickte haßerfüllt Bejla an, aber sie hielt an sich.

„Warum schaust du mich so an, Zipka," sagte Bejla herausfordernd, „habe ich vielleicht nicht die Wahrheit gesagt! Wenn Sejga kommt, die du hinausgejagt hast, ist sie einfach eine Gerechte ... Verstehst du!"

„Laß sein, Bejla," unterbrach sie Sejga milde. „Wir haben einen großen Gott im Himmel, der alles sieht, was hier vorgeht. Als ich der Zipka ihre Zukunft prophezeite, hat sie mich beschimpft und hinausgejagt. Heißt das nicht, daß Gott selbst ihr die Wahrheit verbergen wollte! Was kann sie somit dafür!"

„Warum sollen wir darüber sprechen," unterbrach sie versöhnend und ergeben Zipka. „Was nützen diese Gespräche! Wollen wir lieber über die Sache sprechen!"

„Spreche ich denn nicht über die Sache, Zipka! Habe ich über etwas anderes gesprochen! Du suchst aber hinter jedem meiner Worte etwas, Zipka, zum mindesten jetzt könntest du dich zurückhalten."

„Genug, Weib!" sagte eindringlich Selig, der bis nun geschwiegen hatte. „Da kommt Chaim."

Niemand rührte sich von der Stelle bei dieser Nachricht. Zipka machte einen Ansatz, um aufzustehen, überlegte es sich aber sofort und blieb auf ihrem Platze sitzen. Jerochim zerrte sie einige Male am Ärmel, doch sie zuckte nur unwillig mit den Schultern und machte ihm irgendein Zeichen mit den Augen, da sie vergessen hatte, daß er nicht sehen könne. Mittlerweile trat Chaim ein, begleitet vom Summen der ausweichenden Menge. Er blickte sich um, grüßte, fand einen freien Platz mit

den Augen, und ohne seine Knaben, Itzka und Berka, aus den Händen zu lassen, setzte er sich nieder.

Mit Chaims Ankunft wurde es lebhafter und munterer im Zimmer, aber einige Minuten saßen noch alle schweigsam. Da alle Hoffnung auf ihn sich stützte, wartete man, was er sagen werde. Selig befahl Chanka, die Arbeit zu unterbrechen, weil das Plätschern des Wassers die Ruhe störte. Chaim nickte zustimmend mit dem Kopf und griff mit zwei Fingern nach dem Gilet Seligs. Selig nahm seine Dose hervor, schob sie ihm unter die Finger, nahm selbst eine Prise, und zwei Finger frei in der Luft haltend, sprach er:

„Möge mit deinem Erscheinen Freude in dieses Haus eintreten, Chaim. In der Familie, wo ein Toter liegt, ist es wohl besser als hier!“

Zipka fing zu weinen an.

„Weine nicht, Zipka,“ fuhr der Alte fort, „nur die Dummen weinen. Hat jemand sich früher um Jerochim gekümmert, gab es in der Welt eine Arznei für sein Unglück? Wer hätte an sein Haus, an seine Frau, an seine Kinder gedacht! Niemand; da jeder sein eigenes Haus, sein Weib, seine Kinder hat. Wenn der Mensch gesund ist, sich nur noch auf den Füßen schleppen kann, mag er hundertmal unglücklicher sein, niemand wird ihn bedauern wollen. Was bedeutet das also? Das bedeutet, daß Jerochim für seine Familie erblinden mußte, und man darf an Den, dessen Namen auszusprechen wir unwürdig sind, keine Fragen richten. Das mußte so geschehen, und man braucht nicht weiter darüber zu sprechen.“

Chaim wiegte zustimmend den Kopf. Nur Sejga runzelte die Stirn, und jedes Wort Seligs erwog sie mißtrauisch.

„Sie sprechen sehr süß,“ sprach sie zwischen geschlossenen Zahnreihen hervor; „doch mit süßen Worten werden Sie mich nicht rühren. Ich weiß, was ich weiß, und damit ist's genug. Wenn Jerochim ein Krüppel wurde, so bedeutet das,

daß Gott weiß, was er tut, und damit Schluß. Mich geht es aber gar nichts an. Gibt es wenige Krüppel und Bettler auf der Welt! Man könnte glauben, daß ich denen allen helfen muß. War denn Jerochim ein Mensch wie andere Menschen! Worüber hat er sein ganzes Leben lang nachgedacht! Fragen Sie ihn doch. Bettler setzte er in die Welt. Wissen Sie, was er aus mir alles ausgesogen hat! Wo hat sich Jerochim nach der Hochzeit einquartiert! Bei mir! Wo hat er mit seiner Frau ein ganzes Jahr lang gegessen und getrunken! Bei mir! Bei wem arbeitete Jerochim sechs Jahre, während man ihn anderwärts auch sechs Tage nicht behalten hätte! Bei mir! Also was will man noch von mir! Ich bin wirklich eine Gerechte."

„Teure Sejga, kränke dich nicht so sehr," sprach Bejla dazwischen, „du wirst ja brustkrank. Denk doch an Gott."

„Reden Sie doch mindestens hier nichts drein," sagte Chaim böse. „Wie sind Sie hergekommen, hat Sie jemand gerufen, braucht Sie jemand! Bleiben Sie doch auf Ihrem Platze stehen und schweigen Sie ..."

„Schrei nur nicht, Chaim, ich bitte," fuhr Sejga auf, „es hat niemand Angst vor dir. Ihre Worte stechen dich. Du wünschest, daß sie dein steinernes Herz in der Brust hätte ... Die Arme ist mir mehr zugetan als dir. Du wärest natürlich sofort bereit, dein ganzes Hab und Gut diesem Krüppel herzugeben."

„Warum regst du dich immer auf, Sejga," fragte flehend Zipka, „wer denkt daran, dein Hab und Gut wegzunehmen! Wer solche Gedanken hegt, mag nie im Leben glücklich werden. Was denkst du! Hast du es etwa so leicht erworben oder hast du es jemandem gestohlen! Du Arme hast genug arbeiten müssen. Man spricht doch menschlich. Es kommen die Leute, man spricht, einer gibt etwas, ein anderer, — man bringt einige Rubel zusammen, und für dies Geld kann ich einen

Standplatz am Markt mieten. Jerochim ist doch kein Fremder. Könntest du es mitansehen, wie er Hungers stirbt! Nun, und die Kinder! Ich rede gar nicht von mir selbst, von mir will ich nicht reden." Zipka zerrte Jerochim am Rockärmel.

„Ich wollte es dir auch sagen," brachte Jerochim mühsam hervor und erhob sich. „Du siehst meine Lage," er machte mit der Hand eine Bewegung der Hoffnungslosigkeit, „viel kann ich nicht sprechen, aber Gott hat mich genug gestraft, ich war ein ehrlicher Mensch, Sejga, und nie habe ich eine fremde Kopeke vergeudet. Jetzt muß ich die Hand ausstrecken . . ."

Er machte wieder eine Bewegung mit der Hand, wollte wieder etwas sagen, aber er fand keine Kraft mehr, tastete mit den Händen um sich und setzte sich vorsichtig auf seinen Platz . . . Mittlerweile begannen die Nachbarinnen, die an der Tür gestanden waren, eine nach der anderen geräuschlos zu verschwinden, als sie hörten, daß von einem Almosen die Rede war. Sejga zuckte auf vor Zorn.

„Siehst du, wie kluge Leute handeln!" wandte sie sich an Bejla. „Nur ich bin eine solche Närrin und sitze hier und gehe nicht fort. Obzwar ich schon längst gegangen wäre, aber ich habe noch einen Narren da, der hier bleiben will. Braucht er mehr! Ist das ein Mensch, auf den man sich verlassen kann! Ein Kalb ist er, nichts weiter. Auch mich hat Gott gut gesegnet!"

„Was hat dir dieser unglückliche Jerochim getan!" fuhr Chaim auf. „Wenn ich einen Bruder hätte, ich glaube, ich hätte die Seele für ihn hergegeben, und du wärest bereit, Jerochim in einem Löffel Wasser zu ertränken."

„Still, still, ich bitte dich, man kennt dich überall gut. Meinst du, daß du besser bist als Jerochim! Du irrst, mein Teurer, du bist eben so ein Krüppel, wie er. Wo wärest du jetzt, wenn ich nicht neben dir wäre! Auseinandergeschleppt hätte man dein Geschäft . . . Und um Brot hättest du gebettelt unter den Fenstern. Fand sich eine richtige Melkkuh! Ich will niemandem

helfen und damit basta. Bin ich etwa eine reiche Frau! Liegen etwa Millionen bei mir! Habe ich keine Kinder! Es werden sich noch Krüppel und Bettler genug finden ... Ich bin nicht Jerochim, ich denke an den morgigen Tag, du vielleicht denkst nicht. Was soll ich tun, wenn du stirbst! Soll ich auch betteln gehen! Das erlebt niemand. Einen Rubel werfe ich hin, vielleicht, und auch das werde ich bedauern. Er hätte klüger sein sollen! Genug haben sie mich ausgesogen. Weshalb sollte ich ihm helfen! War Jerochim vielleicht ein so achtungsvoller und gehorsamer Bruder! Hat er je Mitleid mit mir gehabt! Habe ich je ein freundliches Wort von ihm gehört! An sich selbst dachte er immer. Schneiderliedchen sang er, wenn mir die Galle überfloß. Die Schühlein zog er seiner Königin an. Wer hat mir die Schuhe angezogen! Du vielleicht! Hast dich vielleicht viel um mich gekümmert! Er tat alles, was er wollte, und jetzt läßt er das Köpfchen sinken. O dummer Narr, unglücklicher Krüppel! Als ich mich getraute, ihm einmal zu sagen, daß es kein großes Glück sei, ein Dienstmädchen zu heiraten, da hätte man hören müssen, wie er mir antwortete! Er drehte sein grauses Köpfchen wie ein rechter Mensch und — wo er es gelernt haben mag, weiß ich nicht, aber er sagte: ‚Mein Herz weiß, was es begehrt.‘ Nun mag er auch jetzt wissen, was er begehrt!“

Sejga war in eine Aufregung geraten, daß es unmöglich war, sie zu beruhigen. Sie berauschte sich an ihrem Zorne und war bemüht, jeden niederzuschreien, der die Absicht gehabt hätte, ihr zu widersprechen.

„Sejga, teure Sejga, genug, denke an deine Kinder!“ gelang es Bejla, sich Gehör zu verschaffen.

„Zum Teufel mit dir und den Kindern; ich kann, ich kann das nicht ertragen, verstehst du! Was hängt ihr euch alle an mich! Gib, gib, ein anderes Wort kennen sie nicht! Ich mache wohl falsches Geld! Wie! Aber mir rinnen meine Augen aus,

bis ich eine freie Kopeke für schlechte Zeiten zurücklegen kann. Ihr glaubt wohl, es sei so leicht! Und mein Narr sitzt hier wie eine Kuh — nimm nur und melke. Ich habe gesagt, daß ich einen Rubel gebe, und niemand wird auch nur eine Kopeke mehr von mir bekommen. Ich muß an mich denken. Ich habe kleine Kinder; kleine Kinder kosten mehr als Erwachsene. Und da heißt's: gib — gib. Als wäre es gestohlenes Geld." Sie sprang wütend vom Platze auf, nahm Itzka auf den Arm und blieb so mit ihm stehen.

„Nun, Selig, was meinen Sie, Selig?" fuhr Zipka auf, und bebend erhob sich auch Jerochim.

„O Gott, Gott! Wie kannst du schweigen, wenn du siehst, was auf der Welt vorgeht! Weshalb badet sie in meinem Blute! Was habe ich ihr getan! Habe ich sie beschimpft oder bestohlen! Mein Gott, mein Gott!"

Zipka wollte noch etwas sagen, aber das Schluchzen, das aus ihrer Stimme klang, brach plötzlich hervor und erfüllte das Zimmer. Ihr Gesicht zuckte krampfhaft, es wurde breiter und sah fürchterlich aus.

„Was ich meine, mein Kind," sprach mit ernster und weicher Stimme Selig. „Weißt du, zu jener Zeit, als wir unser eigenes Reich hatten, gab es eine eigene Art, die Verbrecher zu bestrafen: Man führte sie weit hinter die Stadt hinaus, entkleidete sie völlig, bestrich den Körper mit frischem Honig und überließ sie so ihrem Schicksal. Bald kamen die Bienen geflogen, die der Geruch des Honigs herbeirief, sie stürzten zu Tausenden auf den nackten Leib los, und nach einer Weile starb der Verbrecher unter fürchterlichen Qualen. Es war eine fürchterliche Strafe! Einst geschah es, daß ein Verbrecher, der mit Honig bestrichen war und von den ersten Stichen der Bienen zu stöhnen begann, von einem vorübergehenden alten Freund erblickt wurde. Als dieser den zum Tode Verurteilten erkannte, schlug er in Trauer die Hände zusammen, und von

tiefem Mitleid bewegt, wollte er sich auf die Bienen stürzen, um sie zu verscheuchen und so die Qualen des Märtyrers zu lindern. Doch kaum hatte er sich genähert, um sein Vorhaben auszuführen, als der Unglückliche ihn im Namen Gottes zu flehen begann, davon abzustehen. In großer Verlegenheit zog er seine Hand zurück und fragte den Unglücklichen um den Grund des Verbotes. ‚Ich werde es dir sagen,' erwiderte jener, ‚die Bienen, die meinen Körper besäten und ihren Stachel in mich versenkten, haben ihr Werk vollführt und können mir nichts mehr zuleide tun. Verjagst du sie, indem du deiner Güte gehorchst, werden gleich neue an ihre Stelle treten und meine Leiden werden sich verdoppeln. Deswegen bitte ich dich, lasse es sein, wie es ist, und überlasse mich meinem Schicksal.' Das wollte ich dir sagen, Zipka, verstehst du! Trage geduldig deine Strafe und suche nicht Freunde, die dich von ihr befreien wollen. So will es der Allmächtige, und was er will, ist weise und gut."

Die Worte Seligs machten auf Sejga merklich Eindruck. Sie setzte sich nieder, wurde ruhig und versank in Gedanken. Chaim hielt nur mit Mühe sein Entzücken zurück.

„Ja, ja, Selig," sprach er, „gut haben Sie das erzählt. Über alle Glieder läuft es. Selbstverständlich, ein Mensch muß immer ein Mensch sein. Werden wir denn unsere Reichtümer in die Erde mitnehmen! Gewiß, wir haben Kinder. Aber was ist dabei! Gott sei Dank, wir sind jung und haben den großen Gott über uns. So habe ich immer gedacht und gesprochen. Nun reden Sie aber mit Sejga. Wollte ich denn Jerochim hinausjagen! Bis zu seinem Tode hätte er bei mir gearbeitet. Doch die Frauen haben miteinander gestritten, und die Familie blieb brotlos. Was konnte ich machen! Wenn sich die Frau einbildet, daß sie in allem zu entscheiden hat, hilft nichts mehr. Gewiß, ich habe Jerochim entlassen, doch niemand wußte, wie weh mir dabei das Herz tat. Ist es denn nichts,

ein Weib und acht Kinder! Aber ich mußte schweigen. Jetzt aber kann man ihn nicht mehr so lassen. Wie, Sejga? Gewiß, nur menschlich, und an sich selbst nicht vergessen. Was sagst du? Nein, ich will wissen, was du sagst. Manchmal hast du so gute Gedanken."

„Was ich sage," erwiderte aufseufzend Sejga, „was kann ich sagen? Tue, wie du willst. Was soll das Schreien? Ich meinte es gut. Hättest du nicht geholfen, hätte es ein anderer getan. Es gibt doch genug Menschen auf der Welt. Aber wenn du es so willst, mag es sein. Ich will mich nicht einmengen. Eine Biene will ich nicht sein."

„Was für Herzen, was für goldene Herzen!" rief Bejla aus; sie kämpfte den Zorn nieder und faltete die Hände. „Nun, Zipka, was hältst du jetzt von diesen Menschen! War es recht, sie zu beschimpfen?"

Sie nahm Berka auf den Arm und liebkoste ihn.

„Das sind leere Redensarten," begann neuerdings Selig. „Die Weiber finden sich immer was zum Schwätzen. Ich aber sage, daß man alles begreifen muß, und nichts weiter. Still, still," hielt er Bejla mit einer Geste zurück. „Alle sehen die Dinge und nichts hinter den Dingen. Es wird eine Rätselfrage gestellt. Wozu braucht der Allmächtige den blinden Jerochim? Warum hat er den armen Menschen so gedemütigt? Und die Menschen weinen und klagen. Ich aber sage: man hat nicht zu weinen; denn über allem ruht die Hand dessen, der ewig lebt. Allen schien es, daß ein tieferer Kummer nicht erdacht werden kann; und doch waren es nur Dinge und nichts mehr. Und der Allmächtige, er spricht: ‚Du, Jerochim, der du acht hungrige, in Fetzen gekleidete Kinder, ein schwaches und krankes Weib hast, du, Jerochim, trinke den Becher des Leids bis zur Neige; denn ich, dein Gott, will es so.' Er spricht: ‚Du, Sejga, die du alles vollauf hast, einen gesunden Mann, satte, bekleidete Kinder, du geh in das Haus des blinden Je-

rochim und teile mit ihm von deinem Reichtum, denn ich, dein Gott, will es so.' Und was der Allmächtige in seiner unerforschlichen Weisheit wollte, das geschah. Sejga kam in das Haus des Blinden, um ihren Reichtum mit ihm zu teilen. Und ich sage noch einmal, es ist gut und weise. Alles, alles ist gut, was hier geschieht, alles hat seinen tiefen Sinn, und jetzt ..."

Selig fand keine Zeit, zu Ende zu sprechen, da sich hinter der Tür ein Lärm erhob. Er hob die Augen und erstarrte.

Alle im Zimmer sprangen von ihren Sitzen auf und Zipka, die endlich begriff, brach in ein Wehegeschrei aus. Im Zimmer stand ein Mann, den in einem Augenblick alle erkannten; es war der Exekutor.

„Ich trete an die Erfüllung meiner Obliegenheiten heran," begann er.

Chaim schlug die Hände zusammen und klammerte sich an Sejga. Und Zipka begann mit einer gebrochenen, bangen Stimme das letzte Flehen der Armen.

„Schreiben Sie nicht, schreiben Sie nicht!" schrie sie, den Atem verlierend, und trocknete eilig den Schweiß, der ihr in Strömen über das Gesicht floß. „Tun Sie es nicht! Wohin geb' ich mit meinen Kindern! Gott, Gott, schicke mir den Tod!"

Sie jagte im Zimmer hin und her, haschte nach der Hand des Exekutors, um sie zu küssen, fiel auf die Knie vor ihm und flehte bald hartnäckig, bald ergeben in ihr Schicksal.

„Rühren Sie nichts an! Schreiben Sie nicht!" wiederholte sie starrsinnig. „Wohin werde ich mit den Kindern gehen! Mein Mann ist blind. Gott! So bitte doch!" schrie sie den zitternden Jerochim an. „O du verfluchter Krüppel, wohin hast du uns gebracht! Da, da sind deine Kinder, nimm sie, nehmet alle, nehmet meine Seele!"

Jerochim war auf dem Platze, wo er stand, auf die Knie gesunken. Einen seltsamen Eindruck erzeugte diese Gestalt inmitten des Lärmes, inmitten der durcheinandergeworfenen

Hausgeräte, diese lautlose Gestalt mit ausgestreckten Händen, die flehentlich baten, mit den weitgeöffneten Augen, mit dem Ausdruck qualvollen Zweifels im Gesicht.

Zipka jagte noch immer im Zimmer umher, wie im Fieber stieß sie immer wieder Jerochim an, der noch auf den Knien lag und bei jedem Stoß weiterrutschte.

Selig erhob sich und blieb in einer gebeugten Haltung stehen. Seine Rockschöße glitten hinunter, doch er merkte es nicht. Beide Hände an die Brust gepreßt, starrte er fortwährend in einer Richtung und horchte auf Zipkas Wehegeschrei; er war aber mit seinen Gedanken beschäftigt, mit dem, was über den Dingen ist. Und seine Lippen flüsterten wie zuvor: „Alles ist gut, alles ist weise."

Chaim, Bejla, die Kinder und Sejga bildeten einen Knäuel, bebend und unbeweglich.

Und Zipka schien es, als schreie sie noch immer, obwohl sie schon lange mit heiserer Stimme sprach:

„Sie dürfen nicht, tun Sie es nicht! Das ist ja alles mit Blut gekauft. Gott, Gott! schicke mir den Tod, mir und meiner Familie."

In der Tür stand stumm und lauernd die Menge . . .

Tante Guttraud.

Von S. H. von Mosenthal.

Ich weiß nicht, wie es historisch zu begründen ist, daß wir Juden für die Mahlzeit am Freitagabend, als am „Eingang des Sabbats", ein Fischgericht für unerläßlich halten. Die Bibel zählt unter den nationalen Lieblingsspeisen nur die Zwiebeln und den Knoblauch auf. Ob sich das angestammte Fischgericht durch Petri Fischfang oder das Wunder mit den Fischen auf seine historische Quelle zurückleiten lasse, das mögen die Archäologen entscheiden. Soviel aber weiß ich, daß in meiner Vaterstadt, die eine überwiegend protestantische, eine kleine katholische und eine ziemlich beträchtliche jüdische Bevölkerung besaß, fast ausschließlich für die letztere jeden Freitag die Bauern der Umgegend am sogenannten „Fischstein" ihren Markt hielten und jüdische Köchinnen in mehr oder weniger reinen Netzen, jüdische Hausfrauen in mehr oder weniger reinen Schnupftüchern ihr Kontingent an „Schabbesfischen" nach Hause trugen.

Das Gericht hatte einen solennen Anstrich. Für die Größe des Festes zeugte die Qualität der Fische; den drei hohen Festtagen gehörte der Lachs, den minderen der Karpfen in der spartanischen Sauce; die gewöhnlichen Sabbate mußten sich mit Barben und Weißfischen begnügen. Doch ohne Unterschied der Rangstufen wurden die Fische stets von meiner Mutter eigenhändig zubereitet, denn mein Vater behauptete, daß niemand auf Erden eine Fischsauce „à la Mutter" bereiten könne. Mit gerechtem Stolz heftete die Mutter jeden Freitagvormittag sich die weiße Schürze um, an deren beide Zipfel ich und meine kleinere Schwester uns klammern durften, um Zeugen bei diesem Wunder der Kochkunst zu sein. Sooft nun die in Stücke zerteilten Fische aus dem blanken Messingkessel genommen und symmetrisch auf die lange Schüssel geordnet wurden (das Gericht wurde abends kalt kredenzt), legte die Mutter das kräftigste Kopfstück auf einen besonderen Teller, bekränzte es mit Zwiebeln und Zitronenscheiben, übergoß es

mit der gewürzig duftenden Sauce und stellte es auf den weißgescheuerten Anrichtetisch mit den Worten: „Für Tante Guttraud."

Allwöchentlich sahen wir Kinder diesen neidenswerten Tribut hinwegtragen, ohne uns von der Zwangspflicht, die uns kopflose Fische auferlegte, Rechenschaft geben zu können. Tante Guttraud war eine Mutterschwester unserer Mutter, die mit einem kranken Mann und zwei ältlichen Töchtern in einem Gäßchen nahe der alten „Schul", dem Bethaus der Strenggläubigen, ihre ärmliche Wohnung hatte, aus der sie nie den Fuß setzte. Sooft aber die Mutter nur ihren Namen nannte, geschah es mit einem Ausdruck frommer Verehrung, zu der auch wir Kinder mit angehalten wurden, ohne sie zu begreifen oder je nach ihrem Grunde zu fragen. Ja, unsere heilige Scheu gewann einen Anstrich von Furcht, wenn wir mit der Mutter Freitag abends nach der „Schul"*) die alte hölzerne Treppe, die einen Strick statt des Geländers hatte, zur Wohnung der Tante Guttraud hinaufkletterten, um uns, wie es die Mutter nun einmal eingeführt hatte, von ihr „benschen"**) zu lassen.

Noch heute lebt in meiner Erinnerung das Bild, ja der Geruch des Zimmers, in das wir nicht ohne inneres Widerstreben eintraten. Der Geruchssinn hat ein merkwürdig treues Gedächtnis. Indem ich dieses niederschreibe, atme ich fast wieder jene Atmosphäre von Kohlendampf, Lampendunst und Kampferduft, die mir vor fünfzig Jahren auf die Brust fiel, und die, wo ich sie jemals in den Wohnungen der Armut wiederfand, mir unwillkürlich das Bild der Tante Guttraud in die Seele rief. Das Zimmer war tief und niedrig; von dem geschwärzten Querbalken der Decke herab hing eine siebenzackige Messinglampe; aus zweien ihrer Schnäbel dampfte

*) Nach dem Gottesdienst.

**) Segnen.

eine Öllflamme und warf ein grelles Licht auf den darunterstehenden mit weißem Tuch gedeckten runden Tisch, während der übrige Teil des wüsten Gemachs in dämmerdem Halbdunkel lag. Der wurmstichige Fußboden war mit weißem Sand bestreut, der unheimlich unter unseren Sohlen knisterte. In einer Ecke der Tiefe lohte ein eiserner Steinkohlenofen, aus dessen Aschentür die Windstöße qualmende Wölkchen trieben; in der anderen stand ein Bett mit rot- und blaugewürfelten Kattunvorhängen, in welchem der Mann der Tante, den wir nie Onkel nannten, gichtkrank lag, die Hände und Füße in Kampferkissen eingebunden. Auf einem ledernen Lehnstuhl, unfern dem Bette, saß die Tante. Eine dicke, in schwarzes Leder gebundene Tfille*) haltend und die Lippen noch stumm bewegend, erhob sie sich, uns zu begrüßen. Die Mutter reichte ihr die Hand mit einer Bewegung, als verneigte sie sich vor der Greisin, die das Haupt der Mutter sanft an ihre Schulter lehnte und ihr mit der flachen Hand wiederholt über die Stirn strich. „Benschen Sie meine Kinder, Tante Guttraud!“ sagte sie jedesmal, denn die demütige Greisin schien auf diese Bitte zu warten. Nun folgte sie und trat ein paar Schritte näher in den lichteren Raum auf uns zu, die wir uns scheu an die Ecke des Tisches geklammert hatten.

Tante Guttraud war von mittlerem Wuchs und schmächtiger Gestalt, die ein wenig gekrümmt oder vielmehr gebrochen schien, und die ein Kleid von dunklem Druckkattun eng umschloß. Über die Brust war ein weißes Tuch ohne jeglichen Zierat gekreuzt, das ihr bleiches Antlitz fast wachsgelb erscheinen ließ. Über der Stirn schloß ein schwarzes Band die Haare sorgfältig ein; eine weiße Tüllhaube umrahmte das strenge, vornehme Gesicht. Die Nase war so fein gezogen, daß sie wie durchscheinendes Elfenbein erschien; die schmalen Lippen ließen, geöffnet, wohlerhaltene Zähne sehen; unter stolz-

*) Gebetbuch.

gewölbten dunklen Augenbrauen leuchteten rehbraune Augen in feuchtem Glanz wie unter Tränen hervor. Zwei magere wachsgelbe Hände legten sich auf unser Haupt. Innig und seelenvoll hoben sich die Augen zum Himmel empor; die Lippen bewegten sich zur Segensformel so leise, daß wir nur das Summen der Fliegen hörten, die um die Flamme der Ampel schwirrten, und das leise Stöhnen aus dem Bette, dessen Vorhänge den Kranken umhüllten. Dann küßte sie uns auf die Stirne, und wir zogen zaghaft ihre dürre Hand an die Lippen. Mit kaum hörbarem Schritt bewegte sich die Greisin zu einem Glasschrank, aus dessen trüben Scheiben ein paar bemalte Kaffeetassen hervorlugten, und nahm aus einer Schublade zwei Borsdorfer Äpfel, mit welchen wir uns unterhielten, während die Mutter, zum Sitzen genötigt, eine halblaute Konversation mit ihr begann.

„Wie geht es Ihnen, liebe Tante!“

„Gott sei Dank! nicht schlechter. Die böse Gicht ist hartnäckig, zumal im Herbst, aber Gott wird helfen.“

„Haben Sie heut nacht ein wenig geschlafen!“

„Ein wenig; alte Leut' brauchen nicht viel Schlaf. Er schläft auch wenig, aber Appetit hat er, Gott sei Dank, und die Fisch' haben ihn delektiert. Es kocht sie auch keine so wie meine Betty.“

„Wollen Sie nicht einmal bei uns speisen, liebe Tante! Sie haben mir's längst versprochen.“

„Einmal, wenn ich von ihm fortkommen kann. Ich schicke dir lieber eins von den Mädchen; sie nähen sich die Augen aus. — Brave Kinder. Gott segne sie!“

„Und wie fühlen Sie sich, Tante Guttraud!“

„Ich! Gott sei Dank, daß es ihm nicht schlechter geht; gelobt sei der Arzt der Kranken und gesegnet, wer die Kranken labt und die Wankenden stützt!“ und die magere Hand erhob sich über das Haupt unserer Mutter, die vor dem tiefen, tränenfeuchten Blick der Greisin beschämt die Augen niederschlug.

Es klopft an die Tür; die Mutter erhebt sich; die Äpfel sind verzehrt; wir atmen auf, als wir durch das enge Tor in das enge Gäßchen treten. „Kinder," sagt die Mutter, „Tante Guttraud ist eine Heilige in Israel."

Wir glaubten ihr. Verehrt man doch die Heiligen, ohne nach dem Grunde zu fragen. Kinder verlangen nicht nach Beweisen. Die Großtante stand unseren kindischen Interessen fern; sie ragte nur um eines Fischkopfs Länge und eines Apfels Schwere in unser Leben hinein. Und diese verhältnismäßige Verkürzung war bald vergessen, sooft wir abends, wenn nicht an dem durch seine Gräten gefährlichen Fische, so doch an der Sauce „à la Mutter" gehörig beteiligt waren.

* * *

Wohl zwanzig Jahre später kehrte ich von der Universität in meine Heimat zurück. Wie fand ich alles verändert und mir entfremdet! Der Tod hatte, von seiner eifrigsten Dienerin Cholera unterstützt, seine ergiebige Ernte eingeheimst. Mein geliebter Vater lag draußen am „guten Ort"*); für die vielen anderen, deren Hinscheiden mir gelegentlich berichtet wurde, hatte mein Herz kaum eine Erinnerung bewahrt. Das Vaterhaus war einsam geworden; die Brüder waren in der Fremde zerstreut, die Schwester war verheiratet; an verwaister Stätte schaltete die Mutter nicht „liebeleer", denn ihr Herz umfaßte die ganze Menschheit; sie war der Brennpunkt für die zerstreuten Strahlen der Familie, die Vorsehung der Bedrückten und Notleidenden der ganzen Gemeinde geworden. Es war ein schweres Wiedersehen. Wir umarmten uns schweigend. Jedes schonte die Wunden des anderen. Das Schweigen machte die gedrückte Stimmung in dem öden Hause nur schwüler und erstickender.

*) Friedhof.

„Gehen wir hinaus zu den Unſeren!“ ſagte die Mutter. Ich wollte ihre Begleitung zurückweiſen, ſie lächelte.

„Das iſt mein gewöhnlicher Spaziergang,“ ſagte ſie, „der ‚gute Ort‘ iſt mein Garten, mein Perſepolis.“

Eine Stunde Weges von der Stadt liegt der jüdiſche Friedhof auf einem Hügel am Saum eines Eichenwäldchens. Wenn man nicht durch das ſchmutzige Dorf fahren will, nimmt man den Weg durch den „Forſt“, eine Wieſe mit alten Pappeln umſäumt. Die grüne Wieſe war mit unzähligen Herbſtzeitloſen durchſät; zur Pforte des Friedhofes hatte die Mutter den Schlüſſel, wie zu ihrem Garten. Wir wandelten unter Bekannten; von allen Grabſteinen grüßten vertraute Namen. Wir hatten uns am Grabe meines Vaters ausgeweint und ſchritten erleichterten Herzens durch die Gräberreihen, hier und da ein Steinchen aufleſend, um es als Denkzeichen auf die Grabſtätte eines Verwandten, eines Freundes zu legen. Bei einem liegenden Stein, deſſen hebräiſche Inſchrift mir ſchwer zu entziffern fiel, blieb die Mutter ſtehen, und gleich als ob ſie mir einen teuren Bekannten vorſtellen wollte, ſagte ſie mit gerührter Stimme: „Tante Guttraud!“

Die Erinnerung aus meiner Kindheit tauchte plötzlich vor mir auf, das Bild der Greiſin in ihrem geheimnisvollen Schleier. Gegenüber dem unauflöslichen Rätſel des Todes empfand mein Herz zum erſtenmal den Drang, nach dem Grund der myſteriöſen Verehrung dieſer „Heiligen in Iſrael“ zu forſchen. Ich ſetzte mich am Rand ihres Grabes nieder und zog die Mutter in den Schatten einer Trauerweide, die ſie ſelbſt dort gepflanzt hatte. „Was iſt's mit Tante Guttraud und deiner frommen Verehrung für ſie bis über das Grab hinaus! Wie groß muß dieſes Weib geweſen ſein, wenn eine Seele wie die deinige ſich in Ehrfurcht vor ihr verneigt!“

Faſt erſchreckt wehrte die Mutter dieſen Vergleich von ſich ab. „Wie kannſt du mich, Kind, mit dieſer Märtyrerin ver-

gleichen! Mir hat Gottes Gnade in meinen Kindern der Freuden so seltene gegeben und mein Schmerz war immer nur das allgemeine Menschenlos. Sie war die heiligste Dulderin, die Heldin der Demut, die Märtyrerin der Treue. Ein Opfer, das die Liebe bringt, begreifen wir leicht, weil wir selbst uns dessen fähig halten; Tante Guttraud steht einzig da; sie hat sich selbst ihrer Treue geopfert. Ich habe euch Kindern nie von ihren Schicksalen erzählt, weil ihr Heiligenschein einen Schandfleck unserer Familie deckt; ein Kindergemüt soll man nicht trüben durch die Schilderung menschlicher Irrtümer und Verbrechen. Aber du kennst jetzt das Leben mit seinem Licht und seinen Schatten. Jetzt kann ich dir ruhig ihre Geschichte erzählen.

Tante Guttraud war eine ältere Schwester meiner Mutter, deiner verklärten Großmutter. Segen ihrem Angedenken! Sie war in einem Landstädtchen unweit der Hauptstadt verheiratet und wir hörten wenig von ihr, bis ihr Mann starb und sie mit ihren beiden Töchtern herüberzog. Sie besaß so viel, als sie zum bescheidenen Leben brauchte; sie war eine geübte Perlenstickerin und die Mädchen nähten für andere Leute. Trotz ihrer vierzig Jahre war sie noch eine schöne Frau; ihr vornehmer Gang ist mir noch immer im Gedächtnis geblieben.

Das war in den französischen Zeiten, als König Jerôme bei uns Hof hielt und aus Frankreich und Elsaß eine Menge abenteuerlicher Leute sich bei uns ansiedelten. Da war alles ‚lustik' und schwindelhaft, und in der Neustadt sah man Kaufläden entstehen, so groß und prächtig wie auf der Frankfurter Zeil. Zwei Brüder, Elsässer Juden, hatten das schönste Geschäft aufgemacht, und es war eine Neuigkeit, die Aufsehen in der Gemeinde erregte, als der ältere von ihnen sich mit Tante Guttraud verlobte. Es war ihm wohl hauptsächlich darum zu tun, in unsere Familie zu kommen, die nicht zu den reichsten, aber zu den geehrtesten der ganzen Gemeinde

zählte. Auch war Tante Guttraud mit der weißen Hochzeitshaube wirklich eine schöne, fürstliche Frau. Ich tanzte, als Mädchen noch, auf der Hochzeit, die im Stadtbausaal gehalten wurde; meine Mutter, gesegneten Andenkens, kam traurig und kopfschüttelnd von der Chassene*) nach Haus; das Schwindelhafte des Festes hatte sie verstimmt, das Wesen des Bräutigams sie abgestoßen. ‚Bei dem hat die Windel nicht gerauscht,‘ sagte sie, um den Emporkömmling zu bezeichnen. Und sie hatte leider nur zu recht gesehen. Die Ehe der Tante war keine glückliche. Ihr zartes, vornehmes Herz litt unter seiner Roheit, ja man sagte, obwohl sie selbst es beharrlich leugnete, daß er sie tatsächlich mißhandelte. Die Stieftöchter trösteten sich mit ihren besseren Kleidern und mit dem Bewußtsein, nicht mehr für andere Leute arbeiten zu müssen; die Tante blieb einfach wie zuvor, wir aber zogen uns mehr und mehr von ihrem Hause zurück; ein tiefer Widerwille ließ uns den neuen Onkel stets als einen Fremden betrachten.

Die ‚französische Zeit‘ ging vorüber; der Kurfürst wurde von den drei Alliierten wieder eingesetzt; ich war unter den ‚weißen Mädchen‘, die ihn am Wesertor empfingen. Aber die Zeiten waren, wie man damals allgemein sagte, nur schlechter geworden. Der westfälische Hof hatte viel Geld unter die Leute gebracht; mit dem Luxus hörte der Wohlstand auf; die deutsche Tugend kokettierte mit nüchterner Einfachheit; die großen Kaufleute sperrten einer nach dem anderen ihre Läden zu. So ging es auch den beiden Elsässern; der eine ging durch, der andere verarmte immer mehr, mit dem Verfalle seines Reichtums wuchs nur seine Roheit, aber mit ihr die Demut der frommen Dulderin. Sie stickte wieder Rosengirlanden aus Perlen in grüne Geldbeutelchen, die sie selbst zum Verkaufe trug, und die Mädchen errichteten eine Nähschule und

*) Hochzeitsmahl.

verfertigten wieder Hemden für andere Leute. Doch wenn einer der Anverwandten der armen Tante eine Unterstützung bot, so wies sie diese stets entschieden und vornehm zurück: ‚Er sorge schon hinlänglich für die Seinen.‘

Ich war seit einem Jahre verheiratet und dein guter Vater hätte mir gern gestattet, etwas für die arme Tante zu tun. Wenn er abwesend war, was jetzt halbe Wochen lang vorkam, besuchte ich die arme Tante, deren volles Gesicht der innere Gram abzehrte und bleichte, aber nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Nur heimlich durfte ich in der Küche die kleinen Vorräte von Kaffee und Zucker, die ich mitbrachte, den Töchtern zustecken, in deren warmen Unterröcken ich die Kleider der Mutter erkannte; deshalb trug sie wohl im kalten Winter ein dünnes Kattunkleid. Von dem Manne sagte sie, er sei ‚über Land‘, um Geschäfte zu machen. Das glaubte sie gewiß, aber mit dem ‚Überlandsein‘ hatte es eine eigene Bewandtnis, und man flüsterte in der Gemeinde darüber, daß er mit Geld in der Tasche und mit einer Uhrkette mit goldenem Petschaft zurückkam. Du weißt, mein Kind, daß damals noch jedes deutsche Ländchen seine eigenen Zollschranken hatte; wir waren, gegen Hannover wie gegen Frankfurt zu, abgesperrt, und die Waren, die zumal von Hamburg reichlich zu uns herüberkamen, mußten an der Grenze, in Landwehrhagen, teuer verzollt werden. Da bildeten sich denn allerlei Schlupfwinkel, wohin die Schwärzer nächtlich ihren Vorrat trugen und in unterirdischen Magazinen anhäuften, von wo sie auf Schleichwegen in die Stadt gebracht wurden. Die Grenzjäger streiften nun bei Tag und bei Nacht, solche Spelunken zu entdecken und aufzuheben, um so mehr, als allerlei Diebesgesindel für gestohlene Güter dort guten Absatz fand; die Strafen wider solche Schwärzer und Hehler wurden stets verschärft, und es gab keine Gnade für die Ertappten.

Da hieß es eines Tages, es war in der Woche vor den

großen Festtagen, es sei bei Landwehrhagen ein solcher Diebes- und Schmugglerkeller entdeckt und aufgehoben worden und die Rädelsführer würden in Eisen hereingebracht. Ich hörte das ziemlich gleichgültig erzählen, und weil ein häusliches Weib nicht viel auf die Gasse hinaussehen kann, so wäre mir, hätte ich nicht gerade selbst die Fensterscheiben geputzt, der ganze Spektakel entgangen, als sie auf einem Leiterwagen, der auf beiden Seiten mit Grenzjägern eskortiert war, die Gefangenen über den Markt nach den Kasematten führten. Aber so ließ mich das Geschrei des Pöbels und das Gejohle der Gassenjungen, aus dem ich den Ausruf ‚Jidde, Jidde!‘ vernahm, den Kopf hinauslehnen, und hätte ich mich nicht an das Fensterkreuz gehalten, so wäre ich vor Schrecken zusammengestürzt; denn auf der vordersten Bank des Leiterwagens, die Hände kreuzweis mit Stricken gebunden, saß er, der unglückliche Mann meiner armen Tante Guttraud.

Was soll ich dir sagen, Kind! Der Schreck hatte mir fast die Füße gelähmt. Es war ein Alarm in der Stadt, ärger als bei einer Feuersbrunst. Vor den Türen und aus den Fenstern schrien die Nachbarsleute Schimpfwörter auf ihn und auf die Juden; ich ließ nur geschwind die Fensterrouleaus herab. Dein Vater kam vom Kontor nach Hause, totenbleich. Die ganze Gemeinde war von dem Schlage getroffen, denn wenn bei uns ein Jude etwas angestellt hat, so läßt man's gleich die ganze Gemeinde entgelten. Ich dachte nicht an die Gemeinde, als dein Vater mir erzählte, der Unglückliche sei seit langer Zeit das Haupt der Hehler und Schwärzer gewesen. ‚Arme Tante Guttraud!‘ war alles, was ich hervorbringen konnte.

‚Geh hinüber!‘ sagte dein Vater in seiner Güte.

Ich ging. Ich glaube, es war das erstemal, daß ich in bloßem Kopf über die Gasse ging. Unterwegs wollte ich mir's zurechtlegen, was ich ihr zum Troste sagen sollte, aber mir fiel nichts ein: Arme Tante Guttraud!

Als ich hinaufkam, fand ich die Mädchen in tränenloser wilder Verzweiflung; ihre bitteren Worte und Flüche widerten mich an. Die Mutter sei fort, wohin, wüßten sie nicht, zur Polizei, oder ins Gefangenhaus, oder zum Vorsteher der Gemeinde. Sie hätten es längst geahnt, obwohl er das Sündengeld allein verschlemmt und nichts davon heimgebracht habe; sie hätten ihn stets gehaßt. Aber die Mutter sei blind; sie dulde kein Wort über ihn, nicht als ob sie ihn liebe oder für besser halte, als er sei; nur die Unterwürfigkeit und die Treue sei bei ihr zur albernen Leidenschaft geworden. Nun seien sie alle entehrt. Sie wollten lieber gleich in die Fulda springen. Mit Mühe bändigte ich ihr unheimliches Geschrei, als die Tür aufging und die Tante hereintrat.

Ich war erstaunt, sie so aufrecht und fast unverändert zu sehen; nur noch bleicher war ihr Gesicht; unter die großen braunen Augen hatten sich tiefe blaue Ringe gelegt und ihre Wimpern zuckten fortwährend wie von sichtbaren Pulsschlägen. Ich fiel ihr lautweinend um den Hals; die Mädchen verstummten.

‚Meine gute Betty,‘ sagte sie mit ruhiger Stimme, ‚es ist eine schwere Prüfung von Gott, aber was Gott tut, das ist wohlgetan.‘

‚Das hat Gott getan!‘ schrie die Älteste mit krampfhaftem, herzzerreißendem Lachen.

Die Mutter richtete sich mächtig auf; ihr großer Blick fiel vernichtend auf die Tochter. ‚Verdammst du ihn,‘ sprach sie, ‚ehe ihn unsere Saunim*) verdammen! Ist's ausgemacht, was er getan haben soll! Und hat er's getan, für wen hat er's getan! Um uns bessere Tage zu machen; weil ihn eure wundgenähten Finger gedauert haben, hat er die seinen — ich will's nicht aussprechen. Gott hab' Erbarmen mit ihm! Aber wenn's die Menschen nicht haben, wenn die anderen ihn,

*) Feinde.

Gott soll M'schomer und mazil sein*), verdammen und im Stich lassen, ich bin sein Weib und hab' ihm unter der Chuppe**) Treue geschworen. Kein Wort will ich hören über ihn, oder, so wahr ein Gott lebt, ich lass' mich einsperren zu ihm in die Kasematten.'

‚Tante Guttraud!' rief ich und mit Tränen der Bewunderung wollte ich ihre Hand fassen, aber sie zog dieselbe zurück.

‚Was wunderst du dich,' sagte sie befremdet, ‚als wäre da weiter was dabei! Sind wir Gojim***), wo einer auf sein eigen Blut einen Stein werfen kann! Ich bin, Gott sei Dank, ein jüdisch Weib und weiß, was geschrieben steht. Wie ich denke, denkt jede, die nicht newajisch haschem†) ist. — Red' mit deinem Manne, Bettyleben. Er ist takif††) beim Bürgermeister. Beim Parneß†††) bin ich umsonst gewesen; er sagt, sie dürfen sich nicht hineinmischen, sie sind froh, wenn man sie nicht hineinmischt, aber der Kommissär vom Gefangenhaus, den sie für den größten Rosche*†) ausgeschrien haben, hat mich angehört und hat mir erlaubt, daß ich ihm eine Supp' bringen darf, solang er sitzt; so braucht er wenigstens nicht treifes zu essen. Und nun sei mauchel*††), Betty! Ich will in die Küch', damit er seine Supp' kriegt.'

So ging sie hinaus. Ich verwies die Mädchen mit stummem Blick auf die fromme Dulderin, und als ich ging, sah ich sie in der dunklen Küche den Topf zusetzen, so sorgfältig, als bereite sie die Suppe für ein krankes Kind."

Die Mutter hielt eine Weile in ihrer Erzählung inne und

*) Gott verhüte es.
**) Trauhimmel.
***) Heiden.
†) Gotteslästerin.
††) Beliebt.
†††) Vorsteher.
*†) Judenfeind.
*††) Verzeih mir.

fuhr dann fort: „Du mußt nicht glauben, Kind, daß es aus ist; das Schrecklichste, das Herrlichste kommt erst jetzt.

Der Prozeß dauerte wochenlang; da ließ sich nichts machen gegen die Beweise und das eigene Geständnis. Es sind schlimme Dinge da aufgekommen, die böse Menschen gleich verbreiteten und noch vergrößerten, so daß sie der armen Frau nicht verheimlicht blieben. Doch alles das änderte nichts an ihrem Benehmen. Sie trug ihm Tag für Tag das Essen ins Gefangenhaus, erhielt von dem Kommissär sogar die Erlaubnis, ihn zu sehen und in Gegenwart von Zeugen mit ihm zu sprechen. Da sprach sie denn mit ihm, aber nur Worte des Trostes, der Milde, der Begütigung, und hätte auch ohne Gegenwart der Zeugen gewiß nicht anders zu ihm gesprochen. Sonst wich sie nicht von ihrem Hause, empfing keinen Besuch und trug selbst die Stickereien, die soviel Tränen wie Perlen in sich schlossen, nicht mehr selbst zum Verkaufe. Nur am Abend von Roschhaschonu*) ging sie wie sonst in die ‚Schul'. Die frommen, geputzten Weiber wichen ihr freilich aus, aber sie bemerkte es nicht und stand, wie sie immer pflegte, auf ihrer ‚Stätte', ohne vom Gebetbuch aufzusehen. Nur bei den Owinu-Malkeinus**) bei den Worten: ‚Gedenke, daß wir nur Staub sind!' hob sie den Blick so inbrünstig und durchdringend zum Himmel, als wolle sie die Barmherzigkeit Gottes für alle Staubgeborenen herunterholen.

Kurz nach Sukkos***) wurde das Urteil gefällt. Die meisten kamen als ‚Verführte' mit leichteren Strafen davon; der Rädelsführer wurde zu zehn Jahren in Eisen verurteilt und, mich schaudert's jetzt noch, wenn ich es aussprechen soll, zur drei Stunden langen öffentlichen Ausstellung am ‚Pranger'.

Dieses Urteil war ein Schreckensschlag für die ganze Ge-

*) Neujahrstag.

**) Bußgebet.

***) Laubhüttenfest.

meinde. Wäre er kein Jude gewesen, sagte man allgemein, so wäre die Schande, die man seit zehn Jahren bei uns nicht erlebt hatte, gewiß nicht über ihn verhängt worden. Aber die Regierung war damals zum Danke für die errungene ‚deutsche Freiheit' sehr fromm und feierte den 18. Oktober nicht nur durch ein Freudenfeuer am ‚Kratzenberg', sondern sie hätte auch gern auf dem Holzstoße dort alle Juden verbrannt. Dein guter Vater lief wieder zu dem Bürgermeister Schomburg, der ein freisinniger Mann war, nahm noch zwei Deputierte aus der Gemeinde mit, und sie beschworen den Bürgermeister, diese Schande von der Gemeinde abzuwenden; der Pöbel könnte sie zu einem Krawall ausbeuten und bei allen Juden die Fenster einschlagen. Der Bürgermeister zuckte die Achseln; er wußte zu gut, woher der Wind blies; ‚da sei nichts zu machen; für die Sicherheit der anderen werde schon Sorge getragen werden'. Nun brachte man unter den Verwandten hundert Taler zusammen und gab sie dem Leibkammerdiener des Kurfürsten, der bei ihm sehr einflußreich war, damit er ein gutes Wort einlege; die hundert Taler blieben bei ihm, aber es blieb auch bei dem entsetzlichen Richtspruche.

Was ich in jener schrecklichen Zeit gelitten habe, kann ich dir nicht schildern. Stundenlang saß ich nachts weinend im Bett auf, und nur ein Blick auf meinen Mann und meine Kinder gab mir die Ruhe, wieder einzuschlafen. Die Tante Guttraud staunte ich nur an, wenn es mir gelang, sie auf ihrem Gang in die Kasematten zu sehen und zu sprechen. Sie war so ruhig und gottergeben, als wäre es ein Blitzstrahl oder ein Todesfall, den der Allmächtige ohne menschliches Zutun über sie verhängt hätte, und dem man sich schweigend beugen müßte. Die Mädchen verkrochen sich in ihre Kammer und ließen sich vor keinem Menschen sehen. Wir schickten täglich der Reihe nach das Essen hinüber, es kam aber fast immer unberührt in den Einsatzschüsseln wieder zurück.

Am nächsten Freitag nachmittag sollte das furchtbare Schauspiel vor sich gehen. Damals stand das alte Rathaus noch auf dem Markt, an der Ecke der Fischgasse, mit seinem hohen Schieferdach und seinen spitzen Türmchen. Unter der Uhr stand der schöne Spruch: ‚Eins Manns Red' keins Manns Red', du sollst die Part hören beed.' Ich weiß nicht, ob du dich noch daran erinnern kannst? Gerade gegenüber, wo die seligen Großeltern wohnten. Und gerade an der Ecke war ein Erkertürmchen, zu gleicher Erde auf den Gassenstein stoßend, von außen vergittert, von innen mit einer drehbaren Wand versehen, an die gefesselt der arme Sünder mit entblößter Brust herausgeschoben ward, um den Schimpfwörtern der Menge und den Steinwürfen des Pöbels preisgegeben zu sein. Diese scheußliche Prozedur, die das menschliche Gefühl empört und die tierischen Leidenschaften aufstachelt, hatte die fromme evangelische Regierung wieder eingeführt, nachdem die gottlosen Franzosen sie bei uns abgeschafft hatten. Und da sollte nun der ausgestellt werden, der, leider Gottes! zu unserer Familie gehörte, auf der kein Untätelchen eines Makels jemals gehaftet hatte. Den Tag vergess' ich nie. Er war für die ganze Gemeinde ärger als Tischo-b'af*). Die Läden der Juden blieben alle geschlossen; auf der Straße war keiner zu sehen; selbst die Kinder behielt man aus der Schule zu Hause, damit ihnen die Gassenjungen kein Leid antäten.

Ich muß dir sagen, Kind, daß ich mir feig und elend vorkam, zu Hause zu bleiben und an mich zu denken, wo die arme Tante Guttraud in Kummer und Herzeleid vergehen mußte. Ist es ein gottgefälliges Werk, zu Sterbenden zu gehen, wie darf man da eine allein lassen, deren Seele eines hundertfältigen Todes stirbt! Ich sagte es deinem Vater. ‚Tu, was du willst!' sagte er, ‚ich geb' schon auf die Kinder Obacht.' Ich nahm mein Tuch und lief hinüber, ohne mich umzusehen, aber ich

*) Gedenktag an die Zerstörung Jerusalems.

fand die Tür verſchloſſen und rüttelte vergebens. Die Nachbarin, die Schneiderin Engelbrecht, kam auf die Stiege und ſagte mir, die Mädchen hätten ſich von innen eingeriegelt und die arme Madame ſei fort. — Fort! fort! Wohin! ‚Weiß man's denn,‘ ſagte die Engelbrechtin achſelzuckend, ‚der Menſch in der Verzweiflung weiß nicht, was er tut. Herrje, die arme Frau dauert mich.‘ Ich ſchlich davon mit noch ſchwererem Herzen. Sollteſt du's glauben, Kind, ich war imſtande, das, was die Frau gedacht, der Heiligen zuzutrauen. Ja wohl! Sie hat ſich was angetan. Aber wie ſchämte ich mich, als ich erfuhr, was ſie ſich angetan hatte!

Die Stunde war gekommen; eine unzählige Volksmenge füllte den Markt; die brutale Maſſe freute ſich auf das brutale Schauſpiel und johlte Schimpflieder auf die Juden. Man hatte Polizeidiener und Militär aufgeſtellt und die nächſten Zugänge zum Rathaus abgeſperrt. Vom großen Fenſter herab verlas ein Gerichtsſchöffe das Urteil, dem die Menge ſchallend zujubelte, und nun drehte ſich die verhängnisvolle Wand und mit entblößter Bruſt, das Antlitz geſenkt, das der im Kerker verwilderte Bart noch mehr entſtellte, ward der Unglückliche ſichtbar. Ein neues, noch wilderes Geheul. Schon bückten ſich einzelne nach Kieſelſteinen, die den Verbrecher treffen ſollten, da — (alles, was ich dir hier erzähle, war im Wochenblättchen genau beſchrieben), da öffnete ſich die kleine Tür des Rathauſes in der Fiſchgaſſe und ſie trat heraus, Tante Guttraud, in den von den Soldaten abgeſperrten Raum, und ſtatt hindurchzugehen, blieb ſie am Eckſtein vor dem Pranger ſtehen, hob ſich am Eiſengitter mit der dürren, nackten Hand empor und ſtand, frei und allen ſichtbar, dicht neben dem Mann auf der Schandbühne, dem Manne, dem ſie unter der ‚Chuppe‘ Treue geſchworen hatte. So ſtand ſie ſtundenlang, und nicht mit der Verzweiflungsmiene, wie man die Mutter unter dem Kreuz abgemalt ſieht,

nein, ruhig, als ob sich das von selbst verstünde, mit den Lippen nur leise zuckend, als ob sie innerlich bete, und die Augen auf ihn geheftet, der zu ihr hinabsah, während dicke Tränen in seinen Bart fielen, die er sich nicht abtrocknen konnte.

Das war, wie wenn ein Blitz, nein, wie wenn ein Lichtstrahl von Gott auf die Menge gefallen wäre. Die Schimpfworte und das Geheul waren verstummt. ‚Sein Weib! Sein Weib! Sein unschuldiges Weib!‘ rief eine Stimme gedämpft der anderen zu, und so viele schlichen sich davon, daß die Soldaten kein Gedränge mehr abzuwehren hatten. Der Pfarrer Matthias, der zum Abendsegen in die ‚Brüderkirche‘ gehen wollte und der das Vorgefallene in der Marktgasse erfuhr, trat nahe heran und zog den Hut ab.

Wie ein Lauffeuer war's durch die ganze Gemeinde geflogen und nach und nach war alles auf den Markt geströmt. Das Gefühl der Schande war aus allen Herzen gewichen und hatte dem des Stolzes Platz gemacht. Das Verbrechen war überall und zu allen Zeiten erhört; unerhört war nur das Märtyrertum der ehelichen Treue. Das war ein stilles Bewundern, ein Kopfschütteln, ein Zucken, ein Schluchzen der Rührung, und der alte Raf*) hob die Hände empor und rief laut: ‚Gott, verzeih mir's, so alt ich bin, weiß ich doch nicht, was man darüber für eine Broche**) machen soll.‘

Ich glaube immer, es war auf des Bürgermeisters Schomburg Einschreiten, daß die Zeit abgekürzt wurde und der Arme bald darauf den Blicken entschwand. Nun wollte die Menge das Spalier durchbrechen; sie hätten vielleicht auf den Händen die Tante Guttraud nach Hause getragen, aber sie war durch dasselbe Türlein verschwunden, durch das sie eingetreten war. Man hat sie auch vergebens besuchen wollen, obwohl der Parneß und die ganze Gemeinde jetzt auf einmal

*) Rabbiner.

**) Segenspruch.

den Weg zu ihr fanden. Sie war bei ihm in seiner Zelle oder schloß sich mit den Ihrigen ein. Einmal fand ich sie nach vielen fruchtlosen Versuchen, und es zog mir die Knie herab, als wenn man Kaurim fällt*), aber sie sah mich mit strafenden Blicken an und sagte: ‚Betty, was tust du für eine Ewere**)! Was würde deine Mutter, der Friede sei mit ihr! denken; sie war zehnmal besser als ich.‘

Als die Kurprinzessin auf die Welt kam, wurden viele begnadigt und vielen die Strafzeit abgekürzt. Da ist ‚er‘ auch herausgekommen. Aber in den feuchten Kasematten waren seine Hände und Füße gichtbrüchig geworden, und so lag er den Rest seines Lebens danieder, wie du ihn noch gesehen hast, eingewickelt in Kampferkissen und von seinem treuen Weibe gepflegt wie ein krankes Kind. Die Familie steuerte eine bescheidene Jahresrente zusammen, die durch Vermittlung der Mädchen dem kleinen Haushalte zugute kam.

Kurz nachdem du unsere Stadt verlassen hattest, ward er von seinen Leiden erlöst. Die Lebensaufgabe der Dulderin war vollendet; da sie nichts mehr auf Erden zu tun hatte, rief sie Gott bald darauf in seinen Vaterschoß zurück. Die älteste Tochter ist Lehrerin in einer Arbeitsschule geworden, die jüngere hat einen Landlehrer geheiratet.

Das ist die Geschichte der Heiligen, die unter diesem Steine ruht.“

Die Mutter erhob sich; hinter dem Eichenwäldchen sank die Sonne und sendete einen letzten Strahl, der sich in dem tränenfeuchten Auge der Mutter spiegelte. „Gibt es noch solche Weiber in Israel!“ fragte sie.

Ich sah sie schweigend an und drückte ihr die geliebten Hände.

---

*) Am Versöhnungstag wird ein Gebet gesprochen, bei dem die Gemeinde vor Gott ihr Knie beugt.

**) Sünde.

Alt Babele.

Von Leopold Kompert.

Schreiende Knaben, die eben aus der Schule heimkehrten, verfolgten ein altes wahnsinniges Weib über den Preßburger Schloßberg. Ein Jammeranblick war's, dieses Weib zu sehen, wie es fliehend vor seinen unbarmherzigen Verfolgern daherschlumpte, ein großes Pack, das es in den Händen hielt, der Flüchtigen über die Füße schlug, unter der schmutzigen Haube graue Flechten hervorquollen, über die fahlen Lippen eilige Flüche herabstürzten.

„Hendel, wo ist dein Kind," schrien die Knaben, „wo hast du dein Kind, Hendel!" Wenn sich nun ein solcher Ruf in der jauchzenden Rotte erhob, war es merkwürdig anzublicken, welche Veränderung in dem Antlitze der Wahnsinnigen vorging. Da war es nicht anders, als fegte ein furchtbarer Sturm darüber hin und würfe die Wolken des Wahnsinns wie Kartenblätter auseinander, als träte dann die Vernunft wie ein gefangen gehaltener Mond still und siegreich hervor!

Über den ganzen abschüssigen Schloßberg hatten die Knaben das alte Weib getrieben. Keine fromme Seele war ihnen in den Weg getreten, sie an ihr frevelhaftes Tun zu gemahnen. Man läßt die Menschen dort überall gewähren, wo sie hassen und verfolgen lernen. So waren sie in die Gegend des Palffygartens gekommen, da, wo er seine beiden Tore der Judengasse zuwendet. Wie es immer zu geschehen pflegt, hatte sich auch diesmal unter den Knaben eine starke Seele gefunden, der sich die anderen in unbewußter Unterwürfigkeit angeschlossen und nachtaten, was diese aus angemaßter oder unbewußter Machtvollkommenheit gebot. Das war das schwarze Maierl, so genannt von seiner Hautfarbe, die um nicht viel Unterschied machte von einem gewöhnlichen Negerfell, wie es sich zuweilen in Bedientenlivree bei uns herumtreibt. Wer sich in diesem Augenblicke das schwarze Maierl so ansah, wie es mit dunkelrot gefärbten Wangen hinter dem wahnsinnigen Weibe einherlief und mit seinen Witzen die Knaben

zu unauslöschlichem Gelächter hinriß, dem mußte die Seele in trüber Ahnung bluten. Man hätte stehenbleiben und ihn anreden mögen: „Knabe, was verfolgst du dieses Weib! Werde älter, laß Furchen der Erkenntnis über deine Stirne ziehen, verbrenne deine Lippen an dem Scheidewasser der Gesellschaft, und dann gehe hin und verfolge den Wahnsinn, wie und wo du ihn findest. Wir geben ihn dir in allen Sorten und Gattungen, heiligen und unheiligen, verjährten und momentanen, preis; wir geben dir wahnsinnige Adler und Löwen, die triff, denen hacke die Augen aus, mache die Klauen stumpf!“

Wahrscheinlich fand sich aber niemand, der so gesprochen, denn das schwarze Maierl schrie und jauchzte fort, daß auch ohne Trompeten- und Paukenschall die Mauern von Jericho eingestürzt wären . . . wenn nur das schwarze Maierl dabeigewesen wäre!

Dort bei den grünen Toren des Palffygartens liegen ungewöhnlich große Steinhaufen, womit man bei schlechtem Wetter den Morast auszufüllen pflegt. Über einen solchen Steinhaufen wollte der wilde Knabe die wahnsinnige Hendel jagen, damit sie darauf zu Falle komme und seiner Unterhaltung neue Reize verschaffen könne!

Aber die Sache kam anders, als sich das schwarze Maierl vorgestellt. Gerade in dem Augenblicke, als er lauter als zuvor: „Hendel, wo ist dein Kind?“ rief, und die Knaben begeistert dareinstimmten, mußte sich etwas von der Seele des alten Weibes losgerissen haben, was wie ein schwerer Druck so viele Jahre darauf gelastet. Da war über diese Züge etwas geflogen, was man nicht Wahnsinn, aber auch nicht Vernunft nennen konnte. Eine Art tierischer Racheinstinkt war es wohl, als sie sich zu dem Steinhaufen niederbeugte, einen Stein ergriff und zurückgewandt gegen ihre Verfolger ihn von sich schleuderte. Als hätte der Stein willenbegabte, lebendige Kraft er-

halten, als wäre er gefeit durch den Fluch des Weibes, flog er fort, fort, bis er an der Schläfe des schwarzen Maierl niederfiel. Maierl fiel mit ihm!

Blut bringt zur Besinnung. Die rote Farbe strömt über alles und verwischt die anderen Grundtöne. Als das schwarze Maierl so dalag, mit der klaffenden Wundspalte unter der Schläfe, aus der sich ein dunkler Blutstrom ergoß, waren die Knaben still geworden. Sie umstanden lautlos den gesunkenen Anführer. Keiner hatte Lust, das edle Geschäft von zwei Augenblicken vorher weiter zu verfolgen. Der Wahnsinn entsprang.

Aus den Häusern und Gewölben kamen die Leute herbei. Sie gruppierten sich um den blassen Knaben, dessen Wangen jetzt gar nicht mehr so schwarz waren wie früher, sondern bleich und fahl, etwa wie Linnen, das erst zu bleichen anfängt. Darum erkannten ihn viele nicht und hatten Mühe, unter dem fließenden Blute, das auf Wangen und Hals stockte, das bekannte schwarze Maierl herauszufinden. Da war auch ein steinaltes Mütterchen gekommen, das schon an achtzigmal die Bäume des Palffygartens mußte blühen gesehen haben. Das fragte einen von den Herumstehenden, ein dickes, feistglänzendes Gesicht, „Schmul der Trakteur" genannt: „Sagt mir doch, Rebb Schmul, was gibt es denn, daß die Leut' so herumstehen?"

„Was es da gibt," antwortete Schmul der Trakteur, „'n Jüngel (Knabe) liegt da in seinem Blut; Hendel, die Wahnsinnige, hat ihn mit einem Stein getroffen."

Als aber das Mütterchen auf den blutigen Knaben am Boden sah, hatte es ihn sogleich erkannt. Mit einem Schrei des tiefsten Erschreckens schlug es die Hände über der verblichenen goldenen Haube zusammen und schrie mit herzbrechender Stimme: „Das ist ja Maierl, mein Jnigel (Enkel)! Maierl, was ist dir geschehen! Was ist ihm geschehen! Da

liegt er ja tot und ſtumm! Maierl, Maierl, ſteh auf und komm mit mir daheim!"

Aber das ſchwarze Maierl regte ſich nicht; eine heftige Ohnmacht hatte ſeine Sinne mit ſo ſtarken Banden umzogen, daß es nicht einmal die Stimme ſeines Großmütterleins erkannte, die ihm doch unter allen Menſchenlauten zunächſt zum Herzen kam. Da ſchrie und weinte das Großmütterlein, daß es den Stein hätte erbarmen mögen, der ihrem Enkel ſo viel Leid angetan und noch am Boden neben ihm lag.

„Helfts ihm doch, helft ihm, Leut'," ſprach es, „ſeht ihr denn nicht, daß er tot iſt! Habt Mitleid mit ihm, er wird noch ganz verbluten! Weh geſchrien, daß mir ſo was hat zukommen ſollen!"

„Wird ihm gar nichts ſchaden, dem Jüngel," tröſtete Schmul der Trakteur, „er ſoll die Leut' in Ruh' laſſen, kein Kind iſt ſicher vor ihm, jetzt wird er's wiſſen."

Ein Blick des Vorwurfs fiel aus den Augen des Mütterchens auf den dicken Sprecher, aber dieſer eine Blick war hinreichend, um ihn die ganze Tiefe ſeines Unrechtes fühlen zu laſſen. Mit einem Sprung war Schmul der Trakteur in den Kreis gefahren, hatte den Knaben vom Boden aufgerafft und über ſeine Schultern geladen. Das blutige Geſicht des Knaben reichte ihm bis an den Rücken und beſchrieb im Weiterſchreiten lange rote Spuren.

„Soll ich ihn zu ſeinem Vater auf dem Bergel tragen!" fragte er das Großmütterlein.

„Nein, nein, tragt ihn lieber zu mir, Rebb Schmul, es wär' nicht ſchön, ihn ſo vor allen Leuten herumzutragen."

So keuchte der dicke Träger mit ſeiner Laſt den Schloßberg hinan. Händeringend folgte ihm das Großmütterlein, ein über das andere Mal aus gepreßter Bruſt ein tiefes „Weh" herausſtoßend, bis die beiden vor einem verfallenen Hauſe ſtillſtanden, in welchem das Mütterchen wohnte. Dort

hinein trug der gutmütige Schmul den blutüberströmten Knaben.

Es war ein traulich stilles, dämmerndes Stübchen, wo das schwarze Maierl, dank der Vorsorge und den kalten Waschungen, die sein Großmütterlein in reichlicher Fülle anwandte, wieder die Augen öffnete. Vor den Fenstern breitete ein uralter Nußbaum seine grünen Fittiche aus und brachte Schatten und Kühlung hinein. In der einen Ecke des Stübchens stand ein Schrank, geschmückt mit Schalen und Gläsern. Über der Tür war ein anderes Gestell, worauf zinnerne Teller, wohlgescheuert und glanzblinkend, standen. Ihm gegenüber glänzte von der Wand ein in einen schwarzhölzernen Rahmen eingefaßtes Papier, worauf die Löwen Judas zu sehen waren, die das Wort „Misrach" in Riesenbuchstaben über sich trugen. Darunter stand ein Spruch aus der Bibel, den man aber wegen der bedeutenden Höhe nicht recht lesen konnte. Ein altertümliches Bett, mit einem Schemel davor, eine siebenzinkige Lampe, ein viereckiger Tisch und ein großer Schrank, wahrscheinlich ein Altersgenosse des Großmütterleins, machten das Hausgeräte des Stübchens aus, nicht zu gedenken des Fliegenklatschers, der auf dem Tische lag, und eines jungfräulichen Kätzchens, das sehnsüchtige Blicke nach den kleinen Milchtöpfchen warf, die auf der Kachel des Ofens standen.

Es war dem wilden Knaben so wohl und so wehe, als er, die Augen öffnend, die Hände seines Großmütterleins auf sich liegen hatte; er fühlte nicht das Knochige ihrer Finger und meinte, es seien linde Fächer, die ihm das heiße Blut kühlten. Er ließ mit sich tun und machen, ohne ein einziges Wörtlein des Widerspruchs zu wagen.

Zuerst entkleidete sie ihn; sie kniete selbst am Boden nieder, um ihn seiner Stiefel zu entledigen, zog ihm dann Rock, Hosen und Weste aus und schickte sich an, den so entkleideten Knaben in das bereits offene Bett zu legen. Bei jedem Stücke,

dessen sie ihn entledigte, murmelte sie leise Worte vor sich hin, die aber in Maierls Ohren wie süße Musik klangen. Plötzlich verzog sich das Gesicht des Großmütterleins zu einem wehmütigen Weinen. Sie war bis aufs Hemd des Knaben gekommen, über dem er sein „Arbeh Kanfes" trug. Aber in welch vernachlässigtem Zustand! Die „Zizehs" (Schaufäden) hingen aufgelöst aus den Endlöchern; an dem einen Loche fehlte die „Zizeh" ganz und gar. Da erhob das Großmütterlein jammernd die Stimme und rief aus: „Ach und weh geschrien! Was ist das für eine Zeit, wo die Kinder so schlecht geworden, daß sie ‚schlechte Zizehs' tragen. Warum hat mich denn Gott nicht schon lang von der Welt weggenommen, daß ich das auf meine alten Tage noch erleben muß. Maierl, Maierl, schlecht Kind, was du bist, was möcht' der Dede (Großvater) sagen, wenn er das wüßt'! In sein' Grab möcht' er sich umdreben und ach und weh schreien über sein Jnigel, was so schlecht geworden ist. Aber der Schem boruch hu (der, dessen Name gelobt sei) hat dich auch dafür gestraft, weil du so ein Posche Jisroel (ein Abtrünniger von Jsrael) geworden bist, und so wird er's jedem machen, der nicht besser wird als du. Wär' dir denn das zugekommen, Maierl, wenn du kein so schlecht Kind wärst! Ach und weh geschrien, es gibt gar kein Jüdenkind mehr auf der Welt, es ist alles schlecht, alles schlecht."

So klagte das Großmütterlein im gerechten Schmerz, und seine Worte wären diesmal auf kräftigem Boden aufgekeimt — wenn sie der Knabe nur gehört hätte. Der aber lag wieder in tiefer Ohnmacht, in tieferer als zuvor. Als das Großmütterlein diesen Zustand bemerkte, tat es einen Schrei des Entsetzens und stürzte auf den Knaben, den es während des Redens hatte zurücksinken lassen. Kalte Bespritzungen aus dem Waschbecken brachten das schwarze Maierl nach einigen Augenblicken wieder zur Besinnung! Jetzt klagte das Groß-

mütterchen nicht mehr; es beeilte sich vielmehr, nachdem sie einen notdürftigen Verband angelegt, den Knaben ins Bett zu bringen. Es kostete einige Mühe, bis das schwarze Maierl unter der Decke war. Mit zitternden Händen legte das „Babele" ihm die Kopfkissen zurecht, schob und dehnte die Decke, daß die Füße warm lagen, und bedeckte ihm den Hals und die Hände.

Dann nahm sie den Schlüsselbund, der auf dem Tische lag, und schloß mit einem Schlüssel den alten Schrank auf. Da stöberte sie lange, lange herum. Ein trockenes Husten verriet endlich, daß sie den Gegenstand gefunden haben mußte, den sie so eifrig suchte. Es war eine Reliquie aus alten, längst entschwundenen Zeiten, eine Reliquie, deren einstmaliger Besitzer schon lange eine Beute hungriger Würmer geworden war — es war das „Arbeh Kanfes" ihres seligen Mannes, dem Friede sei.

Wie eine duftende Rose hatte es das Babele aufbewahrt, wie eine duftende Rose, die man in Lenzespracht draußen vom Blütenhange pflückt. Blattweise legt man die Blume in irgendein stilles Buch, und nun nach Jahren wird es wieder hervorgeholt und geöffnet. Da hauchen die Blätter noch immer Duft, und in diesem Dufte wallen leise, nebelhaft zerflossene Gestalten der Vergangenheit, die man nicht greifen, die man nur empfinden kann.

Aber das Babele hatte zu allen diesen Erinnerungen im gegenwärtigen Augenblick keine Zeit. Schien es doch ganz und gar vergessen zu haben, daß es einmal einen gewissen „Langleser" gegeben, dessen „Arbeh Kanfes" jetzt vor ihm lag. Dieser Nachlaß des seligen „Langleser" war aber mit seinem früheren Besitzer so identifiziert, daß man daraus seine bedeutende Länge schon von selbst entnehmen kann. Das „Arbeh Kanfes" des seligen „Langleser" mochte nun nicht viel Unterschied machen von dem berühmten Bette Sr. Majestät des Königs Og von Basan, das, wie ich glaube, einige

vierzig Ellen in der Länge hatte. Das schwarze Maierl hätte daraus Rock, Hose und Weste und zum Notfall vielleicht auch eine Kappe bekommen. Aber das alles bedachte das Babele nicht! Sie hatte nur daran zu denken, wie sie dem Maierl das herrliche Amulett umtat. Nach einigen Augenblicken gelang es, und so lag der Knabe in der Reliquie seines Großvaters wie in einen guten warmen Rock eingehüllt.

Doch das Wichtigste hätte das Großmütterlein beinahe vergessen, wogegen wir an die achtzig Frühlinge der Bäume im Palffygarten erinnern müssen, die in ihrem Gedächtnisse Rehraus gemacht hatten. Der Knabe lag nämlich barhaupt im Bette. Heftig erschrocken wußte das Babele lange nicht, was es tun sollte. Woher eine Kopfbedeckung nehmen! Die Mütze des Knaben war vom Blut ganz getränkt, die konnte man ihm doch nicht aufsetzen! Da trippelte das Mütterchen in größter Verlegenheit im Stübchen umher, leise Worte vor sich hinmurmelnd, wovon der Sinn unverständlich war. Mit einemmal verklärte sich ihr Antlitz wunderbar; sie hatte gefunden, was sie brauchte, und was meint ihr wohl, daß es war! — Babeles goldene Sabbathaube! Die setzte es dem schwarzen Maierl auf, der in nichts widerstand.

Da sah nun der Knabe aus, wie einer jener Könige aus früheren Zeiten, von denen die Sage geht, daß sie sich mit der Krone auf dem Haupt zu Bette legten! Das lange „Arbeh Kanfes“ des Großvaters umhüllte ihn als Krönungstalar, daran waren die Schaufäden als Ordensbänder zu sehen, so wie das gestockte Blut ein prachtvolles Vlies herumgehangen hatte! Sogar historischen Wert hatte der ganze königliche Anzug, wie weiland Kaiser Karolus Magnus seiner; denn Großvater „Langleser“ und das Babele hatten ihn getragen und waren darin alt und lebenssatt geworden. Das Babele aber glich in diesem Augenblicke einer grauen fränkischen Königin, wie sie ihrem Enkel die Krone aufs Haupt setzt!

Es war Abend geworden. Der Knabe lag im wildesten Wundfieber und phantasierte in ausschweifenden Träumen. Bald schrie er den Namen „Hendel“ furchtsam aus und duckte sich dabei unter der Bettdecke zusammen, als fürchte er, noch einmal von ihrem Steine getroffen zu werden. Bald mußte er sich einbilden, er sei ein „Kohn“ (Priester) und stünde in der Synagoge und sänge dem Volke die Segnungsformeln vor! Denn er sang wirklich eine jener uralten Melodien, wobei er die Finger geradeso aufhob, wie es die Priester in der Synagoge machen. Dann kam ihm wieder das Schreckgesicht der wahnsinnigen Hendel, und er kreischte in wilden, unartikulierten Lauten auf. Dazwischen klang, seltsam genug, das Abendlied der Vögel aus dem Palffygarten herüber, und der Nußbaum rauschte geheimnisvoll, als wollten die Vögel den Knaben locken und hinausziehen zu sich!

In diesen Augenblicken gewährte das Antlitz des Großmütterchens einen unbeschreiblich rührenden Anblick. Bald fuhr sie dem Knaben über die heiße Stirne und benetzte sie mit kaltem Wasser, bald sprach sie ihm linde, schmeichelnde Worte zu, nannte ihn mit den süßesten Namen, verglich ihn mit Gold, Zucker und Perlen, dann, wenn das alles nichts fruchtete, nahm sie den dicken „Sidur“ (Gebetbuch) und sprach mit lauter Stimme einige Psalmen heraus. Die Vögel machten Musik dazu, und der Nußbaum rauschte gar gewaltig.

Da tönten mit einemmal die drei bekannten Schläge eines hölzernen Hammers an der Haustüre. Es war dies das Zeichen zum Minchagebet (Abendgebet), das der Schulklopfer gab. Gleich darauf erhob sich das Großmütterlein und begann in dem alten Sidur eifrig zu beten. Sie hatte sich dabei gegen den „Misrach“ (Ost) gewendet, weil nach dort Jeruschalaim liegt, sie bückte und beugte sich nach allen Seiten, und als sie in den achtzehn Segnungen zu jener Stelle kam, wo man den Herrn des Himmels um Genesung seiner Kranken

anfleht, mußte sich ihre Seele wirklich von allem Erdentand losgerissen haben. Da sprach sie so flehend, so innig und gläubig, als sähe sie Gott auf seinem Richterstuhle sitzen und trüge ihm ihre Bitte von Angesicht zu Angesicht vor. Wunderbar genug, hatte sich während dieser Zeit die Macht des Wundfiebers gebrochen und der Knabe lag still und ruhig in seinem Bett.

Das Großmütterlein betete noch. Da öffnete sich leise die Türe, und herein trat ein schönes Mädchen. Das Babele grüßte die Eingetretene nur durch ein stilles Kopfnicken und fuhr im Gebete fort, denn sie durfte nicht „maßik" sein, d. h. sie durfte ihre Lippen nicht zu weltlichem Gespräche öffnen. Doch der Knabe rief sogleich, als er sie sah, freudig: „Golde, Golde, bist du's wirklich!" und streckte der Schwester, denn sie war es, unter der Bettdecke die Hände entgegen.

Die Schwester hatte sich aufs Bett zu Maierl hingesetzt und koste und schmeichelte ihm. Da schien sich aber des Knaben mit einem Male eine Art Abneigung gegen Golde bemächtigt zu haben; er duckte sich von ihr weg und schob die Hand fort, die sie beschwichtigend auf seine heiße Stirne gelegt hatte.

„Gelt," sagte er, „du hast den langen ‚Juraten' (Studenten des Rechts) draußen vor der Tür stehen und hast dich nicht getraut, ihn herein mitzubringen. Warum gehst du nicht hinaus zu ihm, Golde! Du kannst dich mit ihm besser unterhalten wie mit mir."

Mit fliegenden Pulsen fuhr das Mädchen bei diesen spitzigen Worten auf, und indem sie die Hand auf die Lippen des Knaben stürmisch legte, sprach sie mit bittender Stimme: „Um Gottes willen, sei still, Maierl, du machst mich unglücklich, wenn du auch nur ein Wort redest."

„Bist du's nicht schon!" meinte der kranke Knabe mit furchtbarem Hohne.

„Maierl," sprach das Mädchen, und Tränen liefen ihm

die Wangen herab, „du kriegst ‚Zuckergebäck' von mir, wenn du schweigst." Der Knabe lag einige Augenblicke in tiefen Gedanken, dann sagte er: „Aha, das ‚Zuckergebäck', was dir der Student gegeben hat! Na, das will ich nicht, das kannst dir behalten. Du kannst mir alles ‚Zuckergebäck' von ganz Preßburg herlegen, ich rühr's nicht an. Geh nur fort zu deinem Juraten, er wird bald müde werden vom Warten."

Herzinnig bat ihn die Schwester: „Maierl, was hab' ich dir denn Böses getan, daß du so bös auf mich bist! Habe ich dir nicht immer Anbeißen (Frühstück) gebracht, wenn dich der Vater hat fasten lassen, weil du morgens nicht in Schul' gegangen bist! War ich nicht immer gut gegen dir! Hab' ich dir zum Schabbesobst nicht immer noch etwas zugegeben! Und wenn dich der Vater schlagen gewollt, weil du beim Verhör aus dem Chumesch (die fünf Bücher Moses) schlecht bestanden bist, hab' ich da nicht die Türe aufgemacht, damit du auf und davon eilst! Und jetzt bist du so bös auf mich! Wart', Maierl, wie du mir tust, will ich auch dir tun. Denn so willst du's, Maierl!"

Das Babele hatte eben sein Gebet beendigt. Mit einer tiefen Verbeugung gegen den Ost schloß sie die schweren Klammern des Sidurs, nachdem sie vorher auf die letzte Blattseite einen innigen Kuß gedrückt hatte. Sie schien von dem Zwiegespräch der beiden Enkel nichts vernommen zu haben; war es die Taubheit ihrer Ohren, war es die Innigkeit ihres Betens, was sie daran hinderte! Vielleicht beides zusammen.

Ehrfurchtsvoll nahte sich ihr das Mädchen und küßte ihr die welke Hand. Aber nicht wie sonst begrüßte das Großmütterlein die Enkelin mit freundlichem Worte; mit trockener Strenge fragte es: „Wo bist du denn so lang geblieben, Golde! Ist das schön und recht von dir, daß du so spät kommst auf Krankenbesuch zu deinem Bruder Maierl!"

„Ich hab' viel zu tun gehabt, Babe," sagte das Mädchen

mit am Boden gehefteten Blicken, indem es die Stimme so laut als möglich zu erheben suchte, „ich hab' viel zu nähen gehabt, auch war kein Mensch zu Haus."

„Red hecher (höher, lauter)," gebot das Babele; „ich bin nicht mehr von den Jungen, daß ich dein Gepiep' soll verstehen."

„Ich hab' viel zu tun gehabt," wiederholte Golde mit schmerzlicher Anstrengung, sich vernehmlich zu machen.

Das schwarze Maierl in seinem Bette kicherte bei diesen Worten laut auf und sah höhnisch nach der Schwester. Diese stand, ein Bild der Verzweiflung, da und faltete unwillkürlich die Hände wie zum Gebet gegen den unbarmherzigen Bruder.

„Und wo bleibt der Vater!" fragte wieder die Babe.

„Er ist auf den Markt nach Tyrnau gefahren," entgegnete Golde.

„Und die Mamme (Mutter)!"

„Ist noch gar nicht heute zu Haus gewesen."

„Da hat sich Golde ein Freudenfest gemacht," warf der Knabe mit leisem Gelächter hin.

Länger vermochte das Mädchen nicht, dem Sturm dieser Spottpfeile zu widerstehen. Ein Strom bitterer Tränen brach aus ihren Augen, laut schluchzend warf sie sich in den Lehnstuhl und verhüllte mit beiden Händen das Antlitz.

„Was ist denn dir, Golde!" fragte besorgt die Großmutter, „vielleicht bist du auch krank!"

„Nein, Babele," sagte das Mädchen, indem es seine Tränen zu bemeistern sich bemühte, „krank bin ich nicht. Aber ich fürcht' für Maierl, daß er uns nicht schwer krank wird. Soll ich um den Chirurgus gehen!"

„Geh, geh," meinte das Babele, indem sie auf ganz eigentümliche Weise den Kopf schüttelte, „wer wird gleich den Chirurgus holen! Der ist gut, wenn man ihn nicht braucht.

Unser Maierl aber wird morgen in aller Früh' schon in die Schul' gehen und sein Amen nachsagen. Ist's wahr, Maierleben? Und wenn ihm dann besser wird, dann kriegt er von mir, dann kriegt er von mir — was?"

„Ein groß Stück Gugelhupf," ergänzte der Knabe.

„Ganz gut, mein Kind," sagte unbeschreiblich lächelnd die Großmutter, „ein groß Stück Gugelhupf. Wenn mir aber Maierl die Hand drauf gibt, daß er morgen in aller Frühe frisch und gesund ist, wie im Wasser der Fisch, so verzähl' ich ihm ein ‚Maißele' (Geschichtchen), wie er's gar nicht schöner und besser gehört hat. Willst du das, mein Kind?"

Lächelnd streckte der Knabe die eine Hand dem Großmütterlein hin und sah es mit stummer inniger Liebe an. Golde hatte ihre Tränen schnell getrocknet und den alten Lehnstuhl zum Bett gerückt, worauf die Babe Platz nahm. Das Mädchen selbst setzte sich zu den Häupten des Bettes, um dem Knaben nicht ins Gesicht zu sehen. Sie fürchtete sich vor ihm.

Das Babele begann:

„Vor vielen, vielen Jahren, das Babele war damals ihrem ‚Leser' nicht versprochen worden, da lebte in Preßburg auf dem Nikolaibergel ein Mann, der war ausgerufen in ganz Pehm (Böhmen), Marrn (Mähren) und Ungarn. Der hat geheißen Rebb Paltiel Wolf. Auf der ganzen Welt hat es nichts gegeben, was der nicht gewußt hätte. Das ist daher gekommen, weil er Tag als Nacht gelernt hat, und wenn man um zwölf Uhr in der Nacht an seinem Haus vorübergegangen ist, hat man ihn können sehen, wie er über dem Talmud ist gesessen und hat gelernt. Auf die gute Letzt hat er schon so viel gelernt gehabt, daß er gar nicht mehr gewußt hat, lebt er, oder lebt er nicht. Damit will ich, Gott bewahr' und beschütz' mich, nicht sagen, daß er gar nicht mehr bei sich gewesen ist; sondern er hat alles vergessen, was um ihn vorgegangen ist. Er hat immer ausgesehen wie einer, der aus dem Grab

herauskäm', wenn noch die Würmer was an ihm übriggelassen hätten.

Rebb Paltiel Wolf hat auch ein Weib gehabt, das hat ihm ein Mädchen geboren. Als nun einmal Rebb Paltiel über dem Talmud sitzt und lernt, hört er Kindergeschrei und Weinen. Da hat er sein Weib gerufen und gesagt: ‚Esther, was ist das für ein Geschrei, was mich nicht lernen läßt!' Da hat sie gesagt: ‚Wolf, das ist ja dein Kind, das Kind, was ich dir hab' geboren.' — Und von der Minut' hat er's erst gewußt, daß er ein Kind hat.

Gott verzeih's ihm, dem großen Frommen, dessen Andenken gelobt sei, er hat's immer vergessen, daß er hatt' ein Kind. Er hat sich nicht umgesehen auf sich selbst, wie hätt' er sich sollen umsehen auf sein eigen Kind! Das war nicht recht von ihm, denn das Mädchen ist herangewachsen, ist groß und schön geworden, und in der ganzen ‚Kille' (Gemeine) hat man gered't von Hendel Rebb Paltiel Wolfs. Nur der Rebbe selbst hat's nicht gewußt, der war wie blind, und hat nicht gesehen wie andere Leut'. Sein Weib Esther ist ihm bald gestorben. Als sie am andern Tag sein ‚Anbeißen' nicht gebracht hat zur gewohnten Stund', hat sich der Rebbe ganz erstaunt, wie lang heut die ‚Weiberschul'' dauert. Denn er hat geglaubt, sie hat sich dort verplaudert. Da hört er auf einmal etwas weinen in der Stub' und sieht, daß es Hendel, sein Kind, ist. ‚Warum weinst du, mein Kind!' hat er sie gefragt.

‚Warum ich wein'!' sagte ihm Hendel darauf, ‚warum hast du den Riß da an dem Rock!' Da hat der Rebbe auf seinen Rock gesehen, der war zerrissen von oben nach unten. Da hat er erkannt, daß sein Weib tot ist, und hat sich hingesetzt und geweint sieben Tage und sieben Nächte.

Da ist Landtag nach Preßburg gekommen. Was ihr jetzt seht, Kinder, das ist wie nichts, was damals ist gewesen. Das waren Zeiten! Tausende von Fürsten, Grafen und Edelleuten

sind gekommen, in Sammet, Gold und Perlen, und der Erdboden hat gezittert, wenn so einer ist aufgetreten mit Sporen und Säbel. Und die Augen haben einem weh getan von so viel Sehen auf Sammet und Gold. Da hat auch die ganze Gemeinde vom Landtag gelebt und den ganzen Tag ist der Schloßberg nicht leer geworden von Grafen und Fürsten, die sind gekommen einkaufen und ausborgen mit ihren Gräfinnen und Fürstinnen. Das schöne große Haus auf der Stieg', was Herrn Chajim Schlesinger gehört, das ist vom Landtag gebaut worden. Und auch andere Balbatim (Familienväter) sind damals reich und groß geworden, und alles hat Nahrung gehabt.

Hendel Rebb Paltiels ist den ganzen lieben Tag vor dem Landhaus gestanden und ist gar nicht müde geworden, zu sehen die Pracht von so vielen Kutschen mit Pferden und Husaren, Fürsten, Grafen und Edelleuten. Wen man zu jeder Stund' im Tag dort hat können sehen, war Hendel Rebb Paltiels. Ist sie spät am Nachmittag nach Haus gekommen und hat dem Rebbe das Essen hingestellt, hat der gesagt: ‚Hendel, wie kommt das, mir scheint, Mittag ist schon lang vorüber!' Sie hat aber darauf gemeint: ‚Das Fleisch hat nicht kochen wollen, drum ist es so spät geworden.' Und hat er gefragt: ‚Wo bist du so lang geblieben, Hendel?' hat sie darauf gesagt: ‚Ich war ja daheim und hab' genäht und gestrickt.'

Was soll ich euch länger verzählen, Kinder, was jed' Kind weiß in Preßburg! Er, dessen Name gelobt sei, soll jedes Jüdenkind vor dem bewahren, was Hendel Rebb Paltiels angestellt hat. Heiliger Gott Israels! warum hast Du das zugegeben, warum hast Du das der frommen Kille Preßburg zugeschickt, daß sich ein Kind so schwer hat versündigen dürfen! Der schlechteste Träger auf dem Schloßberg hätt' sich mögen die Haar' ausreißen, und so ein großer ‚Zaddik' (Frommer) hat's müssen erleben!

Was soll ich euch länger verzählen, meine Kinder, man hat

Hendel Rebb Paltiels immer gesehen spazierengeben mit einem Studenten, der hat ihr schöne Sachen und Kleider gegeben, und man hat nicht gewußt, wie und woher. Auf einmal hat man's gewußt, wie es ist schon zu spät gewesen. Hendel Rebb Paltiels war verloren, sie war geworden — — Gott soll es ihr noch heutzutag verzeihen."

Ein Schrei aus dem Munde des Mädchens, das bis dahin ohne Äußerung zu den Häupten des Bettes gesessen hatte, unterbrach hier mit einem Male die Erzählung der Großmutter. Der Knabe aber lag starr und regungslos und trug die Zeichen der angestrengtesten Aufmerksamkeit in seinem Gesicht.

Das Babele fuhr fort:

„Ihr könnt euch leicht vorstellen, Kinder, was man in Preßburg gesagt hat zu dem, was Hendel Rebb Paltiels angestellt hat. — Man hat lang geschwiegen vor dem Rebbe, weil man sich gedacht hat, er wird's von selbst sehen. Da ist es aber herausgekommen, wie es sich keiner gedacht hat.

Nämlich so: Am Schabbes Teschuba (Bußsamstag), da hat Rebb Paltiel Wolf in seiner Schul' gepredigt und hat geredet von der Schlechtigkeit der Welt und wie die Leut' jetzt gar nicht mehr so sind, wie sie einmal gewesen sind. In der Kille hat damals ein gewisser Löb Goldstein gelebt, von dem haben die Leut' gesagt, daß er am heiligen Schabbes fährt und reit' und Geschäfte macht. Auf den hat Rebb Paltiel Wolf in seiner Predigt mit dem Finger hingewiesen und hat gesagt, die heilige Stadt Jeruschalaim wär' nur durch solche Menschen zugrund gegangen, und dessenwegen seien wir noch in der Fremd', weil solche Menschen unter uns verweilen. Wie die Leut' von der Predigt fortgegangen sind, haben sie untereinander gered't: ‚Löb Goldstein hat's heut gut bekommen vom Rebbe, warum ist er auch ein schlechter Mensch!'

Das hat Löb Goldstein gehört und ist am andern Tage

zum Rebbe gegangen, und wie er schon ein ausgelassener Mensch war, der sich nicht um Gott und die Welt umgesehen hat, hat er zu ihm gesagt: ‚Rebbe, verzeiht mir, Ihr habt mich gestern in Eurer Predigt einen schlechten Menschen gescholten und einen Posche Jisroel. Noch einmal, verzeiht mir's, Rebbe, ich bin ein großer Amhorez (Ignorant), und Ihr seid ein Rebbe — aber so viel weiß ich doch, daß Hendel Rebb Paltiels in vierzehn Tagen um eine Amme schicken wird.'

Gott verzeih' mir meine Sünden! Ist das ein Schlag gewesen für den Rebbe! Der Schlag hat ihn auch auf der Stell' getroffen, erst in die Zung' und zuletzt ins Herz! Am andern Morgen war er tot! Erst als die Schinne (Agonie) über ihn gekommen war, hat er auf einmal wie durch ein Wunder die Sprache wiederbekommen. An seinem Bett ist Hendel gestanden und hat bittere Tränen vergossen. Da hat sich der Rebbe aufgesetzt, die Hand ausgestreckt und zu ihr gesagt: ‚Ich bin muftech (ich bin sicher), daß du ein Spott wirst werden für Kinder und Kindeskinder; gebären wirst du, aber die Frucht deines Leibes wird werden weggenommen von der Benemmerin, du sollst an deinem Kinde keine Freud' haben, du sollst es nicht kennen, du sollst nichts wissen von ihm!'"

Hier ließ sich das Großmütterlein auf die Frage Maierls, was denn das wär', eine „Benemmerin", in eine lange Erklärung dieses Wortes ein. Benemmerinnen sind eine Art Hebammen, die mit bösen Geistern im Bunde stehen und den gebärenden Weibern die Kinder wegnehmen. Wo eine solche Benemmerin erscheint, stirbt das Kind, oder es bekommt einen Leibschaden, zuweilen schieben sie verunstaltete Wechselbälge an die Stelle der neugeborenen Kinder. Den Gebärenden selbst machen sie die Milch zu Kopf steigen, erregen ihnen Fieber, Wahnsinn, ja auch den Tod. Wo man sie nicht ruft, schlüpfen sie durchs Schlüsselloch; auch als Ratzen mit grünen funkelnden Augen hat man sie gesehen, und wenn man solches Ge-

tier nicht sogleich mit einem kräftigen Besenstiel zu Paaren treibt, entsteht großes Unglück im Haus. Um sich nun vor solchen Benemmerinnen zu bewahren, geht man im Augenblicke des Gebärens zu einem Rebbe und läßt sich von ihm eine Art Talisman geben. Dieser besteht aus einigen Blättchen beschriebenen Papiers, worauf der Schild Davids zu sehen ist, mit einigen kabbalistischen Sprüchen, deren Anfangsbuchstaben ein kräftiges Schutzmittel gegen dergleichen böse Geister sein sollen. Unter diesen Sprüchen stehe einer aus den „Stufengesängen" des Königs David. Die Blättchen werden in der Stube der Wöchnerin über Türen und Fenstern aufgehängt und bleiben dort so lange liegen, als diese das Bett hüten muß. Bei männlichen Kindern muß man die ganze Nacht Wache halten und „lernen", wozu man einen Rebbe mitnimmt . . . Gevatter muß in der Nacht oft nachsehen, ob dem Kind kein Unheil geschehen sei.

„Von der Minute an", fuhr das Babele fort, „hat Hendel Rebb Paltiels keine frohe Stund' mehr gehabt. Sie hat sich schier die Augen ausgeweint, aber hat das was genutzt! Mit einmal war sie wie verschwunden. Da haben die einen gesagt: sie hat sich in die Donau geworfen, andere wieder haben sie auf dem ‚guten Ort' (Begräbnisplatz) gesehen, wie sie auf dem Grab ihres frommen Vaters gelegen ist und geweint hat. Es ist aber alles nicht wahr gewesen. Da in der Stub', wo ich euch diese Maiße (Geschichte) erzähle, hat sie gewohnt und ist da geblieben so lang, bis sie in die Wochen gekommen ist. Sie hat eine Muhm' gehabt, die war die Schwester von ihrer Mutter, die hat ihr immer geschickt zu essen; aber zu ihr ist sie nie gekommen, sie hätt' sich versündigt, hätt' sie nur an ihr angerührt.

Als die Zeit der Niederkunft gekommen war, hat Hendel große Furcht und Angst bekommen. Man hat sie können schreien hören über den ganzen Schloßberg, Tag als Nacht. So jäm-

merlich hat sie geweint und geschrien, daß man geglaubt hat, jetzt ist's aus mit ihr. Am dritten Tage ist es still geworden, sie hatte ein Kind geboren gehabt, das war ein Jüngel. Als nun das Kind der Leiden zur Welt gekommen war, hat sie es lang an sich gedrückt und gesagt: ‚Mein toter Vater hat mir geflucht, daß ich ein Spott soll werden für Kind und Kindeskind, daß ich werde gebären, mein Kind wird aber durch eine Benemmerin wegkommen! Das soll aber nicht so sein, so soll ich leben!' Und hat das Kind treu überwacht und bei sich behalten drei Tag' und drei Nächt', weil sie immer gefürchtet hat, die Benemmerin könnt' kommen und ihr das Kind nehmen. Aber länger hat sie das nicht aushalten können. In der dritten Nacht sind ihr die Augen von selbst zugefallen, so fest, als wären sie mit Riegeln verschlossen. Da kommt es ihr vor, eine weiße Frau, die aussieht wie eine, die man in Sterbekleider gehüllt hat, tritt zu ihrem Bett und nimmt ihr das Kind aus den Armen. Sie aber kann nicht aufstehen, die Füße sind ihr wie von Blei, sie kann nicht schreien, das Wort bleibt ihr in der Kehle. Da schreit sie endlich aus gepreßter Brust: Adonai Elohim! und sogleich springen ihr die Augen auf, und sie sieht, wie die Benemmerin mit dem Kind schon zur Tür hinaus will. Heiliger Gott Jisroels! Da ist sie aus dem Bett gesprungen, so wie sie war, im Hemd und barfüßig und ist der weißen Frau nachgeeilt bis an die Türe. Dort hat sie sie erreicht und hat mit ihr gerungen und gekämpft, bis sie das Kind hat müssen fallen lassen und verschwunden ist.

Am andern Tag hat man auf dem Schloßberg ein junges Weib gesehen, das ist schreiend auf und ab gegangen und hat geschrien: ‚Wo ist mein Kind, mein Kind, mein Kind?!' Das war Hendel Rebb Paltiel Wolfs, die schöne Hendel, die in der Nacht war wahnsinnig geworden. Man hat sie am kalten Boden gefunden, das Kind neben ihr. Sie war wie tot! Als ihr der Doktor zur Ader gelassen hat, ist frisches rotes Blut

gekommen, aber die Besinnung nicht wieder. Ihr Kind hat sie nicht wiedererkannt. Seit dem Tag hat sie es überall gesucht, und so ist wahr geworden, was ihr Vater in seiner letzten Stund' vorausgesagt hat."

Das Babele schwieg erschöpft. Man hörte nur ein leises Schluchzen, das von dem Mädchen kam.

Plötzlich stand Golde auf, näherte sich der Großmutter und küßte ihr stürmisch die welken Hände. „Gott der Allmächtige sei davor," sagte sie, „ich will nicht werden wie Hendel; gute Nacht, Babele!" — und schwankte heftig weinend zur Türe hinaus.

Es war Nacht geworden. Der Knabe lag wieder im wilden Wundfieber und schien von schreckenden Träumen bewegt. Das Babele hatte Licht angezündet und betete bei seinem Scheine still und eifrig in dem Sidur, den sie wieder hervorgesucht. Bete, bete, gutes Babele! Du hast zwiefach zu bitten! für den einen Enkel, daß er am Leibe genese, für den andern, daß sein Leib und seine Seele rein bleibe von den Schrecken eines tiefen Falles! . . . Jetzt nickst du, jetzt schlummerst du! Ich hebe dir nicht einmal die Brille auf, die dir indes entsunken — du könntest aufwachen und zürnen, und du hast den Schlaf nötig!

Du liebes, treues Babele!

Das Buch der Zeit!

Haß

Der Roman eines Deutsch-Engländers aus dem Jahre 1950

von

Artur Landsberger

Fünfzehnte Auflage

Die Presse urteilt über dies Buch wie folgt:

„Landsbergers größte Kunst, Spannung zu erregen und bis zur letzten Seite zu steigern, tritt auch in diesem Buche wieder zutage. Unbekümmert um alle sozialwissenschaftlichen Streitfragen wird der ästhetische Leser sein Vergnügen haben an den Menschen, mit denen uns L. zusammenführt, und an ihren Lebensformen. So bewegt sich alles in der verfeinerten Atmosphäre geistiger Auslese. Sehr klug ist L. allen Prophezeiungen aus dem Wege gegangen. Sein Zukunftsroman bedarf keiner spielerischen Zutaten, er ist ganz auf die psychologische Entwicklung eines Menschenherzens gestellt, dem die Zeitströmung zum Schicksal wird. Dies im Banne eines so geschickten, fesselnden Erzählers zu verfolgen, bietet einen nicht alltäglichen und sehr erfrischenden Genuß." (Sigmar Mehring im „Berliner Tageblatt".)

„Für die Auffassung des Engländertums von gestern und heute, die uns der spitze Griffel der jüngsten Geschichte ins Herz geprägt hat, ist dieser aufregende Roman ein sehr kräftiger Ausdruck; die Züge niedrigster und gehässigster Berechnung, die vor keiner Lüge zurückschreckt und die Maske der Ehrenfestigkeit vorhält, sind vom politisch-nationalen Gesamtverhalten auf eine Persönlichkeit übertragen und in grellen, aber treffenden Gegensatz zum deutschen Wesen gebracht. So, durch Vererbung und Individualisierung

wird der seelenlose britische Geschäftsgeist, der in einem deutsch erzogenen Menschen allgemach zum verheerenden Zwiespalt führt, zur treibenden Kraft spannender Vorgänge gemacht. Der Gerichtsfall, der mit Kennerschaft behandelt ist, und der innere Prozeß halten uns in Atem und, so viel oder so wenig dabei von der Zukunft vorweggenommen sein mag, wird man in diesem Roman von 1950 jedenfalls die Erregung der Zeit, in der wir leben, erkennen." (Prof. Dr. Klaar in der „Vossischen Zeitung".)

„Ganz aus der Not und Drangsal, dem Triumph- und dem Siegesgefühl, den Kampffreuden dieses Jahres heraus hat Artur Landsberger einen Roman geschrieben, der voll fesselnder und spannender Unterhaltung, doch noch tiefer gründend, durch seine Nachdenklichkeit, seine Kulturphilosophie, durch Geist und Tendenz als ein echtes und rechtes Buch des Tages aufmerksam gelesen sein will. Ein Kriegsroman! Und doch so ganz anders, als die vielen, vielen Kriegsromane dieses Jahres, von geschäftstüchtigen Literaturgeistern geschrieben — wertvoll vor allem, weil er so ganz anders ist. Der Künstler steht noch immer auf dem Standpunkt, daß er all die Fragen und Probleme, welche wir denkend und vernünftelnd, in Leitartikeln, wissenschaftlichen und philosophischen Abhandlungen, zumeist recht hoffnungs- und ergebnislos zu lösen versuchen, viel besser und richtiger zu beantworten vermag, wenn er wie die Primitiven, wie die Naturvölker, in einer Bildersprache zu uns redet, wie Menenius Agrippa eine Fabel, wie die Bibel uns Gleichnisse erzählt. Der alte weise Menenius Agrippa hat einmal durch die Erzählung einer Fabel zwischen blutig widereinander streitenden Patriziern und Plebejern, Herren- und Sklavenmenschen, Frieden gestiftet. Was Artur Landsberger uns in diesem Jahr des großen Völkerhasses als ein weiser Menenius Agrippa in seinem Fabelbuch ‚Haß', in seinem Roman eines Deutsch-Engländers aus dem Jahre 1950 (München, Georg Müller) über diesen Krieg und seine Psychologien zu sagen hat, das ist jedenfalls eine fruchtbarere und nützlichere Lektüre als die von Schlachtenschilderungen."

(Julius Hart in der „Deutschen Montagszeitung".)

„Artur Landsberger, der neuerdings auf dem Gebiete des Romans sich mit Riesenschritten die Gunst des modernen Lesepublikums zu erringen weiß, hat sein neuestes Werk erscheinen lassen. Und es wird zweifellos wie seine früheren, in so rascher Folge erschienenen Schöpfungen einen weiten Freundeskreis finden. Den schweren, großen Tagen der Gegenwart hat Landsberger einen eigenartigen Zukunftsroman abgewonnen, und man muß es ihm lassen, daß er mit beträchtlichem Geschick fast alle die Klippen gemieden hat, an denen ein so gewagtes Unternehmen scheitern kann. Dieses ehrliche und geistig starke Werk ist aus dem Empfinden unserer Tage

heraus geboren, eine kluge Leistung bester und reinster Unterhaltungsliteratur. Ihr ist in dieser großen Zeit mit Werken kleinlichen Charakters wenig gedient, so muß man denn Schöpfungen wie diese mit aufrichtiger Anerkennung begrüßen und darf ihnen ehrlich Glück auf den Weg wünschen." (Julius Keller im „Berl. Lokalanzeiger".)

„Hanns Heinz Ewers hat das Buch, das demnächst in englischer Sprache erscheinen soll, mit einem Vorwort eingeleitet, aber es kann uns vorläufig weniger bekümmern, ob die Engländer Verständnis für das interessante Problem haben werden, als die Tatsache erfreulich ist, daß Landsberger ein sehr fesselndes Buch geschrieben hat. Mit viel Geschmack und Sicherheit ist er der Gefahr ausgewichen, aus den tiefen Erschütterungen unserer großen Zeit eine Sensation zu machen oder durch ebenso billige wie unkluge Haßpredigten Erfolg zu suchen. Für ihn ist der Völkerhaß ein bedeutsames Problem geworden, das er geschickt aufrollt, mit künstlerischer Feinheit und Scharfsinn behandelt und schwungvoll durchführt. Die Handlung ist, wie immer bei Landsberger, spannend; man liest das Buch in einem Zuge herunter und freut sich der klugen und flotten Gesellschaft eines so ausgezeichneten Englandkenners. Aus der Kriegszeit geboren, ist es doch kein Kriegsroman im üblichen Sinne. Kluge Unterhaltung, reiche Anregung und spannende Handlung machen das Buch wertvoll, und es ist deshalb leicht, ihm viele Leser zu prophezeien." (J. E. P. in der „B. Z. am Mittag".)

„Das Problem ist gewagt und schwierig, aber man darf sagen, daß die Lösung dem Verfasser gelungen ist. Es ist interessant, zu sehen, wie Landsberger, weit vorausschauend, die Zukunft sich gestalten läßt."

(Fritz Goetz in „Berliner Morgenpost".)

„Dieser Roman, der gleichzeitig in englischer Sprache erscheint, wird in Deutschland und England einen Sturm erregen und stärker und nachhaltiger wirken als alle politischen Broschüren und Haßgesänge."

(Dr. R. L. in „Zeit im Bild".)

„Wenn niemand den Erwerb dieses Buches bereuen wird, so ist das dem glänzenden Erzählertalent Landsbergers zuzuschreiben, dessen Virtuosität unter allen Romanciers unserer Zeit nicht ihresgleichen hat. Mit vollendeter Künstlerschaft meistert Landsberger hier einen Stoff, der alle Gefahren, ins Kolportagehafte zu fallen, in sich trägt. Die mit künstlerischen Mitteln und daher einwandfrei gesteigerte Spannung ist einfach nicht zu überbieten." („Kleines Journal".)

Romane von Artur Landsberger

Um den Sohn

Geh. Mk. 3.50 — 12. Auflage

Ein Kunstprodukt, dem man einen dokumentarischen Wert nicht absprechen kann. (Neue Freie Presse, Wien.)

Millionäre

Geh. Mk. 5.— — 14. Auflage

Damit hat Landsberger den von Fontane, dem Meister, geschaffenen Typ des Berliner Romans erfüllt. Er hat ihn auch erweitert.

(Hamburger Fremdenblatt.)

Lu, die Kokotte

Geh. Mk. 4.— — 12. Auflage

Seit Theodor Fontane hat keiner das Berliner Gesellschaftsleben so geistreich geschildert wie Landsberger. (Neue Züricher Zeitung.)

Moral

Geh. Mk. 3.— — 15. Auflage

Wir freuen uns, daß wir endlich den Dichter Berlins bekommen haben.

(Breslauer Zeitung.)

Wie Hilde Simon mit Gott und dem Teufel kämpfte

Geh. Mk. 5.— — 12. Auflage

Artur Landsberger, der Erzähler, wurde über Nacht eine große Hoffnung.

(Julius Hart im Tag.)

Sämtlich bei Georg Müller Verlag in München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

LIBRARY
THE UNIVERSITY OF BRITISH COLUMBIA

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY